

TATARMANDL

Johannes Wierz

Copyright © 2015 Johannes Wierz

Postfach 2501 * 53015 Bonn

www.johanneswierz.de

Umschlagentwurf: Johannes Wierz

Das Vervielfältigen des Textes oder von Teilen des Textes jeglicher Art ohne Zustimmung des Autors ist nicht erlaubt.

1. Auflage

ISBN-13: 978-1-5175-7331-7

ISBN-10: 1-5175-7331-9

Alle Namen und Charaktere in diesem Buch
sind erfunden, und jede Ähnlichkeit
mit lebenden oder verstorbenen Personen
ist rein zufällig.

Das Leben bleibt auf der Strecke und darüber saust
der Zug, der dir die Blumen bringt.

1.

»Ist das Gerechtigkeit? Ihr Schweine! Ihre Schweine!«

Ich klappe den Laptop zu und verlasse den Gerichtssaal.

»Zwei Jahre nur wegen Schwarzfahren, die spinnen doch«, sagt eine ältere Dame und eine größere Rentnergruppe pflichtet ihr bei.

»Das ist Siegerjustiz! Willkür!«

Über das große Treppenhaus verlasse ich die Kathedrale der Justiz.

»Und? Was wirst du schreiben?«, fragt Fritzi, die Tochter meiner Nachbarin, die bei mir ein Praktikum macht, damit das Kindergeld nicht gestrichen wird. Fritzi hat mit 1,2 das Abitur bestanden.

»In Berlin«, wie sie sagt, »in Berlin ist es eine eins. In Bayern aber höchstens eine drei.«

»Scheiß auf die Bayern«, sage ich beim Hinausgehen.

»Aber du kommst doch daher«, fragend schaut mich Fritzi mit großen Augen an. Während sie weitergeht, blendet mich die Sonne, die durch das große Fenster des Justizgebäudes scheint.

»Ich will auf die Filmhochschule nach München und Mama sagt, dass dein Bruder...«

»Ja«, unterbreche ich sie, »ich habe schon verstanden. Aber ich habe seit Jahren keinen Kontakt zu diesem Geiergesicht.«

Was so nicht stimmt. Aber manchmal bedarf es einfach einer Notlüge.

Keine zwei Wochen ist es her, da hat ein großer orange-farbener Umschlag in meinem Briefkasten gesteckt. Anhand der Farbe habe ich sofort gewusst, dass dieser, einem Päckchen ähnliche Brief, nichts Gutes bedeuten würde.

Von Hamburg über Bonn bin ich vor Jahren in Berlin gelandet. Bis vor zwei Wochen habe ich tatsächlich geglaubt, alle Spuren verwischt zu haben.

»Verstehe ich nicht, wie man zu seinem eigenen Bruder

keinen Kontakt haben kann«, Fritzi macht ein mitleidiges Gesicht, so als hätte sie am Straßenrand einen fast verhungerten Igel gefunden. Dabei kennt sie noch nicht einmal ihren leiblichen Vater, sondern nur Kerle, die halbjährlich bei ihrer Mutter ein und wieder ausziehen.

Ich bin wahrscheinlich, der erste konstante Mann in ihrem Leben. Darum hängt sie so an mir, wie ein Kaugummi an der Sohle.

»Mein Bruder ist zurzeit nicht in München«, sage ich und überspringe einen dampfenden Hundehaufen.

»Ich dachte, du hättest keinen Kontakt«, Fritzi lässt einfach nicht locker.

»In irgendeiner Illustrierten stand was«, lüge ich schon zum zweiten Mal.

Das Gerichtsgebäude hat keinen guten Einfluss auf mich, scheint mir.

Warum dieses wirklich liebe Mädchen zum Film will, ist mir vollkommen schleierhaft. Warum will sie nicht Tierärztin oder Meeresforscherin werden?

Vielleicht ist ja der leibliche Vater ein Schauspieler oder Regisseur gewesen.

»Hier in Berlin wimmelt es doch von Kreativen und Filmleuten«, sage ich und bin stolz darauf, dass auch mein Unterbewusstsein beides voneinander trennen kann.

»Hier laufen doch nur selbstverliebte Arschlöcher herum«, erwidert Fritzi und stampft fest mit einem Stiefel auf, dass die Hundescheiße bis auf die Straße spritzt.

Fritzi will weg.

Ich kann sie ja verstehen.

Aber warum ausgerechnet nach München, und dann auch noch zu meinem Bruder?

Das erste, was mein Bruder mit ihr machen wird, ist das, was er mit allen das erste Mal macht. Er vergewaltigt sie. Er vergewaltigt sie mit seinen Geschichten, seinen Anekdoten über das Filmgeschäft.

Er schmeißt nur so um sich mit seinen Geschichtchen und Namen. Natürlich sind es die Bundesfilmpreisträger,

die Oscargewinner und die Lolaabräumer, die seinen erstunkenen und erlogenen Geschichten Glanz verleihen sollen.

Nein, mein Bruder kann keine Geschichten erzählen, nein das kann er nicht.

Das wissen auch die Frauen, seine Opfer und geben sich bereitwillig hin, bloß um keine Geschichten mehr hören zu müssen.

»Ich lade dich auf einen Kaffee ein«, höre ich mich sagen und wünsche mir, dass es mir gelingt, sie wieder auf den rechten Weg zu bringen.

»Aber nur, wenn ich aussuchen darf wo!«

Manchmal ist Fritzzi wirklich noch ein Kind.

Wir überqueren die Straße wie die Hasen und müssen lachen.

Warum will dieses hübsche und nette Mädchen ausgerechnet zum Film?

Zwei Tage hat der orangefarbene Umschlag auf meinem Küchentisch gelegen, der auch gleichzeitig als mein Schreibtisch, meine Zeitungsablage, mein Archiv und meine Müllvorsortierung dient.

Ein in Österreich abgestempelter Brief mit dem Absender meines Bruders beziehungsweise der Filmfirma seiner Frau aus München, muss doch jeden intelligenten Menschen misstrauisch machen.

Zehn Jahre, ach was, mehr als zwanzig Jahre habe ich von meinem Bruder nichts mehr gehört. Und dann dieser Umschlag.

Dick und prall hat er auf meinem Tisch zwischen leeren Fischdosen, Tellern, Kaffeetassen, Joghurtbechern und anderem Unrat gelegen.

Mein Bruder schreibt mir einen Brief, da kann nichts Gutes drin stehen. Mein Bruder hat mir noch nie einen Brief geschrieben.

Das Leben neigt sich dem Ende zu und die Bilanz ist, dass mein Bruder es nicht geschafft hat, sich mir schriftlich mitzuteilen.

Meinem Zahnarzt ist es letztendlich zu verdanken, dass ich überhaupt weiß, was mein Bruder so treibt.

Im Wartezimmer liegen die bunten Blätter eingepackt in trister Pappe eines Lesezirkels.

Zwar hat es mein Bruder bisher nicht auf die Titelseiten eines dieser bunten Blätter geschafft, aber unter *Vermischtes* oder der *Party der Woche* ist er immer anzutreffen. Manchmal ist er gleichzeitig auf mehreren Veranstaltungen, die angeblich am gleichen Tag, aber auf verschiedenen Kontinenten stattgefunden haben, zu sehen.

Immer ein Glas und eine Zigarette in der Hand. Natürlich dürfen der weiße Anzug und der Panamahut nicht fehlen, sind sie doch letztendlich sein Markenzeichen.

Beim Betrachten der Bilder meines Bruders, die ihn immer heiter zeigen, obwohl er als Kind ein ernster, fast bigotter Mensch gewesen ist, überkommt mich ein schrecklicher Verdacht.

Er hat sich verkauft. Nicht an die Film- oder Fernsehindustrie, nein an Photoshop oder ein anderes Computerprogramm.

Will man auf einem Bild etwas retuschieren oder Farbe ins Spiel bringen, drückt man einfach eine Tastenkombination und mein Bruder erscheint, samt Zigarette und Cocktailglas.

Durch meinen Zahnarzt bin ich im Bilde:

Mein Bruder ist immer noch verheiratet, kocht im Promilokal gegen den Hunger der Welt, fährt die Streif ohne Stöcke herunter und spendet den Erlös der Gaudi für einen Verein für Hirngeschädigte.

Letzte Weihnachten hat er in einem Bordell Baudelaire gelesen. Die Einnahmen sind an einen Verein zur Verhütung von Gebärmutterkrebs gegangen.

Na wunderbar. Mein Bruder, der mit mindestens tausend Frauen ungeschützt Verkehr gehabt hat.

Fritzi hat ausgerechnet den *Hungerkünstler* ausgesucht, um mit mir einen Kaffee zu trinken.

Ausgerechnet zum *Hungerkünstler*, der einem umtriebigen Wiener gehört, muss mich Fritzi entführen.

Mein Gott, wie umtriebig alle sind. Mit nichts, außer ein paar Rezepten, ist der Kellner eines Hütteldorfer Beisl nach Berlin gekommen und hat seine Millionen gemacht.

Der Wiener Dialekt und die österreichische Sprache sind es, die alle blind gemacht haben, erinnert doch die Sprache, die Melodie der Sprache, an den letzten Skiurlaub oder den ersten Sex in einer Scheune.

Im *Hungerkünstler* tragen sie alle Uniform und geben den Österreicher. Den unterwürfigen, demütigen Österreicher.

Dabei ist es der Österreicher, der längst die Oberhand hat.

Ein paar wenige von ihnen haben ausgereicht, die einst so mächtige Bayerische Landesbank nicht nur ins Schwanken zu bringen, sondern zu vernichten.

Zur gleichen Zeit, als ein bayerischer Finanzminister in einem Bierzelt seine Wahrheit ans Wahlvolk herausgeschrien hat, dass die Sozis nicht mit Geld umgehen können, haben sich ganze Armadas an Luxusjachten an der Dalmatinischen Küste in Luft aufgelöst. Dafür hat jeder achtzehnjährige Kärntner von seiner Landesregierung einen Tausender zur Begrüßung bekommen, - bezahlt aus den Töpfen der Bayerischen Landesbank.

Hungerkünstler, der Österreicher kann wenigstens mit der deutschen Sprache umgehen. Spielerisch bedient er sich der Ironie.

Während auf Berliner Kleinkunsth Bühnen der Prolet kabarettistische Erfolge feiert, ist es in Wien ein Kaiser mit Hofmarschall und Gefolge, der für Furore sorgt.

Lustlos rühre ich in einer Melange, die in Wirklichkeit ein Milchkaffee ist, herum und starre auf die farbigen Kellner in ihren K. und K. Phantasieuniformen.

Für einen kurzen Moment denke ich darüber nach, ob Österreich Kolonien gehabt hat.

»Weißt du, in München hätte ich einfach mehr Möglich-

keiten«, sagt Fritzi und holt mich zurück in die Wirklichkeit. »Vielleicht kann ich ja bei deinem Bruder wohnen. Siebzehn Zimmer soll seine Stadtvilla haben.«

»Noch einmal zum Mitschreiben. Ich habe keinen Kontakt zu meinem Bruder, seit Jahren nicht, ach was sage ich, seit Jahrzehnten nicht!«

Ich schlage so laut mit der flachen Hand auf den Tisch, dass augenblicklich alle Gäste des *Hungerkünstlers* verstummen. Denn naturgemäß gibt es im *Hungerkünstler* keine Musik, wegen der Authentizität.

»Und der Brief? Der riesige Umschlag, der fast eine Woche in deinem Briefkasten gesteckt hat?« Fritzi macht nicht den Eindruck, aufgeben zu wollen.

Was bereue ich es, ihn doch aufgemacht zu haben.

Schon beim Öffnen des Umschlags habe ich den Piepton gehört. Dieses elektronisches Geräusch, der Auslöser einer Zeitbombe, die letztendlich immer getickt hat.

»Denk an den Artikel«, sage ich in Funktion des Mentors zu meiner Volontärin.

»Habe ich längst fertig. War doch klar, dass bei dem Richter die Sache so ausgeht. Wusstest du eigentlich, dass die Tochter des Staatsanwalts drogensüchtig ist und die Frau des Richters mit einer Frau ihr Glück versucht.«

Nein, das habe ich nicht gewusst. Aber es ist mir im Grunde auch egal. Wenn ich Tag für Tag in der Kathedrale der Gerechtigkeit die glatten Stufen emporsteigen muss, ist das Verzweiflung genug.

So weit habe ich es also gebracht. Die Fünfzig gerade erreicht, sitze ich in den Reihen der Volontäre und Studenten, was den anderen Zeitungsredaktionen gar nicht recht ist. Raube ich doch allein durch meine physische Anwesenheit einer kostenlos arbeitenden Generation die letzte Illusion.

»Also, was ist jetzt mit deinem Bruder?«, bohrt Fritzi weiter. Sie wird es mal weit bringen.

Vielleicht sollte ich meinen Bruder doch anrufen. Aber dann müsste ich ihm ja auch gratulieren, weil er aus dem so

genannten *Drecksnest*, wie er unser Heimatdorf immer bezeichnet, eine international anerkannte Künstlerkolonie gemacht hat.

Mein Bruder, der in der Lage ist selbst aus Kuhscheiße, Gold zu machen.

Ja, als ich den orange leuchtenden Umschlag, den es so nur in Österreich zu kaufen gibt, geöffnet habe, ist ein Rauschen in meine Ohren gestiegen. Ein Rauschen und ein Toben haben in meinem Kopf geherrscht, dass mir regelrecht schwindelig geworden ist.

Hochglanzprospekte, kleine wie große sind auf den Küchenboden gepurzelt und mit ihnen die Menschen, die das kleine Dorf in Kärnten einmal ausgemacht haben.

Jetzt im Nachhinein kommt es mir vor, als ob ich beim Öffnen des Umschlags ein leises Zischen vernommen habe, wie wenn man eine Kaffeetüte öffnet, die vakuumverschlossen ist.

Beim Herausfallen der Hochglanzprospekte habe ich die Gesichter gesehen, habe Musik gehört, das Lied vom Schönen Wald, ein Lachen und ein Weinen. Und dann hat ein Rauschen und Toben von mir Besitz ergriffen.

Als ich wieder zu mir gekommen bin, habe ich auf dem Küchenboden gelegen und mir die Augen gerieben.

Da wo einst der stattliche Stettner Hof gestanden, signalisiert eine kindlich gemalte Sonne auf einem ausgebleichten Bretterzaun den Sonnenhof.

Das große Wallener Anwesen schmückt ein Regenbogen.

Beim Harather ist es ein Schmetterling und beim Lachner die Picasso Möwe.

Das ganze Dorf im Besitz von Außerirdischen.

Auf allen Vieren bin ich zum Küchenfenster gekrabbelt. Luft, Luft, Luft.

Ein Presslufthammer, der vor dem Haus die Straße aufreißt, hat mich zurück in die Gegenwart geholt und mich in die Verfassung versetzt, den Begleitbrief zu lesen.

Im Briefkopf schon das Konterfei meines Bruders.

Einem Foto, das bei einem seiner letzten Erfolge entstanden sein muss. Eine internationale Produktion, die auch schon wieder über fünfzehn Jahre her ist.

Hat er danach überhaupt noch einen Film gedreht?

Und was ist mit dieser russischen Balletttänzerin, die er mit Kokain versorgt haben soll?

Nein, ich mische mich nicht in ein in das Leben meines Bruders. Es ist mir egal wie er lebt.

Aber warum lässt er mich nicht in Ruhe?

Ich bestelle im *Hungerkünstler* einen Schnaps.

Seit meiner Ankunft in Berlin, die ja auch schon wieder mehr als fünfzehn Jahre zurück liegt, habe ich keinen Schnaps getrunken.

Im Grunde habe ich immer einen großen Bogen um harte Drogen gemacht.

Während mein Bruder sein ganzes Erbe in harte Drogen wie Tequila und Kokain umgesetzt hat, bin ich brav ins Wirtshaus geschlichen und habe Bier getrunken und vielleicht mal etwas Gras geraucht.

Nein, mit der Phantasie habe ich keine Probleme, ganz im Gegenteil. Die sprudelt aus mir heraus, immer noch, trotz oder wegen meines hohen Alters.

»Den Drachen in mir, den gibt es immer noch, er schlängelt sich durch Klagenfurt und kommt nicht zur Ruhe«, so mein Bruder in einer der Hochglanzbroschüren.

Nichts erinnert mehr an mein Dorf. Nein, der Hochglanz strahlt Optimismus aus.

Hochglanz, die Patina der Banken und Versicherungen. Der Rahmen meines Bruders.

»Mein lieber Bruder«, so beginnt der zweite Brief, den ich erst einmal weggelegt habe.

Mein lieber Bruder, mein lieber Bruder, was soll das denn heißen?

»Nein, auf so etwas habe ich überhaupt keine Böcke.«

»Was ist?«, fragt Fritzi.

Verdammt, ich habe mal wieder laut gedacht.

»Warum ich? Warum Film? Warum mein Bruder? Warum München?«, ich bin laut geworden.

Das Besteck wird beiseite gelegt und das Mündchen abgeputzt.

Die Gäste des *Hungerkünstlers* sind zu einem sensationslüsternen Publikum mutiert.

»Weil dein Bruder Bundesfilmpreisträger ist«, zischt Fritzi und fügt leise hinzu, dass seine Frau oder Freundin Filmproduzentin sei.

»Meinetwegen kann er mit der Bundeskanzlerin verheiratet sein. So eine Null nimmt doch niemand ernst!« Warum soll ich leise sein?

In dieser Lokalität kennt mich ohnehin niemand.

»Dann gib mir wenigstens seine Handynummer«, Fritzis Augen verwandeln sich zu gefährlichen Schlitzen.

»Handy, dass ich nicht lache. Mein Bruder hat nicht einmal einen Computer. Für ihn ist das Teufelszeug. So zumindest Gala oder Bunte!«

Bis in die Küche wird man mich nicht nur gehört, sondern auch verstanden haben.

Jetzt wird für die Galerie gespielt. Vielleicht bringt ja die schmatzende Masse ein Mädchen zur Vernunft, das am Anfang seines Lebens steht.

»Natürlich hat dein Bruder ein Handy. Jeder Mensch, ach was, jedes Lebewesen hat ein Handy.«

Niemand kann sich so schön auf die Lippen beißen wie Fritzi.

»Entschuldigen Sie bitte. Könnte ich vielleicht ein Autogramm von ihrem Bruder haben?«, eine ältere Dame, deren Hut mit einem ganzen Büschel an Fasanenfedern, sie als Nichtberlinerin ausweist, hat sich einfach an unseren Tisch gesetzt.

»Wie bitte?«, frage ich entgeistert zurück. Denn ich sehe meinem Bruder auch nicht im Entferntesten ähnlich. Alle in unserer Familie haben blaue Augen. Mit Ausnahme meines Bruders, der mit braunen Augen und wie ein Affe behaart auf die Welt gekommen ist.

»Den hat uns einer ins Nest gelegt«, soll anfangs der Großvater beim Anblick des Säuglings gesagt haben.

Auch soll er bereit gewesen sein, so mein betrunkenener Vater, bei einem der unsäglichen Familienfeste, die immer in einem Besäufnis geendet sind, den Neugeborenen in einem Kartoffelsack in der Gurk zu entsorgen. So wie er es immer mit den neugeborenen Katzen getan hat.

Erst als ich Jahre später auf die Welt gekommen bin, hat sich der Großvater meines Bruders angenommen. Mein Anblick soll ihn zuerst stumm und dann unheimlich wütend gemacht haben.

Böse Zungen im Dorf haben eine zeitlang behauptet, dass er den Tierarzt angewiesen hat, das Sperma meines Vaters auf seine Tauglichkeit zu untersuchen.

»Sie haben doch bestimmt ein Autogramm Ihres Bruders dabei«, die ältere Dame in ihrem folkloristischen Jagdkostüm lässt nicht locker.

»Sie kennen weder mich und schon gar nicht meinen Bruder!«

Natürlich entgeht mir nicht, wie Fritzi versucht, ihre Freude zu unterdrücken.

Immerhin bin ich auf dem besten Weg sie von ihrer Schnapsidee zum Film zu wollen, abzubringen.

»Aber mein Herr«, sagt das in die Jahre gekommene Flintenweib, »natürlich kenne ich Sie. Sie sind Maler. Ihr Herr Bruder hat doch extra für Sie ein Lied geschrieben.«

»Mein Bruder schreibt keine Lieder. Er komponiert wenn überhaupt Cocktails. Die er dann allesamt nach seinen Abenteuern benennt«, erwidere ich und freue mich, dass Fritzi ganz fasziniert von meinem Tun ist.

»Gestatten Tarantulla«, ein Herr mit Gamsbart an der Hutkrempe hat sich zu uns an den Tisch gesellt.

»Unsinn«, berichtigt er sich selber, »Spinne, Dr. Spinne, Wirtschaftsprüfer, staatlich Vereidigter sowieso!«

Fast schon bereue ich es, meinen Mund so weit aufgerissen zu haben, nur um ein Mädchen wieder auf den rechten Weg zu bringen.

»Natürlich sind sie der Bruder, genau die gleiche Stimme«, die rüstige Dame scheint sich sicher.

»Aber ja, Sie müssen wissen, wir fahren mindestens zwei Mal im Jahr nach Kärnten. Meine Frau hat dort eine Jagd.«

Dr. Spinne zieht den Hut.

»Eigentlich waren wir ja schon im Gehen begriffen, aber dann meinte meine Frau, dass Sie sich sicherlich freuen würden, wenn wir Ihnen kurz Grüße für Ihren Bruder ausrichten.«

»Sie wollen also allen Ernstes behaupten, dass Sie meinen Bruder kennen?«

Langsam entgleitet mir die Sache.

»Aber natürlich«, erwidert die passionierte Jägerin, »wer kennt Ihren Bruder nicht? Über all die langen Jahre, man kann sagen, über unsere gesamten Ehe, die nicht immer glücklich gewesen ist, das können Sie mir glauben, begleitet uns Ihr Bruder. Man kann auch sagen, dass Ihr Herr Bruder ein Teil unserer Familie geworden ist.«

Für einen Moment muss das rüstige Flintenweib Luft holen, dabei verschiebt sich ihr Gebiss ein wenig.

»Was meine Frau zum Ausdruck bringen möchte, ist, dass wir Ihrem Herrn Bruder unerhört dankbar sind. Er hat uns über so manche dunkle Stunde hinweggeholfen. Fünfzig Ehejahre sind kein Zuckerschlecken«, ängstlich schaut der Gamsbartträger zur Seite.

»Ist das Ihre Freundin? Ganz wie der Bruder, der hat ja auch den Hang zu diesen jungen Dingen. Aber warum nicht? In Künstlerkreisen ist das erlaubt. Ein Künstler braucht ja eine Muse, einen Brunnen, aus dem er jeden Tag schöpfen kann«, der Ton der alten Dame bekommt etwas Schnippisches.

Niemand kennt meinen Bruder fünfzig Jahre.

Mit den Enttäuschten, den Sitzenglassenen, den Geprellten, den Leichen, könnte ich eine Partei gründen.

Ich kenne niemanden, der so verschwenderisch mit seinem Genmaterial um sich schießt, wie mein Bruder. Eine Eigenart, die er von meinem Großvater geerbt hat,

der auch kein Kind von Traurigkeit gewesen sein soll.

Von Brest über Trondheim, Riga, Stalingrad, Kreta, Monte Cassino, Wien, Klagenfurt und sein Tal, überall hat er seine genetischen Spuren hinterlassen.

»Sie sagen ja gar nichts?«, die alte Jägerin ist nur die Speerspitze des Publikums, das sogar die Kellner im *Hungerkünstler* maßregelt, leise das Geschirr abzuräumen.

Nein, die Sache ist mir entglitten.

Ich weiß es, Fritzi weiß es, und das nehme ich ihr übel. Siegesicher sitzt sie mir gegenüber.

Für den Eingeweihten, den Kenner, strahlt ihr Gesicht reinstes Vergnügen aus, für die anderen, die Gäste im *Hungerkünstler*, gibt sie die gelangweilte junge Gör..., ach was Geliebte.

Natürlich schmeichelt mir das, eine Geliebte in dem Alter.

Unsinn, es schmeichelt nicht, macht mich zum Narren. Künstler hin oder her, vor allem im *Hungerkünstler*.

Nein, im *Hungerkünstler* möchte ich kein Künstler sein. Da habe ich ohnehin keine Chance.

Vom Einkäufer, über den Kellner, den Koch, alle sind sie Künstler. Nur eines sind sie nicht: Hungerkünstler!

Erst jetzt, wo mich das ältere Ehepaar mit dem Hang zum Töten, angesprochen hat, wird mir wieder diese Art Fälschung bewusst.

Genauso, wie drüben in der Kathedrale der Gerechtigkeit Recht gesprochen wird. Im Grunde alles nur Kulisse. Eine gigantische Freitreppe, die nur Selbstzweck ist, einschüchtern soll, weil die Gestalten in ihren glatten Talaren ohnehin die Angsthasen der Nation sind.

Sind es nicht immer die Angsthasen, die die Welt regieren, mit ihrem pathologischen Größenwahn, der mit einem pathologischen Verfolgungswahn einhergeht und dadurch mehr als krankhafte Züge trägt?

»Wir müssen«, sage ich und winke den Kellner an unseren Tisch, der diese übertriebene Geste als Höchststrafe empfindet.

Sieben Euro für einen Kaffee. Der *Hungerkünstler* macht seinem Namen alle Ehre.

»Aber was ist denn jetzt mit unserem Autogramm. Sie haben es versprochen.«

Fasanenhütchen und Gamsbart nicken synchron.

»Wir müssen«, wiederhole ich und stehe auf, »mein Bruder wartet.«

Jetzt, ohne sich umzudrehen, einfach gerade durch den Raum.

»Dann grüßen Sie den Udo Jürgens ganz nett von uns«, ruft mir die passionierte Jägerin hinterher, was unter den Gästen ein erstauntes Raunen hervorruft.

Ich und der Bruder von Udo Jürgens?

Ja, wie haben wir es denn?

Auch wenn ich mehr als die Hälfte meines Lebens hinter mich gebracht habe, so alt sehe ich wirklich nicht aus.

Der Bruder von Udo Jürgens, was für eine Unverschämtheit. Wenn überhaupt der Sohn, wenn nicht gar der Enkel. Aber der Bruder?

Dass sie meinen Bruder nicht gemeint hat, ist mir ja von Anfang an klar gewesen. Zu unterschiedlich ist unser Aussehen.

Während mein Bruder eben der dunkle Typ ist und gerne im Fernsehen als Italiener oder Türke besetzt wird, so bin ich eher der helle Typ, der in der Fußgängerzone von Stockholm oder Tallin überhaupt nicht auffallen würde.

Dennoch bin ich oft für meinen Bruder gehalten worden, besonders dort, wo wir seit Jahrzehnten nicht mehr gemeinsam aufgetreten sind.

Gerade in unserem Heimatort gibt es viele, die glauben, dass meine Eltern nur einen Sohn gehabt haben.

Auch ist es nicht selten vorgekommen, dass ich wegen meines Bruders zusammengeschlagen worden bin.

Die Burschen aus dem Nachbardorf, wo mein Bruder wieder einmal ein Mädchenherz gebrochen hat, haben mich einfach verwechselt und mir ein gebrochenes Nasen-

bein hinterlassen.

Während mein Bruder also heute für seine griechische Nase bewundert wird, werde ich höchstens gefragt, ob ich früher geboxt hätte.

Nein, ich habe nicht geboxt, ich bin bloß zusammengeslagen worden.

»Nein, wir fahren nicht zu meinem Bruder nach München!«

Einer muss doch dieses Kind erziehen.

»Aber ich dachte...«, Fritzi ist den Tränen nahe.

Nein heißt nein, Fritzi fehlt die Konstante in ihrem Leben.

Es wird Zeit, dass sie das endlich lernt.

2.

Seit mehr als einer Stunde befinden wir uns auf der Autobahn.

Von wegen Berlin ist nur ein Dorf.

Ich habe den Beifahrersitz nach hinten gedreht und liege mehr oder weniger im Auto. Ich starre aus dem Fenster und zähle die Lampen der Straßenbeleuchtung.

Warum lässt sich Hochglanzpapier so schlecht anzünden?

Zum Glück führe ich einen soliden Haushalt. Und mit Reinigungsbenzin gehen nicht nur alle Flecken weg. Nein, Reinigungsbenzin richtig angewandt ist eine sehr patente Lösung.

Hat mein Bruder etwas anderes erwartet?

Mir nach all den Jahren des eisernen Schweigens, des berechtigten Schweigens, zu schreiben, hätte ich mir in den kühnsten Träumen nicht vorstellen können. Ich bin felsenfest davon ausgegangen, von meinem Bruder nichts mehr zu hören.

Selbst auf der Testamentseröffnung ist er seinerzeit nicht persönlich erschienen, sondern hat einen Nobelanwalt aus der Sophienstraße in München vorgeschickt.

Auch ans Telefon ist er damals nicht persönlich gegangen und hat sich von seiner Frau verleugnen lassen.

Und jetzt das!

Hochglanzprospekte, die einfach nicht brennen wollen!

Was für eine Frechheit, mich für sein Projekt gewinnen zu wollen.

Er, der immer von einem *Drecksnest* gesprochen hat, wenn von Weißberg die Rede gewesen ist, will mit einem Mal ein Künstlerdorf aufbauen?

Wo ist denn da der Haken?

Was will uns mein Bruder denn da verkaufen?

Was hat er da unten überhaupt zu schaffen?

Alle direkten Verwandten sind tot.

Sicher es gibt noch Tanten und zahlreiche Cousinen, die mein Bruder entjungfert hat.

Aber es ist ja kaum anzunehmen, dass gerade meine Cousinen, die alle eher von kräftiger Statur sind, sein Heimweh beflügelt haben.

Also stellt sich die Frage, was macht er da, was hat er da zu suchen?

Zudem er immer behauptet hat, den Anteil seines Erbes für einen Film veräußert zu haben.

Mir kann es egal sein.

Ich habe Reinigungsbenzin, überall finde ich die kleinen Fläschchen und komme so auf fast einen Liter.

Naturgemäß ist mein Bruder auf der Rückseite der Hochglanzprospekte immer im Profil abgebildet, damit auch ein jeder seine wohlgeformte klassizistische griechische Nase bewundern kann.

Nein, ich will das alles gar nicht wissen.

Zudem ein Anruf bei der Tante, ausreichen würde, um die Dinge wieder ins rechte Licht zu rücken.

Die Schwester meiner Mutter ist doch diejenige, die alles regelt, das Elternhaus in Ordnung hält und den großväterlichen Besitz, soweit noch vorhanden, verwaltet.

Mir kann es egal sein. Ich habe vor fast zehn Jahren die Finger gehoben. Ein nüchterner Verwaltungsakt, vorgenommen an einem uralten Computer des Gerichtsvollziehers, dessen Einrichtung nicht gerade nach Wohlstand ausgesehen hat.

Ja, ich bin vogelfrei, etwas, was meine Hamburger Frau ja immer schon vorausgesehen hat.

»Ich will kein Kind, sondern einen Mann, einen richtigen Mann«, hat seinerzeit meine Frau geflucht und sich nicht mehr bei mir gemeldet.

Zwei Wochen später habe ich erfahren, dass sie an Masern erkrankt ist. Nein, da gibt es keine Zusammenhänge. Irgendeiner ihrer so genannten guten Bekannten wird ihr den Virus ins Haus geschickt haben.

Europäisches Künstlerdorf, kleiner hat es mein Bruder

nicht.

Vielleicht will er das alte Holzschießhaus meines Großvaters als Weltkulturerbe verkaufen. Zuzutrauen wäre es ihm.

Jahrzehntelang hat mein Bruder immer von einem *Drecksnest* gesprochen, wenn er Weißberg gemeint hat und jetzt will er mit meiner Hilfe ein Europäisches Künstlerdorf aus dem Nichts entstehen lassen.

Ein Konzept soll ich schreiben, ein Drehbuch für einen Werbefilm über meine Heimat.

Ja, Deine Heimat. hat mein Bruder geschrieben und nicht von unserer Heimat gesprochen.

Für ihn ist das alles nur ein Projekt, ein Job, den er macht, um seinen extravaganten Lebensstil zu finanzieren.

Ich kann mich nicht erinnern, dass er je etwas ohne Hintergedanken gemacht hat.

Durch und durch eine auf das Geld fixierte Person, nicht mehr, aber auch nicht weniger.

Sollte ich vielleicht den Bürgermeister von Weißberg anrufen und ihn über die Charaktereigenschaften meines Bruders informieren?

Unsinn, der Ignaz, den alle nur Nazi gerufen haben, ist ja erst mit meinem Bruder in einer Klasse und später bei mir in der Klasse gewesen.

Wenn er nur einen Funken, wohlgermerkt nur einen Funken Verstand besitzt, wird er sich auf den Pakt mit dem Teufel nicht einlassen.

Sicher, der Nazi ist in der Schule nicht der Beste gewesen und hat, so weit ich weiß, mit der Grundschule auch seine schulische Laufbahn beendet. Aber was heißt das schon?

Nein, der Nazi ist schon in Ordnung gewesen.

Leid hat er mir getan, weil er auf dem väterlichen Hof wie ein Leibeigener behandelt worden ist. Schon als Zehnjähriger hat er Hände wie ein Erwachsener gehabt, rau und voller Schwielen.

Manchmal hat er ganze Nächte Holzhacken müssen, nur

weil der despotische Vater, es so befohlen hat.

Während der Erntezeit ist der Nazi überhaupt nicht in der Schule gewesen. Da hat er bis zum Umfallen schuften müssen.

Zudem verfügt der Kirschnerhof über solche Steilhänge, das selbst die Haflinger nicht in der Lage gewesen sind, den Pflug oder das Schneidmesser zu ziehen.

Der Kirschner, der immer nur vom *Rotzbu* gesprochen hat, wenn er seinen Sohn den Nazi gemeint hat, ist ihm mit der Peitsche oder dem Ochsenziemer entgegengetreten und hat ihn vor die Wahl gestellt.

Fast immer hat er sich seinem Schicksal ergeben und sich vor den Pflug oder die Schneidemaschine einspannen lassen.

Der Nazi ist das einzige Kind in der Schule gewesen, das im Sportunterricht mit langen Ärmeln hat antreten dürfen, damit wir anderen Kinder die Striemen und blaue Flecken nicht sehen sollen.

Dabei ist es im ganzen Ort, im ganzen Tal bekannt gewesen, das der Kirschnerbauer, Frau und Kinder schlägt, nein, regelrecht verprügelt.

Den Kirschner hat man dann in seinem Scheißhaus tot aufgefunden und nicht so recht gewusst, ob er erstickt oder am Herzstillstand gestorben ist.

Normalerweise wäre die Geschichte mit dem Tod des Kirschners auf dem Scheißhaus auch gar nicht so publik geworden.

In Weißberg und Umgebung sind die Menschen recht häufig auf dem Scheißhaus gefunden worden.

Im Winter sind sie erfroren aufgefunden, im Sommer voller Fliegen angetroffen worden.

Nur der Kirschner hat falsch herum im Scheißhaus gesteckt, worauf nicht nur der Gendarmerieposten in der Stadt geholt, sondern auch die beiden benachbarten Freiwilligen Feuerwehren.

Der Kirschner hat sich so im Loch des Scheißhauses verkeilt, dass er nur mit schwerem Gerät unter zur

Hilfenahme des Bundesheers in die Gerichtsmedizin abtransportiert hat werden können.

Der Tieflader einer Pioniereinheit hat ihn mitsamt dem Scheißhaus in die Landeshauptstadt fahren müssen.

Böse Zungen behaupten, dass am Rande der Straße die Menschen applaudiert haben sollen.

Später hat in der Zeitung gestanden, dass dem Kirschner beim Brunzen das Gebiss heraus gefallen sei und auf der Suche nach selben, er in der Öffnung des Abortes hängen geblieben sei. Durch die Gase der Sickergrube sei er gleich in Ohnmacht gefallen und hat somit überhaupt nicht leiden müssen.

Dass sein Rücken zahlreiche Verletzungen und Striemen aufgewiesen hat, ist damit erklärt worden, dass der Kirschner regelmäßiger Gast bei einer Frau gewesen sein soll, die auf einer abgelegenen Alm ihre Dienste angeboten hat.

Die Lederleni, so ihr Künstlername, soll für viel Geld so manchen Würdenträger und so manche Berühmtheit, grün und blau geschlagen haben.

Leider, so die Zeitungen, hätte man die Lederleni nicht mehr einvernehmen können, da sie ganz überraschend hier ihre Zelte abgebrochen und zurück nach Jugoslawien gereist sei, um ihre kranken Eltern zu pflegen.

Frage: Warum gibt es in Österreich so wenig frischen Fisch?

Antwort: Weil er sich weigert in eine österreichische Zeitung eingepackt zu werden.

Warum brennt diese Hochglanzscheiße auf meinem Küchentisch nicht?

Es saugt und saugt gierig das Reinigungsbenzin auf, aber das ist schon alles.

Ein paar kleine blaue lächerliche Flämmchen, damit kann ich das Dauergrinsen meines Bruders nicht beenden.

Gut, seine klassische griechische Nase verläuft ein wenig, entwickelt sich erst zu einer klassischen Pinocchio-nase bevor sie zum Elefantenrüssel mutiert.

Klättern das Ganze. Im Bad müsste ich noch Haarlack haben.

Brennt Haarlack nicht immer?

Ich suche in meiner Wohnung alles ab, auf dem ein Feuer mit einem X abgebildet ist und gieße die Flüssigkeiten und den frisch geriebenen Grillanzünder über die mit Benzin getränkten Hochglanzprospekte.

Warum sind jetzt die Streichhölzer nass, brechen ab, bei jedem Reiben?

Irgendwo muss ich noch ein Feuerzeug haben.

Nein, dem Nazi gönne ich den Aufstieg. Bürgermeister, das ist doch was.

Auch wenn ich weiß, dass sich sonst niemand für diesen aufreibenden Job gemeldet hat.

Das Internet ist eine große Petze, wie früher die Jellinek aus dem 2. Bezirk, die es einfach nicht ertragen hat, dass ich mit meiner großen Liebe aus den Fängen des Großvaters nach Wien geflohen bin.

Warum brennt es nicht?

Warum will diese Hochglanzscheiße einfach nicht brennen?

Fast zehn Jahre habe ich in friedlicher Eintracht gewohnt, seinerzeit in Bonn mit den letzten Spitzenkräften nach Berlin geschwemmt worden. Den wirklichen Grund habe ich vergessen.

Gehirnwäsche, das Markenzeichen der Berliner Republik.

In Kreuzberg gelandet, wo sich erwachsene Menschen die Augen gerieben haben, weil plötzlich und unerwartet die eigene Mutter mit Hundertzwei Jahren gestorben ist. Ja, das sind Schicksale.

Die Berliner Presse, hat mich sofort mit Kuschhand empfangen. Die Berliner Presse!

Eine Anhäufung an Dilettanten und Speichelleckern, die froh gewesen sind, zumindest einen Menschen mit einer gewissen Allgemeinbildung gefunden zu haben, den sie mit

Zeilengeld abfertigen können.

Seit zwei Jahrzehnten prangert in Kreuzberg ein großes Graffiti mit der Aufschrift: *Bonner go home*.

Wenn ich mich dunkel erinnere, habe ich seinerzeit die Miete nicht mehr zahlen können.

Unsinn, ich habe dort ja nie Miete zahlen müssen, weil ich dort den Hausverwalter, den Hausmeister und den Spitzel gegeben habe.

Bis zu dem Tag, als mein so genannter bester Freund das Haus verkauft hat, weil er es durch mich, zwar von mir nicht gewollt, fast mieterfrei für einen Höchstpreis hat verkaufen können.

Eine ukrainische Prostituierte, die sich als tschechisches Jahrhundertgenie in der bildenden Kunst ausgegeben hat und angeblich über eine stattliche Sammlung an deutschen und russischen Expressionisten verfügt haben soll, hat ihm das ganze Geld nach und nach abgeknöpft. Selbst sein Pferd hat mein so genannter bester Freund verkaufen müssen.

Im Grunde verdanke ich ihm meinen Umzug nach Berlin.

Zum Glück ist es Sommer gewesen, als ich seinerzeit in Bonn obdachlos geworden bin.

Der Moment der vollkommenen Schutzlosigkeit ist wohl das allerschlimmste gewesen.

Plötzlich hat ein Tag wirklich vierundzwanzig Stunden. Vierundzwanzig Stunden, an denen man aufpassen muss. Ich erinnere, mich als wäre es gestern.

Mit einem Mal habe ich das Gefühl gehabt, besser zu hören und zu sehen. Auch die Fähigkeit Dinge vorauszu- sehen, sind plötzlich Bestandteil meines Lebens gewesen.

Naturgemäß habe ich jeden Kontakt zu den anderen auf der Straße lebenden Menschen und Kreaturen gemieden. Bin in Museen gegangen, die keinen Eintritt verlangt haben. Habe mich in Buchhandlungen und öffentlichen Bibliotheken herumgedrückt und bin seltsamerweise im-mer wieder auf dieselben Menschen

gestoßen, die so wie ich reflexartig verschämt zu Boden geschaut haben.

Dann ist es kälter geworden, nicht langsam, dass sich ein Körper daran hätte gewöhnen können. Nein, von einem Tag auf den anderen sind die Temperaturen um mindestens fünfzehn Grad gesunken.

Im Kaufhof, in der Elektroabteilung, haben mir neunundvierzig geklonte Nachrichtensprecher mitgeteilt, dass so etwas, seit der Aufzeichnung des Wetters noch nie vorgekommen sei. Ich gehe auf derselben Etage auf Toilette und wasche mich mit lauwarmem Wasser.

Für einen Außenstehenden bedeutet so etwas das Ende.

Schnell wird da von der Kugel gesprochen, die man sich gibt; den Tabletten, damit es schnell geht; dem Strick, um es allen ein letztes Mal zu zeigen; der Vor den Zugspringer sagt nichts, der steigt die Böschung hoch, eckelt sich über den Fäkaliengeruch, der vom Bahndamm ausgeht und findet es nach ein paar tiefen Lungenzügen verdammt ehrlich, weil nicht nur das Leben, sondern auch die Welt scheiße ist.

Dem Zug entgegengehen, dabei Kopfhörer auf, the doors oder Kurt Cobain, ein kleiner Stolperer und schon liegt man auf der Fresse.

Die Nase blutet, aber das bekommt man nicht mehr mit. Nur das Blut, das über die Nebenhöhlen in den Rachenraum rinnt, schmeckt eisern.

Ja, beschissen ist das Leben und eisern das Ungetüm, das sich nähert. Die Gleise vibrieren, das ist der Beat, the doors, Kurt Cobain. Leonard Cohen ist nur etwas für die Badewanne.

Wenn man die Lichter näher kommen sieht, ist es wie mit der Schlange und dem Hasen. Nein, dann gibt es kein Zurück mehr. Es sei denn, man scheidet mit einer oder durch eine Rechts Links Schwäche aus dem Leben.

Da geht man und geht man die Gleise entlang und hört zum wiederholten mal the doors, oder Kurt Cobain, denkt, ver-dammt, das muss ein Zeichen sein: kein Zug weit und

breit, nirgendwo diese kleinen Lichter, die immer größer und größer werden.

Das ist doch ein Wink des Schicksals.

Verdammt, die Welt hört auf mich, hat mich kleine Wurst erhört, mich gesehen.

Ach was, die Welt, das Universum ist auf mein Schicksal aufmerksam geworden. Und plötzlich glaubt man, selbst zu strahlen und tatsächlich, die Gleise, die Dornenbüsche am Rand des Bahndamms erhellen sich. Aus Nacht wird Tag, das Universum hat mir Macht gegeben.

Natürlich braucht man in dem Moment keine the doors, oder Kurt Cobain mehr, sondern reißt die Stöpsel aus den Ohren, um ein geistiges Meer vor Augen zu teilen.

Aber da ist es der Schnellzug aus München, der mit fast zweistündiger Verspätung, nicht nur die Träume platzen lässt.

Wir fahren durch die Nacht und haben Berlin immer noch nicht verlassen.

Vielleicht findet Fritzi nicht heraus. Immerhin ist sie hier geboren.

Ich bin es nicht, der ihr die Nabelschnur kappt, so dick und lang wie ein Bungeeseil.

Wenn wir die Stadtautobahn verlassen, wird das Seil zurückschnellen.

Scheiße kalt ist es von einem Tag auf den anderen geworden. Körper und Geist haben von einem Moment auf den anderen reagiert. Was nichts anderes geheißen hat, dass ich mir wirklich eine Bleibe zu suchen habe.

Auch das, was schon in der ersten Nacht passiert ist, kann ich mir nur mit dem funktionierenden Leitsystem meines Urinstinkts erklären.

Ich weiß zum Beispiel überhaupt nicht, warum ich weit nach Mitternacht auf einem Parkplatz gelandet bin.

Auch alles weitere Tun hat mir relativ wenig zu schaffen gemacht.

Wie von fremder Hand, bin ich ziellos über den großen Parkplatz gelaufen, habe nicht gewusst wieso und warum. Ein paar leere Flaschen habe ich eingesammelt, das sicher. Aber dann?

Wie bin ich auf das Auto gestoßen, wo ich noch nicht einmal einen Führerschein besitze?

Ja, das rote Auto hat da gestanden, ist offen gewesen, nachdem ich mindestens vierzig andere Autotüren vergebens versucht habe, auf zu machen.

Das rote Auto ist mir den Winter über Heimstatt und ein Zuhause gewesen.

Am 23. April ist der rote Wagen weg gewesen, abgeholt mit all meinen Sachen, in der Hauptsache dreckige Wäsche.

Dennoch, dieser rote Wagen hat mir das Leben gerettet.

Immer noch befinden wir uns auf der Stadtautobahn und drehen unsere Runde. So groß kann Berlin überhaupt nicht sein.

Vielleicht dreht Fritzi ja eine Ehrenrunde, mit der Absicht...

Unsinn, sie will ja weg.

»Weißt du eigentlich, dass du immer noch nach Rauch stinkst«, das ist das erste Mal, dass Fritzi seit unserer Abreise mit mir spricht.

Dankbarkeit lässt sich daraus nicht heraushören. Selbst beim besten Willen nicht.

»Ich habe momentan nichts anderes zum Anziehen«, sage ich und starre weiter durch die Windschutzscheibe, in der ich meinen Kopf wie einen Geist hüpfen sehe.

Ja, das rote Auto, denke ich. Daran habe ich auch gedacht, als die Hochglanzbroschüren von meinem Bruder auf dem Küchentisch nicht gebrannt haben.

»Das ganze verdammte Drecksnest einfach anzünden«, davon hat mein Bruder oft gesprochen und es bei dem Bushäuschen außerhalb des Ortes belassen.

Es hat direkt neben dem Spritzenhaus aus Holz ge-

standen, das direkt an den Fischteich angengrenzt ist, in dem die Forellen von einem Teichbecken in ein anderes gesprungen und auf dessen Oberfläche immer leere Flaschen geschwommen sind.

Der Fischteichbesitzer ist in dritter Generation Alkoholiker gewesen.

Wie die Demonstranten in vielen europäischen Hauptstädten hat mein Bruder, der auch einen Armeeparker getragen hat, die Weinflasche, die randvoll mit Benzin gewesen ist, am Lappen angezündet, der aus der Öffnung herausgelugt hat. Lichterloh ist das Bushäuschen in Flammen aufgegangen und mit ihm ein Plakat der *Drei Amados*, die alle drei ziemlich Scheiße ausgesehen haben.

»Rotfront«, hat mein Bruder noch gesagt und die geballte Faust in den blutorange roten Himmel gestreckt.

Als mein Bruder sein nagelneues Rennrad und ich das alte Klapprad der Mutter bestiegen haben, sind die ersten Funken übergesprungen.

»Es brennt, es brennt«, habe ich meinen Bruder angeschrien, »das ganze Dorf wird abbrennen!«

»Ach was«, hat er mich angeraunzt und hinzugefügt, »und wenn. Um das Drecksnest ist es nicht schade. Schlimmer kommt's nimmer.«

Während mein Bruder geradelt ist, habe ich gestrampelt, um mein Leben bin ich in die Pedalen getreten.

Die ganze Nacht sind wir gefahren, bis wir an der Kreuzung, an der zwei Bundesstraßen aufeinander treffen, gehalten haben.

»Hörst du die Sirene?«, hat mein Bruder mich gefragt.

»Also!«

Ja, das rote Auto hat mich über den Winter gebracht. Seine Ansprüche sind relativ gering gewesen.

Jeden Tag ein paar Liter, um die Batterie aufzuladen und um ein paar Runden um den Block zu fahren, damit der Frost aus den Sitzen verschwinden kann.

In meiner Küche in Berlin riecht es nach Benzin.
Der Holzboden weist schon Flecken auf.

Hoffentlich bekomme ich sie wieder heraus, denn mein Vermieter ist ein penibler Einheitsgewinnler aus dem Westen, genauer gesagt aus Bonn. Ein hochrangiger Beamter, der die Zeichen der Zeit erkannt hat und rechtzeitig, eine Immobilie nach der anderen aufgekauft hat.

»Ich mag Sie«, hat er mir erst vor einer Woche auf der Treppe gesagt, »deswegen zahlen Sie ja auch nur die Hälfte von den anderen Spinnern im Haus. Falls Sie mal einen dieser Autoanzünder dingfest oder zumindest identifizieren können, lassen Sie es mich wissen. Ein Auto oder eine Jahresmiete ist mit Sicherheit drin.«

Zum Glück gibt es in meinem Kiez jetzt Häuser, in denen man die eigenen Autos mit ins Bett nehmen kann.

Während oben auf meinem Küchentisch die Hochglanzprospekte meines Bruders liegen, knie ich längst unter dem Tisch und versuche dem tropfenden Benzin Herr zu werden.

Da ein Fleck, da ein Spritzer, das Fischgräten-parkett weist Spuren auf, die mir der Ministerialdirigent niemals verzeihen wird

»Sie kommen aus Bonn, Sie haben die Wohnung«, hat er seinerzeit freudestrahlend gesagt, nachdem er mindestens zehn Minuten meinen Personalausweis bäugt, gegen das Licht gehalten und geistig darauf herumgekaut hat.

Und jetzt das!

Wie ein Verrückter habe ich auf diese Wohnung aufgepasst. Anfangs kein Loch gebohrt, noch nicht einmal einen Nagel in die Wand geschlagen. Die Schuhe ausgezogen, versucht nicht zu kochen, kein heißes Wasser benutzt. Alles Maßnahmen, die nicht einzuhalten gewesen sind. Denn im Kiez gibt es Regeln. Natürlich kann man sich aus allem heraushalten.

Die Frage ist nur, ob die anderen das auch tun. Nein, in der Regel tun sie es nicht.

Alles beginnt mit einem Klingeln.

»Party!«

Dann stürmen sie auch schon den Eingang.

Befehle werden gerufen:

»Wo ist die Küche?«

»Geht der Kühlschrank?«

»Wo ist das Bier?«

»Verdammt, hinter der Doppeltür war kein Balkon!«

»Das Klo ist verstopft.«

»Das war ein Bidet.«

Nein, all das habe ich überstanden. Meine Wohnung hat immer noch den jungfräulichen Charme eines Erstbezugs. Wäre da nicht der tiefende Küchentisch, auf dem die Hochglanzprospekte meines Bruders liegen.

Ich liege gern unter dem Tisch und versuche dem Benzin und den Flecken Herr zu werden.

Ich liebe diese Wohnung. Sie ist mir Heimstatt, Trotsburg, Bibliothek, Archiv, einfach alles.

Diese Wohnung repräsentiert mein künstlerisches Leben.

Ich habe es geschafft, dass meine Bücher, meine Filme, meine Manuskripte, meine Drehbücher, Romane, Gedichte, Theaterstücke, meine Sammlung Avantgarde - Musik der 20er Jahre, Tonträger wie Videos, Briefe, Postkarten, einfach alles, einen Platz gefunden haben.

Mein Vermieter ist der erste und im Grunde der einzige gewesen, der diese Ansammlung an wirklichen Werten respektvoll kommentiert hat.

»Allein die Bilder sind ein Vermögen wert«, hat der Ministerialdirigent zu mir gesagt.

Mag sein, mag sein. Ich glaube, dass die umfangreiche Briefmarkensammlung meines Vaters ein Vermögen wert ist.

»Verkauf die Briefmarkensammlung und du bist Millionär«, hat mein Bruder zu mir gesagt.

»Die Briefmarkensammlung ist deine Rettung.«

Und die Münzen habe ich mich gefragt, die ganzen

Bücher, die es nicht mehr zu kaufen gibt.

»Unsinn, Sie besitzen einen Schatz!«

Natürlich kann mein Vermieter lustig sein.

Ich lege den Küchenfußboden mit Zeitungen aus. Denn zu allem Pech tropft auch noch einer der beiden vollen Benzinkanister, die ich an der Nachttanke in unserem Kiez gekauft habe.

Berlin, die Weltstadt mit Herz schläft nie. Sie ist immer in Bewegung.

Nur der Kassierer in der Nachttanke hat sich am Hinterkopf gekratzt, als ich ihm die Nummer der Zapfsäule gesagt habe. Weiß er doch um die Todesursache in meiner Familie.

Mit Ausnahme der Großmutter, die friedlich in ihrem eigenen Bett eingeschlafen ist, sind sie alle durch das Auto ums Leben gekommen.

Ist es da nicht zu verstehen, dass ich kein Auto, geschweige denn einen Führerschein habe.

Gegen das Benzin von der Nachttanke hat selbst das ewig grinsende Gesicht meines Bruders keine Chance. Es verläuft gnadenlos und erinnert mich an der Tischkante an Salvador Dali.

Auch das neu erschaffene Künstlerdorf, das mit EU Geldern geförderte Drecksnest meines Bruders, verteilt sich auf der Tischoberfläche.

So wie seinerzeit mein Bruder, die brennende Flasche auf das Bushäuschen neben dem Spritzenhaus der Freiwilligen Feuerwehr geworfen hat, so schnippe ich im hohen Bogen ein brennendes Streichholz Richtung Küchentisch.

In einem mittelmäßigen Kinostreifen wäre das brennende Streichholz in Zeitlupe Richtung Küchentisch geflogen. Es hätte sich in der Luft mehrmals gedreht, ohne dass dabei die Flamme ausgegangen wäre.

Film ist nicht Wirklichkeit.

In der Wirklichkeit herrschen physikalische Gesetze. Alles passiert fast gleichzeitig.

Während ich ungläubig auf eine riesige Feuerwalze blicke, die auf mich zukommt, schmeißt mich schon eine Welle gekonnt aus der Küche.

Fenster zerbersten, Gläser klirren, und ich liege unter Holz.

Ist das schon das Ende?

Irgendetwas drückt auf meine Rippen. Ist es das Kruzifix, das der Bestatter innen angebracht hat, damit anstatt der Würmer, wenigstens der Tote, den INRI betrachten kann.

Sirenen, von überall höre ich Sirenen, ich kann also nicht tot sein, obwohl mein Mund voller Staub und Lehm ist.

Mein Bruder und ich sind stundenlang durch die Dunkelheit geradelt, Hauptsache weit weg vom Tatort.

»Das ganze Drecksnest kann abbrennen, die Idioten merken eh nichts«, hat mein Bruder gesagt und sich wie John Wayne eine Zigarette angezündet.

Ein *eh nichts*, ist seinerzeit einer der Lieblingsfloskeln meines Bruders gewesen.

Dann haben wir die Sirene gehört und am stockfinsternen Himmel hat sich ein blauer Kreisel gezeigt.

Mein Bruder ist der erste gewesen, der Rennrad hat Rennrad sein lassen und mit einem gewagten Kopfsprung in den Graben gesprungen ist.

Ich hingegen, auf dem Klapprad der Mutter sitzend, habe langsam abgebremst und habe gesehen, wie ein weißer Mercedes und der VW Bus der Rettung an uns vorbeigefahren sind.

Später hat sich herausgestellt, dass die Lattringerin einen Herzinfarkt erlitten hat.

Die Lattringerin, die mit fast achtzig Jahren als Hebamme immer noch Kinder auf die Welt gebracht hat.

Fred Astaire, Robert Wagner, Steve McQueen, Paul Newman in Flammendes Inferno, einer meiner ersten Kinofilme. Aber warum muss ich jetzt dafür büßen?

Es kann sein, das wir uns den Film verbotenerweise zweimal oder dreimal hintereinander angesehen haben. Aber dafür jetzt die späte Rache?

Alle im Haus werden herunter getragen. Ein Event der städtischen Feuerwehr.

Alle Autos haben sie aufgeboten, nur um mir zu zeigen, dass meine Phantasie nicht ausreicht.

Ich werde zusammen mit meinem Hausbesitzer herunter getragen. Unten im Flur leisten sich die Hilfskräfte ein Wettrennen.

»Es tut mir leid«, sagt mein Vermieter, bevor sie ihn in den Wagen schieben.

Ich verstehe gar nichts, schaue nach oben. Da, wo einst meine Wohnung gewesen ist, lodern die Flammen. Nur der Himmel sieht schön aus. Blassrosa, dann werde ich in den Krankenwagen geschoben.

»Mein Bruder ist ein feiges Arschloch«, sage ich, während Fritzi, den Berliner Ring verlässt.

»Mein Gott stinkst du nach Rauch«, erwidert sie und lässt mit einem Knopfdruck die Seitenscheibe in der Tür verschwinden.

Na klar stinke ich nach Rauch. Drei Gründerzeithäuser in meinem Kiez sind abgebrannt.

In den Nachrichten hat nur der Dachstuhl gebrannt. Aber, wenn man davor steht, würde man sagen, alles ist verloren. Natürlich stehen die Mauern noch, sie bröckeln.

Im Grunde ist alles verloren. Es regnet Papier- und Kunststofflocken. Ein Stadtteil scheint verloren.

Erst, als ich meinem Bruder aus dem Graben heraus geholfen habe, erst da, ist meinem Bruder bewusst geworden, was ich eigentlich mache.

»Trottel«, hat er zu mir gesagt.

Dabei sind ja am Anfang nur ein weißer Mercedes mit deutschem Kennzeichen und der VW-Bus des Roten Kreuz an uns vorbeigefahren.

Dass die Lattringer im Sterben gelegen ist, hat ja niemand wissen können.

Natürlich sind wir zurück geradelt. Der Täter kehrt immer an den Tatort zurück.

Eine Ewigkeit hat das gedauert, weil wir jedes Mal, wenn ein Lichtkegel in der Dunkelheit aufgetaucht ist, vom Fahrrad aus in den Graben gesprungen sind.

Von überall her sind die Löschzüge der Freiwilligen Feuerwehren gekommen.

Da mein Bruder und ich von der Schattseite aus nach Weißberg gekommen sind, hat es so ausgesehen, als hätte die alte Wehrkirche gebrannt.

»Die Kirche brennt«, habe ich zu meinem Bruder gesagt und hinzugefügt, dass das der Untergang unser beider Existenz bedeuten würde.

»Du glaubst ja auch noch an den Weihnachtsmann«, hat er lachend gesagt und mich einen Idioten geschimpft, weil ich auch zu denen gehöre, die glauben, dass der Mann der Haushälterin unseres Herrn Pfarrers draußen im Salzburg'schen den Bau der Tauernautobahn vorantreibt.

»Es gibt doch überhaupt keinen Mann, du Idiot«, hat mein Bruder gesagt und sich eine Zigarette angezündet, »der liebe Herr Pfarrer ist der Mann, der der Haushälterin alle zwei Jahre ein Kind macht!«

Mit zitternden Händen habe ich mir auch eine Zigarette angezündet, um anschließend erleichtert festzustellen, dass das Gotteshaus aus dem 14. Jahrhundert vom Funkenflug verschont geblieben ist.

Bis zum Kaufhaus haben wir uns heranschleichen können. Ab da ist die ganze Straße von Feuerwehrautos blockiert gewesen.

So ist meinem Bruder und mir nichts anderes übrig geblieben, als über die Friedhofsmauer zu klettern, um dort von einem der Schießscharte aus, das Geschehen auf der anderen Seite zu beobachten.

Vom hölzernen Bushäuschen ist nicht mehr als ein Haufen dampfender nasser Holzkohle übrig gewesen. Nur

das anliegende Spritzenhaus der Freiwilligen Feuerwehr hat immer noch lichterloh gebrannt.

Nichts, aber auch gar nichts, hat man retten können, so oder ähnlich hat es zwei Tage später in der Zeitung gestanden. Dabei ist es egal gewesen, ob man die Kleine oder die Kronen Zeitung aufgeschlagen hat.

»Ein Verlust unendlichen Ausmaßes,« hat der Feuerwehrhauptmann gesagt und aufgeführt, dass neben der Fahne aus dem neunzehnten Jahrhundert, auch das gesamte Archiv, das bis in das 14. Jahrhundert zurückgegangen ist, vernichtet worden ist. Was die Türken seinerzeit nicht geschafft haben, ist durch einen feigen Anschlag über Nacht zerstört worden.

Alles ist weg, alles verloren. Niemand wird darüber berichten.

Dass drei Häuser aus der Gründerzeit abgebrannt sind, hat naturgemäß in allen Zeitungen gestanden, weil es letztendlich nur eine dpa Meldung gewesen ist. Lückenfüller, die nicht viel kosten.

Aber, dass ich alles, wirklich alles verloren habe, darüber ist nichts, aber auch gar nichts in der Zeitung gestanden.

Dass die deutsche Literatur, das deutsche Theater und nicht zu vergessen der deutsche Film über Nacht einen schweren Verlust erlitten haben, davon hat nichts, aber auch gar nichts in der Zeitung gestanden.

Wen interessiert es schon, dass ich nun vor dem künstlerischen Nichts stehe?

Alles ist verbrannt. Jedes noch so kleine Gedicht, jeder Brief, jedes Manuskript, alles ist weg.

»Sie haben doch bestimmt Sicherungskopien ausgelagert!«

Nein, habe ich nicht. Ich habe auch keine Kopie von meinem Ausweis angefertigt. Wieso auch?

Jetzt werde ich schon misstrauisch beäugt, wenn ich nur meinen Namen sage.

Das kann ja jeder behaupten, steht auf ihrer Stirn

geschrieben.

Alles habe ich verloren, nur weil ich das ständige Grinsen meines Bruders nicht habe ertragen können, der aus meinem Heimatdorf, das er immer als *Drecksnest* bezeichnet hat, eine europäische Künstlerbegegnungsstätte hat machen wollen.

Ja, und er hat noch die Frechheit besessen, mich um Hilfe zu bitten. Einen Film soll ich drehen. Ein Drehbuch soll ich schreiben über das Dorf mit der blinkenden Straßenlaterne.

Jetzt, kurz vor meinem fünfzigsten Geburtstag, stehe ich nicht einmal mehr vor einem Scherbenhaufen. Von meinem künstlerischen Leben ist nur Asche geblieben, die entweder in die Berliner Kanalisation geschwemmt oder in allen Himmelsrichtungen verstreut ist.

Die Fotoalben von drei Generationen, über hundert Stück an der Zahl, sind Opfer der Flammen geworden.

»Beherbergst du das österreichische Staatsarchiv?«

Wie oft habe ich mir diese blöde Frage anhören müssen. Jetzt ist alles weg.

»Wo ein Ende ist, da ist auch ein Anfang!«

Welcher Trottel hat das nicht immer gesagt?

Warum fällt mir bei soviel Elend, jetzt, wo ich mit Fritz auf der Stadtautobahn mindestens dreimal Berlin umrundet habe, meine Exfrau in Hamburg ein?

Sind es die Allgemeinplätze, die sie wieder zum Leben erweckt haben?

Marion, warum habe ich plötzlich ihr Bild vor Augen? Was will sie mir sagen?

»Wenn du mich verrätst, bringe ich dich um«, hat mein Bruder auf dem Friedhof gesagt, der von einer meterdicken Wehrmauer aus dem 14. Jahrhundert umrandet ist. Beide hängen wir an dem Schießschart und beobachten, wie die Feuerwehr nichts tut. Ja, sie tut nichts.

Im Grunde stehen da zehn Löschzüge aus den Nachbargemeinden und schauen zu, wie das alte Spritzenhaus

zu Weißberg abbrennt.

Auch um die beiden Löschfahrzeuge, die aus alten Wehrmachtsbeständen stammen, scheint es den Feuerwehrleuten nicht schade. Da wird sich abgeklatscht und sich freudig in den Armen gelegen.

Der *Kirchenvirt*, der längst mit seinem Kochlehrling im Bett gelegen ist, hat sich von der Jugend getrennt und draußen ein dreißig Liter Fass Bier angeschlagen.

Alle scheinen guter Dinge. Warum haben wir eigentlich Angst?

»Der Schein trügt«, hat mein Bruder gesagt, »der Schein trügt immer. Sie werden uns lynchen, wie einen gemeinen Pferdedieb einfach aufhängen. Unten gegenüber der Schmiede und der Trafikantin. Du weißt, der Baum, der fast nie Blätter trägt.«

Natürlich habe ich den Galgenbaum gekannt. Meine Großmutter und selbst die Hundertjährige sind nur mit einem Kreuzzeichen an und unter dem Baum vorbeigegangen.

Meine Großmutter und die Hundertjährige, da hat es doch ein Bild gegeben.

Auf dem Schreibtisch habe ich es stehen gehabt, eingerahmt in einem dunklen schwarzen Holzrahmen. Die Großmutter und die Hundertjährige, in Hamburg haben sie noch auf dem Schreibtisch gestanden.

Und in Bonn?

Verschwommen die Bilder. Ähnlich wie mein Spiegelbild in der Windschutzscheibe.

Es hat angefangen zu regnen.

Warum hat es nicht geregnet, als meine Küche explodiert ist und ich samt Tür weit hinaus in den Flur geflogen bin?

Hätte ich auf der anderen Seite der Küche gestanden, wäre ich mit samt dem Küchentisch unten auf der Straße gelandet. Hätte es geregnet, wären die Dachstühle der benachbarten Häuser sicher vom Funkenflug verschont geblieben.

Nein, in Bonn hat das Bild mit der Großmutter und der Hundertjährigen nicht auf dem Schreibtisch gestanden.

Nein, in der Wohnung in Bonn hat am Anfang überhaupt nichts gestanden. Auch nach Jahren, als ich die letzte Kiste gesichtet und geleert habe, ist das Bild nicht wieder aufgetaucht.

»Ja, ja, ja«, schreie ich laut, als wollte ich einen Orgasmus vortäuschen, was Fritzi nur mit einem Kopfschütteln kommentiert.

Ja natürlich!

Wie habe ich das all die Jahre vergessen können?

»Fritzi, wir fahren nach Hamburg«, sage ich mit so einer Bestimmtheit, dass Fritzi in die Eisen steigt und rechts heranfährt.

»Aber das ist die entgegen gesetzte Richtung!«

3.

Was das Feuer nicht zerstört, erledigt das Wasser der Feuerwehr.

Diese alte Weisheit haben alle Bewohner, die durch den Lärm und die nächtliche Helligkeit wach geworden sind, unten auf der Straße erleben müssen.

Der ganze Kiez hat miterlebt, wie meine Bücher in großen feuchten Quadern aus dem Fenster geworfen worden sind.

»Um Platz zu schaffen«, wie der Einsatzleiter einem Volontär, der seit drei Jahren umsonst für einen Stadtsender arbeitet, mit lauter Berliner Schnauze mitteilt.

»Vielleicht sind noch Leute oben«, hat er zu mir gesagt.

»Da sind keine Leute«, habe ich ihm erwidert, wobei ich das Wort *Leute* nicht mag.

Da brennen meine Wohnung, mein Archiv und alles was ich je besessen habe, einfach ab. Und alles, was noch zu retten gewesen wäre, wird in nassen Ballen aus dem Fenster geworfen.

Die ganze Nacht habe ich die Küchentür festgehalten, die ich zuvor fünf Stockwerke nach unten getragen habe, obwohl mein rechtes Bein stark geblutet hat.

Nein, wenigstens meinen Lebensretter wollte ich vor den Äxten und Wassermassen der Feuerwehr schützen, was mir letztendlich auch gelungen ist.

Jetzt liegt die Tür auf der Ladefläche von Fritzis Auto. Wer zum Film will, muss leiden.

Aber erst einmal geht es nach Hamburg.

Nachdem wir Berlin auf der Stadtautobahn noch einmal umrundet haben, scheint Fritzi die Ausfahrt gefunden zu haben.

Langsam verschwinden die Lichter von Berlin.

Als Kind ein Geheimnis für sich zu behalten, ist doppelt, nein dreifach schwer.

In einer Nacht hinter so viele Geheimnisse zu kommen, ist für eine Kinderseele nicht ungefährlich.

Zudem ich nach der Aussage meines Bruders, beim Herrn Pfarrer ohnehin nicht hätte beichten können, wo er doch die Kinder mit der Haushälterin hat, - und nicht der Vorarbeiter bei der Tauernautobahn, den es angeblich nicht gibt.

So habe ich die Sache von hinten aufgezogen und als Kind festgestellt, dass der Pfarrer für mich keine Vertrauensperson gewesen ist, schon gar nicht die Freiwilligen Feuerwehrleute, die sich abgeklatst haben, und immer von einem Sauhund gesprochen haben, der sich was getraut hat, wenn eine der alten Scheunen oder Wirtschaftsgebäude abgebrannt sind.

Schon zwei Tage nach dem großen Brand, hat die Gemeinde damit begonnen, ein Fundament auszuheben.

Die Nachbargebäude, allesamt Holzhäuser, in denen die Armenhäusler untergebracht worden sind, sind ja auch vernichtet gewesen.

Der Funkenflug hat es immer geheißen, dabei haben ja mein Bruder und ich auf dem gegenüberliegenden Friedhof, der nur durch eine Wehrmauer umrandet ist, der Wahrheit ins Auge geblickt.

»Ist das nicht geil«, hat mein Bruder gesagt. »Wir verändern die Welt!«

Das Letzte, was ich will, ist, dass die Welt sich verändert. Nein, die Welt soll so bleiben, wie sie ist. Nur nicht so verlogen, wie auf dem Friedhof in Weißberg.

Natürlich haben mein Bruder und ich, als wir anfänglich die Feuerwehrleute im Schein des Feuers haben lachen sehen, unwillkürlich an Tante Lizzy gedacht, die seinerzeit genauso hysterisch gelacht hat, als sie den Toni, ihren Mann, im Bett mit einer Urlauberin, einer Offenbacherin, erwischt hat.

Fast einen ganzen Tag lang soll die Tante gelacht haben. Und die Leute im Dorf sollen gesagt haben:

»Hunde, die bellen, beißen nicht.«

»Schaut mal, wie sie lacht«, sollen die Leute im Dorf gesagt haben, »wie die Pulver!«

Lachend ist die Tante durchs Dorf gegangen. Ihr Ziel ist der große Heuschober gewesen, der mitten im Dorf unweit des Galgenbaums gestanden ist.

Die Frau des Schmieds soll ihr noch zugewinkt haben und das Peterle hat sich vor Freude mit seinen zweiundfünfzig Jahren in die Hosen geschissen.

Auch als die Tante wenig später mit einer Mistgabel den Heuschober wieder verlassen hat, haben die Anwohner, darunter der Tankwart und sein Bruder, dem das größte Kaufhaus des Tals gehört hat, ihr lachend hinterher gewunken.

»Hunde, die bellen, beißen nicht!«

So ist die Tante Lizzy mit der Heugabel in der Abendsonne verschwunden und alle haben ihr lachend hinterher gewunken.

Nur der gehörnte Ehemann der Offenbacherin ist beim *Kirchennwirt* gesessen, der seinerzeit noch *AESOP* geheißten hat, und hat sich demonstrativ mit einem Einwegfeuerzeug die Augenbrauen versengt. Still und regungslos ist er da gesessen und hat ins Leere gestarrt. Dabei hat er eine Flasche Obstler und Unmengen Bier getrunken, ohne dabei oder hinterher zu randalieren, was für den Ort recht unüblich gewesen ist.

Deswegen haben die Leute an der Theke immer wieder misstrauisch zum Tisch des Urlaubers geschaut und innerlich vor ihm ausgespuckt.

Aber schon zwei Halbe später, haben sich die Männer an der Theke die Würfel geben lassen, um die Frau des Offenbachers erneut auszuwürfeln.

Kurz vor Mitternacht ist die Tante im Dorf wiederaufgetaucht.

Anstatt aber in Richtung Dorfmitte zu gehen, wo der große Heuschober gestanden ist, ist sie wie in Trance die Straße geradeaus weiter Richtung Ortsausgang geschwebt.

An der alten Wehrkirche hat sie kurz halt gemacht und ist dann ins Wirthaus gegangen.

Ohne ein Wort zu sagen, hat sie dem gehörnten Ehemann aus Offenbach, der ohne Augenbrauen am Tresen gesessen ist, die Heugabel in die Hand gedrückt. Der hat sie, ohne mit der Wimper zu zucken, weil er auch diese mit seinem Einwegfeuerzeug abgeseigt hat, in Empfang genommen und sie erst weit von sich gestoßen, als sich der Obstler im Stamperl rot gefärbt hat.

»Wie ein Sommerfrischler nach dem ersten Saustechen hat er ausgesehen«, hat der Großvater gesagt, der seinerzeit mit dem Gendarmeriepostenkommandant und dem Schuldirektor, beides pathologische Falschspieler, an einem Nebentisch einen Tarock ausgespielt hat.

Jedes Mal, wenn der Großvater die Geschichte erzählt hat, hat er Tränen gelacht und sich unaufhörlich auf die Schenkel geschlagen.

»Hunde, die bellen, beißen nicht!«

Dabei hat er sich immer und immer wieder auf die Schenkel geschlagen, bis ihm die falschen Zähne aus dem Mund gefallen sind.

»Hunde, die bellen, beißen nicht!«

Da der Gendarmeriepostenkommandant schon ziemlich betrunken und sein Stellvertreter, die Frau des Schulleiters beglückt hat, ist ein anderer Posten zum Tatort gerufen worden.

Mit neuen Kameras ausgestattet haben sie Fotos um Fotos geschossen.

Auch, wenn fast neunzig Prozent der Bilder unbrauchbar gewesen sind, weil immer wieder ein Finger oder ein verdutztes Gesicht mit auf den Beweisfotos gewesen sind, hat es doch Bilder mit der Heugabel gegeben.

Zuerst muss die Tante die Offenbacherin erwischt haben.

Unter der Dusche, der so genannten Ferienwohnung, soll die Offenbacherin gestanden haben.

Da es sich bei der Dusche um eine Duschkabine gehan-

delt hat, hat die Urlauberin nicht ausweichen können, was nicht schön gewesen ist, da es sich ja bei einer selbst gemachten Heugabel ja eher um ein stumpfes Werkzeug handelt. Eine Gabel zur Gänze aus Holz und mit den Jahren vorne eher abgestumpft.

Das Gericht zumindest ist nach mehr als dreißig Verhandlungstagen zu dem Schluss gekommen, dass die Tante mindestens vierzig Mal versucht hat, die Kehle der Urlauberin mit der stumpfen Heugabel aus Holz zu durchstechen.

»Hätte sie«, so der Staatsanwalt, »eine gewöhnliche Mistgabel aus Metall benutzt, wäre dem Opfer viel Leid erspart geblieben.«

Jeder Stich ein Hieb oder jeder Hieb ein Stich?

Irgendwann haben die Dorfbewohner aus Weißberg es aufgegeben, den Prozess weiter zu folgen. Zu schwierig sind die Expertisen der Fachleute gewesen, die Heugabel und Mistgabel miteinander verglichen haben.

Dass sie den Mann in der Badewanne mit nur drei Stichen der Heugabel und nicht der Mistgabel getötet hat, ist bei dem Prozess fast vollkommen untergegangen. Dabei hat der eigene Ehemann bis zum Schluss am meisten gelitten.

Erst zwei Tage später ist er in der Universitätslandesklinik in Klagenfurt an dem hohen Blutverlust gestorben, weil man es nicht geschafft hat, die einzelnen Holzsplitter aus dem Herzen zu entfernen.

Fast ein Jahr hat man Zuhause noch von Tante Lizzy gesprochen.

»Was wohl jetzt die Tante Lizzy macht?«

Aber nach dem ersten Neujahrsfest ohne die Tante, ist auch das vorbei gewesen.

Im Frühjahr ist das Haus frisch geweißelt worden.

Das Bett, in dem niemand gestorben ist, ist im Hof verbrannt worden. Duschkabine und Badewanne sind von zwei Jugoslawinnen auf das gründlichste gereinigt worden.

Im Sommer haben nicht nur oben, sondern auch unten

Feringäste, einen unvergessenen Urlaub auf dem Bauernhof verlebt.

»Du solltest Drehbücher schreiben«, sagt Fritz, die sich alles plastisch vorstellen kann.

»Wenn du erzählst, habe ich alles direkt vor meinen Augen«, sagt sie und zündet sich eine Zigarette an.

»Du musst nicht alles glauben, was ich dir erzähle«, erwidere ich und starre ins Dunkle und sehe nichts.

»Wenn ich mit dem Studium fertig bin, machen wir Filme, erzählen Geschichten, die die Welt noch nicht gesehen hat!«

Ich schweige lieber oder sollte ich ihr von meinen Drehbüchern erzählen?

»Schau dir das an«, hat mein Bruder auf dem Friedhof geflüstert.

So sind wir in dieser Nacht Zeuge geworden, wie die Feuerwehrleute mit Pechfackeln die Nachbargebäude angezündet haben, die alle aus Holz gewesen sind.

In den Häusern haben die Ärmsten der Armen gewohnt. Menschen, die ärmer als jede Kirchmaus gewesen sind.

In zwei der Häuser hat *Fabrendes Volk* gewohnt, weil das Wort *Zigeuner* unter Strafe mindestens einer Backpfeife verboten gewesen ist.

Vom *Fabrenden Volk* hat der Pfarrer gesprochen, wenn er die Zigeuner gemeint hat.

Von Mauthausen hat er uns erzählt, einem Ort von dem wir zuvor noch nie etwas gehört haben. Einem Steinbruch, wo man die armen Menschen, ob Greis oder Kleinkind einfach erschlagen hat, weil die Patrone einer Pistole viel zu schade für solche Leute gewesen wäre. Wobei es Schützen gegeben hat, die mit nur einer Kugel vier Menschen haben erschießen können.

Noch in unseren Messdienergewändern haben wir uns im Pfarrhof aufstellen müssen, weil der Herr Pfarrer uns

Kindern unbedingt hat zeigen wollen, wie so eine Erschießung mit nur einer Patrone funktionieren kann. Schläfe an Schläfe haben wir so fest aneinander pressen müssen, dass alle Kinder hinterher Kopfschmerzen gehabt haben.

»Das *Fahrende Volk*«, so der Herr Pfarrer, stiehlt nur, wenn es Hunger hat!«

Dann hat er seine Gitarre genommen und wir haben gemeinsam *Lustig ist das Zigeunerleben* gesungen.

»Schau dir die Dreckskerle an«, hat mein Bruder gesagt, als die gesamte Armensiedlung gebrannt hat.

Selbst das letzte Haus in der Reihe, wo die dicke Mia mit ihren drei kleinen Buben gewohnt hat, ist von den Feuerwehrleuten nicht verschont geblieben.

»Die lassen die verbrennen!«

Meine Antwort darauf wäre ein lauter Schrei gewesen, aber mein Bruder, der mich zu diesem Zeitpunkt am besten gekannt hat, hat mir einfach den Mund zugehalten.

Dann ist das erste Fenster zerborsten. Die Feuerwehrleute haben mit ihrer Arbeit begonnen und die Menschen aus den brennenden Häusern geholt. Niemand von ihnen ist körperlich zu Schaden gekommen.

»Hallo! Hallo!«

Ich werde gerüttelt und geschüttelt.

»Hallo! Hallo!«

Kalter Wind weht mir um die Nase.

Es ist kalt und ungemütlich. Ich friere, schließe die Augen und folge der Gedankenspur zurück auf den kleinen Friedhof in Weißberg.

Fasziniert schaue ich durch den Schießschacht, der alten Wehrmauer. Sieben Löschfahrzeuge aus sieben Gemeinden versuchen der Feuerwand Herr zu werden.

Neben den beiden Hydranten, den einen an der Kirche und den anderen an der Tankstelle, haben die Feuerwehrleute dicke Schläuche zur benachbarten Forellenzucht

gelegt. In jedem der Teiche liegen die Schläuche wie abgeknickte Strohhalme, die es nur unten bei der Eisdiele gibt.

Mein Bruder traut sich was.

Mit dem Rücken zur Mauer raucht er eine Zigarette und starrt auf die Turmuhr der Kirche, die keine Zeiger hat.

»Alles ein großer Betrug«, meint er lakonisch. »Glaubst du an Gott?«

Ausgerechnet von mir will mein Bruder wissen, ob ich an Gott glaube.

Hat er nicht genug Freunde in seinem Alter?

Hat er nicht genug Vorbilder, deren Konterfeis sein Zimmer schmücken: Che Guevara, die Beatles, Alex de Large, die Stones, Martin Luther King, Franz Klammer, Deep Purple, Klaus Kinski, Helmut Qualtinger, Wolfgang Ambros, und, und, und.

In meinem Zimmer hängt kein einziges Bild, weil ich den Großvater nicht auf die Palme bringen will. Dabei gibt es bei uns überhaupt keine Palmen.

»Ob ich an Gott glaube?«

Ich erbettle mir von meinem Bruder eine Zigarette, um Zeit zu gewinnen.

In meinem Zimmer hängt neben der Tür ein Kreuz mit dem Heiland aus Kupfer oder Messing. Ein Geschenk des Pfarrers zu meiner Kommunion.

Nein, ich glaube nicht an Gott, aber ich habe Angst vor ihm. Seit frühester Kindheit habe ich Angst, am Morgen nicht mehr aufzuwachen.

»Morgen früh, wenn Gott will, wirst du wieder geweckt...«

Gibt es ein schlimmeres Einschlaflied?

»Morgen früh, wenn Gott will, wirst du wieder geweckt...«

»Hey alter Mann, wir sind gleich da!«

Ich schaue in Fritzis grüne Katzenaugen.

Wir stehen auf einem Parkplatz kurz vor Hamburg.

Lkw reiht sich an Lkw. Es sind die kleinen Transporter,

die hier halten.

Frierend und leicht taumelnd beim Ausstieg bekomme ich mit, wie Ware, den Besitzer wechselt.

Was tue ich hier eigentlich?

Ich mache ein paar Schritte und versuche diesen Ort zu begreifen.

Keine vierundzwanzig Stunden ist es her, da habe ich meine Wohnung, durch eine gewaltige Explosion verloren.

Das letzte, was ich gesehen habe, ist das grinsende Gesicht meines Bruders gewesen.

Aber dieses verdammte Hochglanzpapier hat einfach nicht brennen wollen.

Jetzt habe ich nichts mehr.

Selbst die Klamotten, die ich auf dem Leib trage, sind nicht die meinen. Sie gehören einem Liebhaber von Fritzis Mutter oder sind durch eine spontane Straßensammlung zusammengekommen. In der Ibiza-Jacke, die mir mindestens drei Nummern zu klein ist, haben sogar etwas Gras und ein paar selbstgebackene Tabletten gesteckt.

So ein Autobahnparkplatz ist ein unwirklicher Ort. Niemand ist hier zu Hause, niemand sehnt sich zurück, - ein schwarzes Loch, außerhalb von Heimat.

Ein Ort, den es eigentlich nicht gibt.

Man geht ein paar Schritte in den Wald, versucht auf rutschigen Plastikwindeln den Halt zu wahren, und ehe man die Armeepistole des Großvaters an die Schläfe gesetzt hat, ist man mehrfach in Haufen, in menschliche Scheiße, getreten.

Ein Ort ohne Namen, vater- und mutterlos.

Warum verschwinde ich nicht einfach im Wald?

Liegt es daran, dass hier soviel Scheiße herum liegt, Binden, Tampons, Windeln, benutzte Kondome?

Warum zeigt mir die Wirklichkeit immer die hässliche Fratze?

Während ich im Zentrum der menschlichen Fäkalien stehe, obwohl es eine große öffentliche Toilette gibt, denke ich darüber nach, ob man überhaupt von einem Ort

fliehen kann, der im Grunde überhaupt kein Ort ist, sondern nur ein schwarzes Loch, das stinkt.

Dieser Parkplatz an der Autobahn ist ein schwarzes Loch, es hat keine Vergangenheit und folglich keine Zukunft.

Warum bin ich so weit in den Wald gegangen, nur um in menschliche Scheiße zu treten?

Ich schreie, raufe mir die Haare. Aber das hört niemand.

Die Trucks fahren vorbei, sie sind die Löwen der Straße, während die Fahrer der Lkws und Transporter ihre Waren in aller Ruhe untereinander austauschen.

Ich tröste mich, dass es ja nicht meine Schuhe sind, mit denen ich da in der menschlichen Scheiße stehe.

Meine Schuhe sind entweder bei der Spurensicherung der Brandpolizei oder im Container gelandet, den mein Vermieter vor den ausgebrannten Ruinen hat aufstellen lassen.

Dreißig Jahre lang habe ich Besitz angehäuft, auf ihn aufgepasst wie auf einen schutzlosen Säugling.

Mit all meinem Hab und Gut, das im Grunde ja nur aus meinen Büchern und Manuskripten bestanden hat, - nicht zuletzt auch aus unzähligen Aktenordnern, in denen ich meine tausendfachen Ablehnungen von Agenten, Verlagen, Filmproduktionen und Fernsehanstalten, akribisch gesammelt habe.

Unzählige Male bin ich umgezogen und selbst in der kurzen Zeit meiner Obdachlosigkeit habe ich immer Möglichkeiten gefunden, meinem so genannten Hab und Gut einen geschützten Unterschlupf zu bieten, was in Anbetracht von mehr als achttausend Büchern eine logistische Glanzleistung gewesen ist.

Nicht ein Buch oder eine Seite meiner unzähligen fertigen und halbfertigen Aufzeichnungen, Gedichte, Theaterstücke, Drehbücher und Romane, ist weggekommen oder beschädigt gewesen.

Das Hochglanzgrinsen meines Bruders aber hat ausgereicht, aus mir einen Brandstifter zu machen, der

unzählige Leute in Lebensgefahr gebracht hat.

Zum Glück ist niemand zu Schaden gekommen. Das Feuer und viel schlimmer das Berliner Löschwasser hat ganze Wohnungen zerstört.

»Zum Glück ist Ihnen nicht passiert«, hat mein besorgter Vermieter zu mir gesagt und mir einen Umschlag zugesteckt. »Wenn Sie was brauchen, ich bin immer für Sie da!«

Zuvor hat die Brandpolizei in einem mobilen Einsatzfahrzeug ein Protokoll mit mir aufgenommen.

»Das hat ja so kommen müssen«, hat einer der Nachbarn gesagt, die allesamt Spalier gestanden haben.

»Absehbar, seit Monaten absehbar!«

»Aber auf dem Auge sind alle blind!«

»Dass immer erst was passieren muss!«

Zum Glück haben meine lieben Nachbarn die Gaffer, die in der Nacht die Straße bevölkert haben, nicht zum lynchen aufgerufen.

Was bin ich verwundert gewesen, als der oberste Brandpolizist mich nach meiner Heizung und dem Heißwassersystem gefragt hat.

»Na ja«, habe ich gesagt, »die Dinge haben nicht immer so funktioniert wie sie sollten. Altbau eben, da muss man Abstriche machen. Erst gestern habe ich meinen Vermieter darüber informiert, dass der Ölofen nicht richtig abzieht.«

»So, so«, hat der Polizeioberbrandmeister gesagt und hinzugefügt, dass es recht außergewöhnlich sei, bei diesen Temperaturen einen Ofen dieser Art in Betrieb zu nehmen.

Mein Bruder grinst und zündet sich erneut eine Zigarette an. Wie der junge dänische König hält einen Schädel in der Hand.

»Du glaubst an Gott! Mir kannst du nichts vormachen, deswegen machst du dir ja auch in die Hosen!«

Demonstrativ gibt er dem Totenschädel, den er aus dem

Karner entwendet hat, einen einseitigen Zungenkuss und bläst Zigarettenrauch durch die Öffnungen.

Unter normalen Umständen hätte er mir mit dieser Nummer bestimmt imponiert, aber auf der anderen Seite der Wehrmauer passieren die wirklichen seltsamen Dinge. Es sind die Geräusche, die mich aufmerksam machen.

Platsch, Flatsch hat es hinter der alten Friedhofsmauer aus dem 14. Jahrhundert gemacht.

Den ganzen Kopf muss ich in den Schießschart stecken, um das Wunder zu sehen.

Hinter mir in James Dean Manier mein Bruder den Hamlet gebend und vor mir...

Was hat mein Bruder noch gefragt, ob ich an Gott glaube?

Natürlich glaube ich an Gott, vor allem, wenn Fische vom Himmel fallen.

Platsch, Flatsch!

Flatsch, Platsch!

Es fallen Fische vom Himmel.

Unzählige Fische plumpsen vom Himmel, und ich soll nicht an Gott glauben?

Die Armensiedlung und das Spritzenhaus sind abgebrannt und Fische fallen vom Himmel.

Das kann kein Zufall sein.

Da muss selbst mein Bruder staunen.

Fische plumpsen vom Himmel und klatschen auf die Straße. Nein, so etwas hat er auch noch nicht gesehen.

Platsch, Flatsch!

Ein Auto hupt.

Fritzi signalisiert, dass sie weiter fahren will.

Nichts dagegen, denke ich.

Nur die geliehenen Schuhe stecken fest. Sie fühlen sich in der menschlichen Scheiße wohl.

Barfuss steige ich ins Auto und erzähle Fritzi von fliegenden Fischen.

Sie aber will nur wissen, wo ich meine Schuhe gelassen

habe.

Als ich ihr keine befriedigende Antwort gebe, steigt sie aus und wühlt hinten unter der Altberliner Küchentür nach Sachen. Mit einem Paar lindgrünen Frauenturn-schuhen taucht sie wieder auf.

Mein Pech, dass ich kleine Füße habe.

Platsch, Flatsch!

Lebende Fische fallen vom Himmel und klatschen auf die große Straße, die Weißberg durchteilt.

Auf der einen Seite führt sie hoch ins Gebirge, auf der anderen schlängelt sie sich bis zu den bekannten Badeseen des Landes.

Schon die Römer sollen diesem Weg gefolgt sein, haben ihn in der Grundform wahrscheinlich auch angelegt.

Ein Durchkommen ist nicht mehr möglich. Hunderte, wenn nicht tausende Fische, genauer gesagt, zappelnde Forellen türmen sich.

»Ihr Schweine«, höre ich den Fischzuchtbesitzer fluchen.

»Idiot«, lästert mein Bruder, »da steht der Trottel in einem Meer aus Fischen und schreit Ihr Schweine.«

Mit zwei Eimern versucht der arme Mann die Fische wieder einzusammeln, die wild um sich schlagen und nach Luft schnappen, obwohl sie an Land sind.

»Das sieht nur so aus, Blödmann«, zischt mein Bruder, der glaubt, meine Gedanken erraten zu haben.

Nein, mir tut dieser arme Mann leid. Auch, wenn das ganze Dorf ihn wie einen Aussätzigen behandelt, nur weil er ein Trinker ist.

Dabei säuft doch das halbe Dorf. Aber bei ihm ist das etwas anderes. Er säuft allein, nicht in der Gemeinschaft.

Er bestellt eine Flasche Obstler, ohne jemals eine Runde zu geben.

Im Sommer sitzt er auf der Holzbank und beobachtet den Verkehr, der sich durch das Tal schlängelt.

Ab und an hupt einer der schweren Fernverkehrlast-

wagen, worauf der Fischzüchter meist lachend eine leere Flasche Bier hinterher wirft. Im Sommer schläft er oft draußen und jedes Kind im Umkreis von dreißig Kilometern hat schon einmal die Angel über den offenen Mund des schnarchenden Säufers gehalten, um den windenden Wurm darin zu versenken.

Da steht er nun mit zwei vollen Eimern mit Fischen, die zurück wollen in ihren Teich, der aber bis auf den Schlick leer gepumpt ist.

Inzwischen haben die Feuerwehrleute den letzten Teich angezapft.

Damit die Schläuche nicht verstopfen, hat man eine zweite Pumpe eingesetzt, die unentwegt Fische auf die Straße wirft, im Takt einer Tennisaufschlagmaschine. Wohin soll der arme Mann mit seinen Fischen?

Platsch, Flatsch!

Platsch, Flatsch!

»Wie viele Bücher sind in deiner Wohnung verbrannt?«
Fritzi will es genau wissen.

»Allein auf dem Trockenspeicher haben Kartons mit ungefähr zehntausend Büchern gestanden. In der Wohnung werden es an die viertausend Bücher gewesen sein«, erwidere ich und merke, wie es mir von Mal zu mal leichter wird, drüber zu reden.

Jedes gedruckte Buch ist ja irgendwie zu ersetzen.

Aber was ist mit meinen Romanen, Theaterstücken, Drehbüchern, Exposés, Notizen, Ideen?

Alles verbrannt, geschmolzen oder verdampft.

Dreißig Jahre Arbeit mit einem Mal vernichtet.

Der Außenwelt hat es nicht interessiert, wird es auch nie interessieren.

Gelacht haben die Feuerwehrleute, als ich in meiner Verzweiflung versucht habe, in den Container zu klettern, der durch die Kombination aus Löschwasser und Papier seifig und dadurch spiegelglatt gewesen ist.

Für die Außenwelt sind das nur nasse wertlose Klum-

pen aus Papier. Für mich ist es mein Leben gewesen.

Die Außenwelt hat mir den Schriftsteller ohnehin nicht mehr abgenommen.

Seit der Beichte in meiner ersten Novelle, ein Tonband mit Schreibmaschinengeklapper zu benutzen, ist es der Außenwelt leicht gefallen, mich für einen Hochstapler zu halten.

Aber auch anders herum, ist es nicht besser:

Jemand, der sich ganz und gar seiner Arbeit hingibt, besessen ist, von dem, was ihn treibt, ist ohnehin verdächtig.

Der Künstler als Hochstapler, ist das Bild, das die Außenwelt sehen will.

Denn die Außenwelt ist ja selbst die größte Hochstapelei.

Der Fischzuchtbesitzer, den das ganze Dorf wie einen Aussätzigen behandelt, kniet in einem Meer aus Fischen.

»Ihr Schweine«, wimmert er der Morgendämmerung entgegen und schiebt kraftlos die Fischkadaver beiseite.

»Ihr Schweine!«, damit kann er nur meinen Bruder und mich meinen, die wir immer noch hinter der dicken Wehrmauer des Friedhofs verweilen.

Die Feuerwehrleute sind längst abgezogen und haben eine Brandwache zurückgelassen, die laut schnarchend ihren Dienst verrichtet.

Das *Fahrende Volk* ist übergangsweise in die alte Volksschule eingezogen, dessen gewölbeartiger Eingang, die nächtlich umherstreifende männliche Bevölkerung zum Urinieren einlädt. Zudem hat das Gebäude einen barocken gelbweißen Anstrich.

Spätestens im Mai, wenn auf den Bergen der letzte Schnee geschmolzen ist, stinkt der Eingang der Alten Volksschule nach Männerpisse, was dazu geführt hat, dass die Gemeinde seit Jahren für diese Immobilie keinen Käufer findet.

Ein Achthundertseelendorf hat vier Wirtshäuser und

mindestens zwei illegale Klubs, aber den Fischzuchtbesitzer grenzen sie aus, weil er ein Säufer ist.

Und wenn die Männer, dieses Achthundertseelendorfes nächtens sternförmig und über Kreuz nach Hause schwanken, treffen sie sich an der Alten Volksschule, um zu brunzen.

Vielleicht lästern sie dabei sogar über den Säufer, der es gewagt hat, um seine Zuchtteiche einen hohen Zaun zu ziehen. Nicht, wegen des nächtlichen Fischraubes, sondern für das nächtliche Männerpissen, das zu einem massiven Fischsterben geführt hat.

»In jedem Ende, steckt ein neuer Anfang«, sagt Fritzi und zündet sich an der winzigen Zigarettenkippe eine Neue an.

Die Peripherie von Hamburg ist erreicht, es stinkt süßlich nach verbrannten Kartoffeln und Braunkohle, Torf oder ähnlichem. Ein gefräßiges Ungetüm frisst alles, um es am Ende als künstlichen Treibstoff ausstoßen zu können. Mit diesem Gestank tritt diese gewaltige Anlage in direkte Konkurrenz mit jenem Zellstoffwerk in Hallein.

Anstatt des Elbtunnels, fährt Fritzi über die Köhlbrandbrücke, deren Name genau das beschreibt, was ich gerade rieche.

Links von mir liegt das riesige Hafenbecken mit dem Containerumschlag. Rechts der Containerbahnhof mit den unzähligen Gleisen und Terminals. Nur die alte Kirche aus Backstein erinnert daran, dass hier einmal Menschen zusammengelebt haben.

Altenwerder, einen Ort, den es nicht mehr gibt.

»Ihr Schweine«, höre ich den Fischzüchter rufen, dessen Name mir einfach nicht mehr einfallen will. Aber das Gesicht habe ich nicht vergessen. Ein Stoppelbart so hart, dass man damit getrost Bretter hätte schmirgeln können. Über der linken Gesichtshälfte eine Narbe vom Hals bis zur Schläfe.

Die einen sagen, er hätte sie sich selbst beigebracht. Betrunknen soll er geangelt haben und beim Ausholen soll sich der Haken am Hals verhakt haben. In Rage soll er wie ein Verrückter daran gezogen und sich so das halbe Gesicht aufgerissen haben. Selbst das linke Auge soll er sich in seiner Wut herausgerissen haben. Seitdem starrt er mit einem Auge teilnahmslos geradeaus.

Andere behaupten, dass ihm seine Frau, die schöne Adelheid, eins mit dem Fischmesser verpasst hat, bevor sie für immer abgehauen ist.

Die schöne Adelheid soll in der Wiener Staatsoper getanzt haben, zwar nicht in der ersten oder zweiten Reihe, aber immerhin.

»Ich habe auch schon in der Wiener Staatsoper getanzt«, hat der Großvater gesagt, »als ich in diesem Labyrinth an Gängen und Treppen nach den Toiletten gesucht habe.«

Die schöne Adelheid ist die erste Vorlage einer unerfahrenen und dadurch ungestümen Lust gewesen. Mir hat sie immer zugezwinkert, zumindest habe ich mir das eingeblendet, denn das ganze Dorf ist hinter ihr her gewesen.

Mein Bruder hat es auf seine Art und Weise ausgedrückt:

»Jeder, der nur ein Haar am Sack hat, ist hinter ihr her.«

Vielleicht hat mir die schöne Adelheid auch nur deswegen zugezwinkert, weil sie geglaubt hat, dass ich noch keine Haare am Sack habe. Was aber nicht gestimmt hat. Sie sind zwar nicht schwarz, wie bei meinem Bruder, aber Flachsblond.

Die schöne Adelheid ist eine zierliche Person gewesen, wunderschön, wenn auch mit O-Beinen und tapsigen Schritten. Sie soll bei einer Probe in den Orchestergraben gefallen sein.

Andere behaupten, dass ein großer russischer Tänzer, der auf Gastspielreise in der Stadt verweilt hat, sie aus Eifersucht in den Graben gestoßen hat.

Im Grunde hat niemand gewusst, woher sie gekommen und wohin sie letztendlich verschwunden ist.

»Ihr Schweine«, ruft der Fischzüchter und hebt einen der letzten zappelnden Fische zur Klage gegen den Himmel, der längst aufgeklart hat.

Mein Bruder und ich sind immer noch auf dem Friedhof.

»Mir müssen«, mahne ich an. Denn um sieben Uhr beginnt die Frühmette.

Der Wind hat sich gedreht und neben dem Brandgeruch mischt sich der Gestank von Moder und Verwesung.

Es sind nicht die nach Luft schnappenden Fische, die diesen Gestank verursachen. Nein, ein anderer Geruch zieht von den trocken gelegenen Becken über das Dorf.

Ich warte nicht mehr länger auf meinen Bruder, der gern das Risiko sucht.

Noch schläft die Brandwache den Schlaf der Gerechten und träumt von der schönen Adelheid, die seit einem Jahr spurlos verschwunden ist.

Von der Köhlbrandbrücke hat man einen wunderbaren Blick über Hamburg. Eine Stadt, in der gearbeitet wird. Kein Idyll bietet sich da. Rauch aus Schornsteinen und drehende Windräder.

Nein, drehende Windräder hat es bei meinem Auszug aus der Hamburger Wohnung nicht gegeben. Da ist die neue Hafenstadt noch eine Brache gewesen, mit farbigen Pfützen und Schrotthalden.

Jetzt erstrahlt sie in der Verheißung einer besseren Welt.

Bis nach Berlin sind die Hochglanzprospekte in die Briefkästen gekommen, mit dem Geheimtipp, sich in der Hafen-City eine Wohnung zu kaufen.

So wie das grinsende Konterfei meines Bruders auf dem Küchentisch gelegen ist und einfach nicht hat brennen wollen, so hat auch der Prospekt von der Hafen-City den Weg in meine Wohnung gefunden.

Beim Betrachten der menschenleeren Straßen und Plätze habe ich instinktiv an meine Exfrau gedacht.

Diese Art an Architektur ist ihr und den unsäglichen so

genannten guten Bekannten direkt auf die Seele geschrieben, wahrscheinlich ihr sogar entsprungen.

Warum soll nicht einer ihrer so genannten guten Bekannten die Hafencity mitentwickelt haben?

Wahrscheinlich hat sie längst dort eine Wohnung und starrt auf die unfertige Elbphilharmonie.

Ich kann sie direkt hinter einem der großen Panoramafenster stehen sehen.

Unsinn, niemand würde die Wohnung in der Hartungstraße aufgeben.

Meine Exfrau hat doch schon zu meiner Zeit für diese zweihundert Quadratmeterwohnung nur einen Spottpreis bezahlt.

Hinter dem Grabmahl des Silberbarons habe ich mein Fahrrad versteckt und bin über die Gärten geflüchtet.

Am anderen Ende des Dorfes, da wo die großen Holztransporter einen Wendehammer haben, bin ich rüber über die Straße. Von hier aus kann ich die Kirchturmspitze noch sehen.

Von den abgebrannten Häusern und dem Feuerwehrhaus bleibt nur eine feine Rauchschwade, die in den morgendlichen Himmel steigt.

So bin ich ins Schilf, da wo der Sumpf beginnt.

Ich versuche leise zu sein, damit die Wildvögel nicht aufsteigen.

Dann der Steg, auf dem mehr als drei Planken fehlen. Auch das restliche Gerüst ist nicht ungefährlich, da das Holz an die hundert Jahre alt ist.

»Die hat der alte Steinhauer seinerzeit bauen lassen, damit die Hebamme die Anna trockenen Fußes zur Welt bringen kann«, hat der Großvater erzählt und mit der Anna die Hundertjährige gemeint, die, seit ich denken kann, nur in schwarzen Kleidern herumgelaufen ist.

Links das alte Holzhaus der Hundertjährigen mit dem Mirabellenbaum und den Sonnenblumen, die bis über das Haus wachsen. Schwärme von Fliegen bevölkern die Tür

und die blinden Fensterscheiben, so als würde die Hundertjährige noch im Haus liegen.

Rechts über die immer feuchte Wiese des Hoblers, dessen Scheune im letzten Sommer zwei Mal abgebrannt ist.

Schon bin ich auf dem Pfad, der Weißberg mit den Höfen am Hang und der Nachbargemeinde verbindet und von allen nur als Promilleweg bezeichnet wird.

Noch keine hundert Meter weiter kommt das Krötenkreuz. Eine Stelle, an der ein Wegkreuz mit einer Bank steht und an der ungewöhnlich viele Kröten die Wiese wechseln.

Fünfzehn, sechzehn platt gewalzte Amphibien liegen auf dem staubigen Boden. Eine geringe Zahl, wenn man bedenkt, wie viele Feuerwehrautos hier letzte Nacht hin und her gefahren sind.

Der Legende nach soll hier an dem verwitterten Wegkreuz eine fünfzehnjährige Jungfrau von türkischen Reiter-scharen vergewaltigt worden sein.

Einmal im Jahr pilgern beide Gemeinden zu diesem Kreuz, weil es genau in der Mitte liegt und von beiden Pfarrern für sich beansprucht wird.

Seit mindestens hundert Jahren streiten sich die beiden Pfarren um die Jungfrau, die ja eigentlich eine Märtyrerin gewesen ist, und wollen sie in Rom heilig, zumindest aber selig sprechen lassen.

»Alles Unsinn«, hat mein Bruder gesagt.

»Niemals sind die Türken in dieses Drecksnest gekommen. Zudem gibt es im ganzen Umkreis von mehr als fünfzig Kilometern kein fünfzehnjähriges Mädchen, das noch Jungfrau ist. Selbst die dicke und halbblinde Tochter des Aesopwirts ist mit dreizehn Jahren von einem Fernfahrer aus dem Steirischen in den Stand einer Frau versetzt worden«, so mein Bruder, der es wissen muss.

Ich setze mich auf die Bank und zünde mir eine Zigarette an. Schon in der ersten großen Rauchwolke, die ich ausstoße, habe ich eine Erscheinung.

Die schöne Adelheid lacht mich an, als wolle sie mir einen guten Morgen wünschen.

Eine Kindfrau ist die schöne Adelheid gewesen, gleichgroß und eine Projektion unerfüllter kindlicher Träume.

Gern bin ich donnerstags mit dem Rad zu den Teichen geradelt, um bei der schönen Adelheid Forellen für Zuhause zu kaufen, wobei ich selbst überhaupt keinen Fisch mag.

So eine Frau wie die schöne Adelheid würde ich später auch gerne heiraten. Sie kann mir so tief in das Innere schauen, dass ich selbst aufhöre zu denken und ihr überall hin folgen würde.

Da kann die ganze Woche für mich schlecht gelaufen sein, spätestens am Donnerstag geht es mir wieder besser.

Allein ihr Augenaufschlag hat mich alles vergessen lassen. Wobei es ja meist nur ein Auge gewesen ist. Obwohl von sportlicher Statur ist sie alle paar Wochen mit den Gummistiefel auf den glitschigen Stegen an den Teichen ausgerutscht.

Immer ist sie dumm gefallen, wenn ich sie nach dem blauen Auge gefragt habe, das geschwollen und somit fast geschlossen gewesen ist.

Noch nie bin ich über die Köhlbrandbrücke nach Hamburg gekommen.

»Da sparen wir uns den Elbtunnel«, hat Fritzi gesagt, und ehe ich etwas erwidern habe können, sind wir schon auf dem Scheitelpunkt der Brücke gewesen.

Allein für die Aussicht lohnt sich der Aufstieg.

»Mit meiner Exfrau bin ich nie durch den Elbtunnel oder über die Köhlbrandbrücke zu uns nach Hause gefahren«, erwidere ich, während der Wagen durch das Zollgebiet in die alte und gleichzeitig neue Hafenstadt fährt.

»Zur Hartungstraße fährt man anders.«

»Na wunderbar!«

Fritzi steuert den Wagen am Zollmuseum vorbei und sucht hinter einer Brücke nach einem Parkplatz.

»Was hast du eigentlich vor?«, fragt Fritzi und öffnet die Fahrertür.

»Wir gehen rein, holen uns das, was ich brauche, und sind schon wieder weg«, sage ich, wie ein Bankräuber, der sein Handwerk versteht.

Eine Stunde später, nachdem wir uns mindestens vier Mal verfahren haben, stehen wir vor dem Haus, in dem ich einmal gewohnt habe.

»Das ist aber nicht Wandsbeck«, flüstert Fritzi mir zu und reicht mir eine Skimaske.

»Wieso flüsterst du? Und was soll ich mit dieser albernen Mütze?«

»Anziehen! Die ist aus unserer letzten Produktion Emil und die Detektive«, antwortet Fritzi stolz, die seit Kindertagen in einem Kinder- und Jugendtheater ihr Bestes gibt.

»Da drüben sind die Kammerspiele«, flüstert Fritzi ehrfurchtsvoll.

»Ich weiß, ich weiß. Das hier ist ja auch Eimsbüttel«, murmele ich vor mich hin und habe Ida Ehre vor Augen, die seinerzeit schon im Rollstuhl sitzend, und mir, der vor ihr gekniet, über das Haar gestrichen hat.

Das ist so lange her, dass Fritzis Mutter noch die Schulbank gedrückt und an ein Kind nicht einen Gedanken verschwendet hat.

Mit Gerd Fröbe ein Bier getrunken und mit Hans Habe über ein Romanprojekt gesprochen. Kein Jahr später sind beide tot gewesen.

»Du wirst deinen Weg machen«, hat die Prinzipalin zu mir gesagt.

Was sie bloß damit gemeint hat?

Ich, der Theatergänger, der Bücherverschlinger, bin kläglich gescheitert, habe nichts mehr, was ich einer desinteressierten Nachwelt hinterlassen kann.

Mein Bruder aber, der immer von einem *Drecksnest* und einer *Scheißwelt* gesprochen hat, ist Publikumsliebbling. Sein

ständiges Grinsen hat er ablichten und auf Hochglanzpapier vervielfältigen lassen.

Einem Material, das einfach nicht brennen will.

Na, wunderbar.

Mein Bruder hat alles verraten. Bei den unsäglichen jährlich gedrehten Wörtherseefilmen hat er sein Debüt gegeben. Erst als Statist, dann als Nebendarsteller, später als Hauptfigur mit Bundesfilmpreis.

»Geld stinkt nicht«, hat mein Bruder immer gesagt und damit den Großvater zitiert, und hinzugefügt, dass man den aus dem Ruder geratenem Kapitalismus nur mit einem zur Fratze gewordenen Spiegelbild begegnen kann.

Er ist zumindest seinem Prinzip treu geblieben.

»Du musst die Frauen scheiße finden, damit sie dich lieben«, hat er immer gesagt. »Alles, was du begehrst und toll findest, musst du verachten, dann fliegt es dir zu.«

Die Philosophie meines Bruders ist immer aufgegangen. Hochglanz vergeht nicht.

Die Hartungstraße ist wie immer. Kein Mensch ist auf der Straße und alle Parkplätze sind besetzt. Die Fassaden sehen heller, freundlicher aus. Ab und an hat ein Architekt durch Metall ein paar Akzente gesetzt.

»Wir müssen nur in den Keller«, flüstere ich Fritzi zu und komme mir dabei so albern vor.

Was ist da schon zu holen, dreißig Theaterstücke, zwanzig Drehbücher, zehn Romane, ein Gedicht?

Keine Ahnung, ich habe längst den Überblick verloren.

Meine Exfrau ist soweit in Vergessenheit geraten, dass ich auch meine Arbeiten nicht mehr einordnen kann.

Wer weiß, was da unten alles so schlummert.

Ich quäle mich aus dem Beifahrersitz und betrete Hamburger Boden.

»Hier«, zischt Fritzi und schmeißt mir einen schwarzen Overall zu. Wahrscheinlich auch aus Emil und die Detektive.

Dennoch, ein schwarzer Overall verleiht Kräfte und die

Skimaske lässt einen zum Geheimagenten werden.

Tom Cruise erklimmt die Treppe, die Leichtigkeit ist nur gespielt. Denn unter der Maske bekommt der alte Mann keine Luft und schwitzt schon nach wenigen Schritten.

»Double! Cut!«, höre ich meinen Bruder rufen und sehe, wie er in die Hände klatscht und die Szene abbricht. Schweißgebadet schleppt er sich in den Wohnwagen, der seinen Namen trägt.

Jetzt muss das Double ran. Mit einer Leichtigkeit erklimmt Tom C. die Fassade. Nein, das Klingeln ist nie seine Art gewesen.

Während mein Bruder im Wohnwagen seine Befindlichkeiten auslebt, klettert eine arme Sau aus Osteuropa die Mauer hoch und riskiert sein Leben.

»Scheiß Film, scheiß Drehbuch, scheiß Regisseur«, sagt mein Bruder zu dem Spiegelbild und nimmt aus dem silbernen Flachmann mit Lederüberzug einen guten Schluck.

Ich kaufe einfach dieses Drecksnest, wird er sich eines Nachts volltrunken im Wohnwagen gesagt haben.

Vielleicht hat ihm das auch einer seiner Steuerberater oder Anwälte empfohlen.

Da stehe ich nun in einem schwarzen Overall und setze mir, um Fritzi nicht zu enttäuschen, sogar die Skimaske auf.

Mit der Leichtigkeit eines schwergewichtigen Mannes tapse ich die Treppe zur Eingangstür hinauf. Ist nicht einer der so genannten guten Bekannten meiner Exfrau stellvertretender Polizeipräsident gewesen?

Jetzt auch schon egal, die dritte Klingel von unten, dass ist jahrelang auch meine Klingel gewesen. *Zielow* steht da. *Jakob Zielow*.

»Was ist?«, flüstert Fritzi, die einen großen Seesack geschultert hat, und mit einer riesigen Stabtaschenlampe herumfummelt.

Selbst ein Polizist, der nach dreifacher Doppelschicht nur noch von seinem Bett träumt, würde in Zivil anhalten und uns beide auf der Stelle festnehmen.

»Meine Ex heißt nicht Zielow, und schon gar nicht mit Vornamen Jakob«, murmele ich durch die Maske und schwitze jetzt schon wie im Hochsommer auf den steilen Wiesen unweit des großväterlichen Hofes, wenn wir mit den Sensen den zweiten Schnitt gemacht haben.

»Vielleicht hat sie ja wieder geheiratet«, beruhigt mich Fritzi.

»Sie ist weggezogen, unbekannt verzogen«, ist meine entmutigende Antwort.

Da hat Fritzi schon geklingelt.

Die Phosphor beschichteten Zeiger meiner Armbanduhr zeigen Viertel vor drei.

»Trau dich bloß nicht hoch«, höre ich eine verzerrte Frauenstimme aus dem Lautsprecher der Klingelanlage.

»Das ist nicht meine Ex«, murmele ich durch die Ski-maske.

»Bei Zielow habe ich auch nicht geklingelt, sondern bei Reinhard«, flüstert Fritzi.

Auch der Name Reinhard sagt mir nichts.

Während wir beide in das Haus schleichen, lese ich alle acht Namen auf dem beleuchteten Klingelbrett.

Nein, keiner der Namen sagt mir etwas und ich habe wirklich ein gutes Namensgedächtnis. Aber wie ist es mit den Zahlen?

Ich mache einen Schritt zurück und lese eine 7 oberhalb der Tür. Habe ich nicht 9 gewohnt? Verdammte Häuser sehen aber auch wirklich gleich aus.

»Das glaube ich jetzt nicht«, zischt Fritzi durch die Ski-maske, als ich sie einfach stehen lasse und durch den Vorgarten das Nebenhaus betrete.

Mit zittriger Hand gehe ich die Klingelschilder durch. Am dritten Schild von unten steht sogar noch mein Name. Eigentlich hat nur jemand versucht, meinen Namen wegzukratzen und ist dabei so akribisch vorgegangen, dass Buchstaben für Buchstaben feinsäuberlich entfernt worden sind.

»Vorsicht«, zischt Fritzi und reißt mich mit einem

Sprung von hinten zu Boden.

Ich glaube, ich habe mir die Nase gebrochen.

Durch den Schlitz der Mütze sehe ich ein Polizeiwagen langsam durch die Hartungstraße fahren. Ich schmecke Blut auf meiner Zunge. Gleichzeitig kribbelt es unter der Haube.

Während Fritzi wie eine Katze wieder auf den Beinen ist und mit geschmeidigen Bewegungen die Treppe zum Eingang erklimmt, liege ich zwischen Mülltonen und Hundehaufen in meinem eigenen Saft.

»Das war knapp«, sagt Fritzi, die ihre Sturmhaube über die Nase gezogen hat. »Jetzt komm schon!«

Auf allen Vieren bewege ich mich ein paar Meter zurück. Wahrscheinlich habe ich mir auch noch eine Rippe gebrochen.

»Jetzt stell dich nicht so an!«

Fritzi sollte anstatt zum Film, lieber zum Militär gehen.

»Ich brauche eine Pause«, sage ich japsend und nehme die Skimaske ab, um besser atmen zu können.

Ohne entdeckt zu werden, habe ich den Hof erreicht. Der Hund bellt, also ist der Großvater schon wach.

Ich schleiche mich von hinten an die Scheune heran und betrete das alte Bauernhaus, in dessen Giebel die Jahreszahl 1734 geschnitzt ist.

Wenn ich einmal groß bin, werde ich dieses Haus wieder aufbauen und zu meinem Sommersitz, später zu meinem Altersitz machen.

Jetzt ist der untere Teil zu einer unaufgeräumten Werkstatt verkommen, in der neben den unterschiedlichsten Maschinen allerlei Gerümpel stehen.

Mit einem Knopf habe ich den großen Motor angeworfen, der mit einem breiten Keilriemen einen Schleifstein antreibt und einen ohrenbetäubenden Lärm verursacht.

Ich nehme das Sensenblatt meines Bruders und versuche die Ausbuchtung und mehrere Zacken wegzuschleifen.

Eine hohe Kunst, denn das Sensenblatt hat noch die Kaiserzeit erlebt. Im falschen Winkel und zu nah an den Schleifstein gehalten, zerspringt das Sensenmesser in tausend Teile.

Natürlich macht das mein Bruder mit Absicht.

Keine zehn Minuten bei der Arbeit hat er mit seiner Sense den einzigen Findling im Umkreis von zwanzig Kilometer getroffen.

»Du machst heut noch die Wiesen fertig«, sagt der Großvater, der plötzlich mit dem Jagdhund, einem vom Charakter her falsch und eine bissige Bestie ist, vor mir steht.

Lämmlein heißt das Monster und drängt seinen Herrn, ihn von der Leine zu lassen. Die Gelegenheit ist günstig, will er sagen.

Die Schleifmaschine wird meine Schreie übertönen. So scharrt er im Unrat der Werkstatt, die einmal ein Wohnhaus gewesen ist und möchte mir am liebsten die Kehle durchbeißen.

»Du musst ihn nur in den Bauch treten«, hat mein Bruder immer zu mir gesagt, »dann bekommt er keine Luft und hat andere Probleme, als dich zu beißen!«

Ich kann aber kein Tier treten, selbst bei kleinen Kiefern und Tannen trete ich nicht drauf.

Mein Bruder reißt alle Pflanzen aus und nennt es Revolution.

»Ich bin der Borkenkäfer«, hat mein Bruder immer zu mir gesagt und wie ein Irrer gelacht.

Lämmlein zeigt alles, was er hat.

Ich muss an die schöne Adelheid denken.

Sicher, sie hat ein wenig gehinkt durch den Sturz in den Orchestergraben, aber sie ist dennoch eine schöne Frau gewesen und hat mir, immer, wann sie mich gesehen hat, zugewinkt.

»Liliputaner«, hat mein Bruder die schöne Adelheid tituiert, nur weil er an sie nicht herangekommen ist. Dafür ist ihm das Lämmlein, die Bestie, immer hinter herge-

laufen.

»Was ist denn los, du Teufel?«, damit meint zum Glück der Großvater den Hund und nicht mich.

Ein kurzer Handgriff und aus der Leine ist eine Peitsche geworden, die die Bestie jetzt zu spüren bekommt und noch wilder macht.

Wenn sie könnte, wie sie wollte, wäre ich auf der Stelle tot.

»Wo ist dein Bruder?«, will der Großvater wissen.

Das Winseln des Hundes erzeugt bei mir Mitleid. Aber ich lasse mich nicht mehr täuschen.

Zu oft schon bin ich auf Lämmlein hereingefallen. Arme und Beine könnten ein Lied davon singen.

»Der schläft«, erwidere ich nach einer langen Pause. Vielleicht ist das ja meine anarchistische Ader.

»Dann machst du halt die Wiesen«, befiehlt der Großvater und zieht das Lämmlein aus der Werkstatt, dessen Tatzen auf dem Boden tiefe Rillen hinterlassen.

»Und mach die Schleifmaschine aus. Die Sense nur mit dem Stein. Wie oft habe ich das schon gesagt?«

Kopfschüttelnd verlässt der Großvater mit Lämmlein den Schuppen.

Gedrehte Taschentuchstreifen stecken in meiner Nase.

Zum Glück ist die Haustür nur angelehnt.

Der Hausflur ist unverändert.

Auf dem Boden liegt immer noch der dicke rote Teppich, wie man sie von Hotels der siebziger Jahre her kennt. Ein unverwüstlicher Stoff, der angeblich nicht brennbar ist.

Ein kleiner Absatz führt in den Hof, dessen Tür aber immer verschlossen ist. Dagegen ist die gegenüberliegende Tür immer offen.

Eine steile Treppe führt hinunter in den Keller, der gewölbeartig ist.

Große Holzgatter mit Vorhängeschlössern und lateinischen Ziffern auf den grau lackierten Latten

verschließen die einzelnen Rundbögen.

»Die Sieben«, murmele ich unter der Skimaske, die meine angeschwollene Nase zu vernichten droht.

Jetzt fällt es mir auch wieder ein: Hausnummer 9 und Kellertür VII. Wie habe ich das vergessen können?

Fritzi schleicht wie eine Katze vor mir her und leuchtet mit der schweren Stabtaschenlampe die Türen ab.

Bei acht Türen ist die VII schnell gefunden.

Ich greife nach oben auf die verputzten Heizungsrohre.

Auf die Gewohnheiten meiner Exfrau ist Verlass.

Seit ihrem Einzug in dieses Haus vor unendlicher Zeit, liegt der Schlüssel oben auf dem verputzten Heizungsrohr und ist mit zwei kleinen Nägeln fixiert.

Bei meiner Exfrau hat alles seinen Platz.

Mit einem quietschenden Geräusch öffnet sich die Lattentür und ich staune nicht schlecht.

»Du Teufel«, soll der Großvater noch gerufen haben, als sich das Lämmlein von der Leine gerissen hat und auf das Grundstück der Fischzucht gelaufen ist.

Jetzt steht dort überall Polizei. Selbst aus der Landeshauptstadt sind Busse und Limousinen gekommen. Auch der Österreichische Rundfunk hat ein Team des Landesstudios geschickt.

Die leitende Redakteurin steht auf der anderen Seite am Straßenrand und kotzt gegen die Friedhofsmauer.

Der Tonmann mit dem schweren Aufnahmegerät und der langen Angel steht in einem Pulk von Menschen und lässt über den Köpfen das Mikrofon kreisen.

Den Sonntag haben sich die beiden auch anders vorgestellt.

Seit mehr als zwanzig Jahren nehmen sie das sonntägliche Glockengeläut auf und fahren von Gemeinde zu Gemeinde, wo sie in der Regel fürstlich bewirtet werden. Was für ein Leben?

Und jetzt das!

Die leitende Redakteurin kotzt die ganze Bewirtung der letzten Monate aus Leib und Seele an die Wehrmauer, was von den Kirchenbesuchern mit Kopfschütteln oder Nasenrümpfen quittiert wird.

Immer wieder sind es die Fremden, die jeden Anstand vermissen lassen.

Wie ein Cowboy verlässt mein Bruder die Kirche. Wie ich sein Siegerlächeln hasse.

Die Messdiener haben nicht schlecht gestaunt, als sie das silberne Schiffchen geöffnet und kein Weihrauch vorgefunden haben.

In der Sakristei wird es mit Sicherheit mehrere Watschen gegeben haben.

Mein Bruder reibt sich mit dem Zeug ein, damit niemand seine Alkoholausdünstungen riecht.

Den Rest raucht er, für einen guten Atem, wie er sagt.

Das ist zwar der Keller meiner Exfrau, aber das Gerümpel, das hier steht, hat nie und niemals Marion gehört.

Man kann ihr Charakterschwäche nachsagen, - die eine oder andere Marotte -, aber solche Möbel, die selbst auf dem Speermüll niemand mitnehmen würde, nein, so sehr kann sich ein Mensch nicht verändert haben, selbst meine Exfrau nicht.

»Das muss alles raus«, murmele ich unter der pitschnassen Skimaske und meine das Sperrholz und nicht die Gedanken.

Das Lämmlein ist in einen der ausgepumpten Fischteiche gesprungen und nach ein paar Minuten mit einem Oberschenkelknochen wieder aus dem Schlick aufgetaucht.

Da aber Fische bekanntlich Gräten und keine Knochen haben, ist die Brandwache, die mein Großvater mit einer gewaltigen Watschen geweckt hat, stutzig geworden.

»Vielleicht von einem Lamm«, soll der Sohn des Schusters gesagt haben und dadurch eine zweite Watschen eingefangen haben.

Der Großvater hat daraufhin den Wirt geweckt und lange telefoniert. Auf die Frage, ob er den Tatort gesichert habe, soll er lautstark gelacht haben.

Nach und nach sind die Feuerwehrlaute von Weißberg an die Brandstelle zurückgekommen und haben mit offenen Mündern das Lämmlein beobachtet, wie es einen Knochen nach dem anderen aus dem Schlick des Fischteichs geholt hat.

Mein Großvater hat später erzählt, dass sich der Leitner Josef und der Unterweger Nazi sofort übergeben haben, weil sie erst gestern Forellen aus der Zucht gegessen haben.

Dabei hat mein Großvater nur gelacht und gemeint, dass bei der Feuerwehr ohnehin nur Trottel seien. Weil eigentlich hätten sie alle Kotzen müssen, wo doch das

ganze Dorf, das gesamte Tal, die Forelle und den Karpfen hier einkauft hat.

»Ihr Schweine, ihr Schweine!«

Monatelang hat mein Bruder mit seiner Parodie Familie und Freunde genervt.

»Der muss zum Theater«, hat die Großmutter gesagt, obwohl sie in ihrem gesamten Leben nie, aber auch niemals, im Theater gewesen ist. Dennoch ist hier wahrscheinlich der Grundstein für die Karriere meines Bruders gelegt worden.

Ausgerechnet jetzt muss ich im Keller eines Hauses in der Hartungstraße an meinen Bruder denken, an meinen auf Hochglanzpapier grinsenden Bruder.

Hätte er nicht gegrinst, wäre ich von Berlin nicht nach Hamburg gefahren, hätte ich meinen Kiez nie und niemals verlassen.

Ja, ich habe mich in dieser ach so seltsamen Stadt wohl gefühlt. Vielleicht auch, weil man mich hier einfach in Ruhe gelassen hat.

»Das ist nicht der Keller meiner Ex«, wiederhole ich durch die nasse Skimaske und suche nach meinem Versteck.

Nachdem ich ein schwarzes Reck, ein Sofa in türkis und einen getönten Glastisch beiseite geräumt habe, bin ich am Ziel.

Auch wenn es augenscheinlich nicht mehr der Keller meiner Exfrau ist, so hat der Nachmieter mein Versteck nicht entdeckt. Der ehemalige Kaminschacht ist unberührt.

Ein gezielter Tritt und Alibabas Höhle ist geöffnet.

Ich spüre die anerkennenden Blicke von Fritzi in meinem Rücken.

»Was ist denn das?«

Fritzi hat sich die Skimaske hochgeschoben, damit sie besser sehen kann.

Ungläubig drückt sie mir die Stabtaschenlampe in die

Hand, um genauer zu untersuchen, was ich aus dem Kamin gefischt habe

»Ist das eine Schallplatte?«, will Fritzi wissen.

»Nein, nein«, schnaufe ich, nachdem meine Wollmaske längst mit der pochenden Nase verklebt ist, »das war damals der neuste Schrei, eine Mischung aus Schreibmaschine und Computer. Und vorne oder an der Seite hast du halt diese Scheibe rein geschoben.«

»Du willst mich verarschen, ja? Du willst mit mir gar nicht zu deinem Bruder. Hamburg ist nur ein großes Ablenkungsmanöver, ja? Denkst, die kleine Fritzi ist doof genug, mit der kann man es machen. Lass sie erst einmal ein paar hundert Kilometer in die falsche Richtung fahren, dann kommt sie schon auf andere Gedanken. Wahrscheinlich steckt meine Mutter mit dir unter einer Decke, oder?«

Fragen über Fragen, die ich ohnehin nicht beantworten kann. Zudem mein Kopf ganz andere physische Probleme hat.

Sonntagmittag und der Großvater sitzt nicht am Tisch. Nein, das hat es noch nie gegeben.

Selbst mein Bruder, der sich für den größten Revolutionär nach Marx, Lenin, Che, Castro und dem Huber Walter, hält, hat das gemeinsame Mittagessen mit der Familie immer eingehalten.

Da sitzen wir, die Großmutter, die Anni, die jüngste Tochter der Großmutter, die aus unerklärlichen Gründen niemand haben will, obwohl sie recht hübsch aussieht, bis auf das Zucken am linken Mundwinkel und Auge, das ihr den Spitzname Flipper eingebracht hat.

Der Johann, dem fünf Zehen fehlen, weil er zwei Mal in die eigene Fuchsfalle getreten ist, die eigentlich für Bären vorgesehen und längst von der Landesregierung verboten worden ist.

Der Scharni, den wir Kinder bewundern, weil er die Radseite eines Traktors hochheben kann, aber zu anderen Dingen nicht zu gebrauchen ist.

Der Martin, der nicht sprechen kann, aber ein sehr guter Zuhörer ist.

Die Renata, die mit ihren vierzehn Jahren so übergewichtig ist, dass sie wie eine Dreißigjährige aussieht, außer sie beginnt eine Unterhaltung.

Und dazwischen mein Bruder und ich. Er mit den erweiterten Pupillen und ich mit halbgeschlossenen Lidern, weil ich ohne Schlaf schon die steile Wiese habe mähen müssen, und ich mich kaum auf den Beinen halten kann.

Die Tür zur guten Stube steht offen, damit wir es hören können: das schmiedeeiserne Pendel der Uhr aus dem 18. Jahrhundert.

Aus dem Innsbruckschen soll sie stammen und vor den Truppen Napoleons versteckt worden sein.

Auf jeden Fall ist sie bleischwer und hat dem Ausmaler, der die gute Stube hat streichen sollen, beim Abnehmen der Gewichte einen Trümmerbruch eingebracht. Seit dem Tag hinkt er und sitzt bei Kirchweih und dem Feuerwehrest missmutig in der Ecke und schaut den tanzenden Paaren hinter her.

Auf der Bratensoße hat sich ein harter Film gebildet, der stark genug ist, um ein paar dutzend Fliegen eine Landebahn zu bieten. Auch die Kartoffeln sind ausgedampft und haben eine glänzende Kruste bekommen.

Renata bohrt unentwegt in der Nase und weiß nicht, wo sie den getrockneten Rotz abstreifen soll. Als sie sich nach mehr als einer halben Stunde nicht zu helfen weiß, steckt sie den beschmutzten Finger in den Ausschnitt zwischen ihre riesigen Brüste, die in einer viel zu engen Bluse ein Gefangenendasein fristen.

Bei dem Schauspiel bekommt der Scharni direkt Mundfluss und gibt seiner Zunge Freigang.

Beim Wirt geht das Gerücht um, dass der Scharni selbst vor Kühen nicht halt macht.

Die Suppenterrine ist mit einem Porzellandeckel aus Meißen abgedeckt. Da, wo der silberne Schöpflöffel mit

seinem geschwungenen Griff hervorlugt, ist genug Platz für einen Stoßtrupp an Wespen. Haben es Kopf und Taille erst einmal geschafft, dauert es einen Moment, bis sie geschickt ihr dickes Hinterteil in die Öffnung zwängen.

Acht Wespen habe ich gezählt, die jetzt in der Fritattensuppe ihren Tod finden werden.

Mein Bruder ist in seiner eigenen Welt. Er grinst blöde vor sich hin und stinkt wie das Weihrauchschiffen aus der Wehrkirche.

Ab und zu steckt eine Katze ihren Kopf durch den Türspalt und verschwindet wieder, da der Boden keine Beute vorweist.

Der Johann gähnt und bewegt den Kiefer hin und her. Es ist ihm anzusehen, dass er die Zähne wieder herausnehmen möchte, die ihm ohnehin schlecht passen, da er sie immer nur sonntags in den Mund steckt.

Die Großmutter will das so. Sie ist die einzige, die Haltung bewahrt. Sie sitzt einfach wie starr da, als sei sie längst tot und ausgestopft. Innerlich wird sie kochen. Denn Unpünktlichkeit hält sie für eine Todsünde, genauso wie Haltung verlieren. Mit ihren halbgeöffneten Augen hat sie uns alle im Blick.

Einmal hat sie mit einer Gabel der Renata in die Hand gestochen, weil sie noch vor dem Tischgebet angefangen hat, mit einer Erbse auf ihrem Teller zu spielen.

Nein, mit der Großmutter ist in diesen Dingen nicht zu spaßen.

Anni scheint das alles nicht zu stören, sie zuckt mit der linken Gesichtshälfte gegen den Takt der Uhr. Als ob das etwas bringen würde.

Schon wieder habe ich eine Erektion, die siebte an diesem Sonntag.

Es gibt niemanden mit dem ich darüber reden könnte. Zum Glück führe ich kein Tagebuch.

Zweimal klingelt das Telefon.

Sofort sind die Augen auf den Spalt in der Tür gerichtet. Das Ring Ring des Telefons bedeutet so etwas

wie eine Befreiung.

Wer darf aufstehen, wer den Tisch der Unfreiheit verlassen?

Die Großmutter mit ihrem kontrollierten Augenaufschlag lässt jeden Wunsch nach Befreiung im Keim ersticken.

Längst hat die Uhr zwei geschlagen.

Wir warten.

»Lass uns abhauen«, flüstere ich Fritz durch meine nässende Maske ins Ohr, denn ich glaube Geräusche auf der Treppe gehört zu haben.

»Wegen diesen komischen Scheiben haben wir den Umweg gemacht?«

Fritzis Augen sind nur noch Schlitze.

»Unsinn, das sind Datenträger, da sind alle meine Sachen bis...«

Weiter komme ich nicht.

»Hier wird gar nichts mitgenommen«, sagt der Mann, der einen John Wayne Revolver in den Händen hält und einen glatt rasierten rosa Hund an der Leine führt, der unter verengten Nebenhöhlen leidet.

»Habe ich euch endlich erwischt! Erst den Wein und jetzt sogar noch Platten«, sagt der Mann um die siebzig mit der Stimme eines gut durchtrainierten Vierzigjährigen.

»Ich trete ihn in die Eier und du kümmerst dich um den Hund«, zischt Fritz mir zu und fuchelt mit ihrer Ski-maske.

Sie hat gut reden. Der alte Mann hat eine bessere Kondition als ich und würde, - wenn es sein müsste -, mich bis nach Altona verfolgen.

Der Hund hat sich längst schon in Kampfstellung gebracht und wartet jetzt darauf, von der Leine gelassen zu werden. Er zeigt mir sein tödliches Gebiss, dem ich nichts, aber auch gar nichts, entgegenzusetzen habe. Ein leichtes Lächeln huscht zwischen Schnauze und Augen.

Ich kenne diesen Blick.

Johann ist eingeschlafen. Der Kopf liegt weit hinter der Stuhllehne.

Früher haben wir Kinder, wenn wir ihn so in seiner Kammer beim Schlafen erwisch haben, Tischtennisbälle in den Mund geworfen, die er alle mit seinem ruckartigen lauten Schnarrchen wieder ausgespuckt hat.

Jetzt lauschen alle hungrigen Anwesenden, einem ganz besonderen Konzert.

Johann ist in seiner Kunst ein Meister der Täuschung. Er kann minutenlang die Atmung so herunterfahren, dass Medizinstudenten im vierten Semester ihn für Tod erklären würden. In dem Moment aber, in dem sich das Ohr und damit der gesamte Körper entspannt hat, wird er sogleich von einem ohrenbetäubenden Geräusch erschreckt, das mit jeder laufenden Motorsäge mithalten kann.

Der Martin möchte sich seit längerem Mitteilen. Lautlos erzählen seine geschickten Finger Geschichten, für die sich aber niemand interessiert. Ab und an schaut er in die Runde und stößt einen enttäuschten Seufzer aus. Dann beginnt er erneut mit den Händen zu fuchteln.

Die Großtante Anni zuckt mit ihrer linken Gesichtshälfte immer noch gegen den Takt der großen Pendeluhr an. Am Mundwinkel hat sich ein kleines Rinnsal bis zum Kinn gebildet und tropft jetzt auf die gestärkte Bluse, die mit blühendem Enzian und Edelweiß bestickt ist.

Mein Bruder findet das anscheinend witzig. Es kann aber auch sein, dass die Drogen aufhören zu wirken.

Ich ertappe mich dabei, ab und an doch die Augen für einen längeren Zeitraum zu schließen.

So fehlen mir Minuten, vielleicht auch Stunden.

Immerhin habe ich ohne Schlaf am Morgen die Steilwiese geschnitten. Was haben mein Bruder und ich angerichtet?

Was ein Scherz sein sollte, ist vollkommen eskaliert.

Nicht nur, dass wir das Feuerwehrhaus abgefackelt haben, auch die Armensiedlung geht auf unser Konto.

Jetzt ermittelt nicht nur unser Dorfgendarm, sondern auch die Kieberer aus der Landeshauptstadt.

Ein Hubschrauber überfliegt den Hof und zieht Richtung Weißberg.

Mein Bruder und ich werden auffliegen und dann sind wir dran.

Ratsch macht die Guillotine und der Kopf ist ab.

Keine dreizehn Jahre und schon fällt der Kopf in den geflochtenen Weidenkorb, der mit Sägespänen ausgelegt ist.

Nein, ich will nicht sterben. Heute noch nicht.

Die Großmutter hat das Etui aus Perlmutter geöffnet und den Rosenkranz herausgeholt.

Längst sind die Fliegen in die Soße eingebrochen, haben anfangs mit den Flügeln für Wellenbewegung gesorgt, um letztendlich ziellos im Kreis zu schwimmen. Die Wespen sind aus der geschlossenen Suppenterrine nicht mehr herausgekommen.

Wir bleiben sitzen.

Seit vier Stunden hocken wir am sonntäglichen Mittagstisch, schlafen, dösen, beten oder beobachten die Fliegen, sortieren sie nach ihrer Hinternfarbe: Blau, Grün, Türkis.

Ein Auto fährt auf den Hof.

Vom Motorgeräusch her müsste es der Jeep des Großvaters sein.

Aber seit das Autohaus unten an der Tankstelle auch Jeeps anbietet, fahren fast alle Bauern einen Original Jeep.

Dann aber tapsige Schritte, die Vorhut.

Völlig verdreht betritt Lämmlein die gute Stube. Zum Glück macht er einen zufriedenen Eindruck.

Dann stiefelt der Großvater in den mit teuren Teppichen ausgelegten Raum und hinterlässt große Broken aus angetrocknetem Schlamm.

Wortlos setzt sich der Hausherr an den Tisch.

Sofort springt die Anni auf, entfernt den Porzellandeckel von der Suppenterrine und schöpft mit der großen Suppenkelle dem Großvater den Teller voll.

Bewegung kommt in die Tischgesellschaft.

Nur der Johann schnarcht weiter vor sich her und mein Bruder grinst blöde und bleibt in seinem Drogenparadies.

»Heinrich bei Fuß«, befiehlt der rüstige Rentner seinem grinsenden Kampfhund, der sich sichtlich darauf freut, Sehnen zu durchtrennen.

Ich weiß Hunde können nicht grinsen, aber diese gezüchtete Kampfmaschine kann das.

Gern würde ich ein Foto machen und es der ganzen Welt beweisen. Aber ich glaube kaum, dass Hund wie Besitzer das in dieser Situation zulassen würden.

»Heißt der Pudel von Faust nicht Heinrich?«, will Fritz wissen.

»Nein«, zische ich zurück. »Der Faust heißt Heinrich mit Vornamen!«

»Sofort aufhören mit dem Gequatsche, sonst drücke ich ab!«

Der alte Mann ist in seinem eigenen Film.

»Hören Sie, ich habe mir nur mein Eigentum geholt. Ich habe vor Jahren mal hier gewohnt und hatte noch Sachen...«

Weiter komme ich nicht, denn ein Schuss hat sich gelöst. Etwas fliegt an meinem Ohr vorbei und hinterlässt einen Klingelton, einen Dauerton.

Nein, ich esse von der kalten Suppe mit toten Wespen als Einlage nichts. Mögen die anderen ruhig hastig löffeln. Auch wenn mein Magen knurrt, wie der von Lämmlein, der unter dem Tisch meinen Schuh als Vorspeise entdeckt hat. Ich habe ihn wehrlos überlassen, meinen Zehen zu liebe.

Den Großvater aber stört das wenig, er hat einen unbändigen Appetit und schaufelt das ganze kalte Essen in sich herein.

»Ihr wisst ja gar nicht, was Hunger ist«, hört der Großvater nicht auf festzustellen, »Holz haben wir gefressen,

Holz und Leder. Und als gar nichts mehr ging, haben einige von uns auch nicht vor Menschenfleisch halt gemacht.«

Das ist immer der Moment, wo mein Bruder grinst, aber nur innerlich. Ein kurzes Zucken an den Augenrändern, mehr nicht.

Wenn der Großvater redet, schweigt mein Bruder, sind seine revolutionären Ansätze eher relativ.

Nein, vor dem Großvater hat mein Bruder Angst, da ist er wie Lämmlein.

Im Gänsemarsch verlassen wir den Keller in der Hartungstraße. Der durchtrainierte Rentner fuchtelte immer noch mit der John Wayne Knarre in unserem Rücken.

All das ist nichts gegen den Aasgeruch der aus Heinrichs Maul kommt.

»Wenn ihr versucht fortzulaufen, tut ihr mir nur einen Gefallen«.

Das Knacken des Revolverhahns ist laut und deutlich.

Die ganze Zeit schon denke ich nach, wie wir aus dieser Nummer herauskommen. Immerhin habe ich hier jahrelang gewohnt.

Wir könnten in den Hof, wo einst mein Nussbaum gestanden ist, und dann über die Mauer.

Nein, wir können nicht durch den Hof flüchten, weil die Tür immer abgeschlossen ist. Selbst meine Exfrau hat keinen Schlüssel für die Hoftür gehabt.

Als wir endlich die Kellertreppe nach oben gestiegen sind und der alte Mann Fritz den Befehl gibt, auf den Schalter des Flurlichts zu drücken, kommt mir endlich eine Idee.

Ich stolpere absichtlich über die letzte Treppenstufe und reiße mit beiden Händen Fritz zu Boden.

»Zähl bis neunzig und dann lauf nach draußen«, flüstere ich ihr ins Ohr.

»Keine Mätzchen, Heinrich mag es überhaupt nicht, wenn ihm jemand in Augenhöhe begegnet«, der alte Mann

und sein bester Freund schnaufen vor Glück.

»Mein Schnürriemen ist auf, deswegen bin ich gestolpert«, gebe ich vor und fummle an meinen Schuhen herum.

Das bringt Zeit, vielleicht dreißig Sekunden, wenn ich mich blöd anstelle. Und ich kann mich ganz schön blöd anstellen, wenn es um alles geht. Ganze vierunddreißig Sekunden hole ich heraus.

Da fängt Fritzi an zu jammern: »Ich glaube, ich habe mir den Knöchel verstaут.«

Während ich also ungeschickt die Schuhe neu zubinde, bemerke ich die Blutlache zu meinen Füßen, hat mich die Kugel also doch getroffen.

Ich spüre nichts. Der permanente Summton im Ohr überlagert alles.

»Hilf ihr auf, denk dran lahme Pferde werden erschossen«, hallt es in mein Ohr, als würde er aus einem Tunnel sprechen.

Der Mann mit der Waffe meint es ernst.

»Wir brauchen einen Krankenwagen«, erwidere ich, worauf Heinrich, erst an der Blutlache schleckt und dann zu bellen beginnt.

Die Hälfte der Zeit wäre geschafft.

Ungeschickt wie ich bin, helfe ich ihr auf und komme dabei selbst wieder zu Fall.

»Scheiße, was soll das!«

Herrchen wie Hund verlieren langsam die Geduld.

Die Minute ist geschafft.

Links von mir ist der Drehschalter für das Kellerlicht.

Zehn Sekunden muss ich noch warten.

»Ich glaube, ich blute«, jammert Fritzi und macht seltsame Bewegungen.

»Meine Hose ist kaputt«, wieder wertvolle Sekunden.

Siebzehn lange Sekunden im grellen Flurlicht.

Die Tür noch nicht erreicht, höre ich den Galopp des Hundes, rieche den Aasgeruch seines Atems. Dann vollkommene Dunkelheit.

Etwas Schweres bringt mich zu Fall, gleichzeitig fällt ein Schuss.

»Lämmlein hat eine Leich im ausgepumpten Fischteich entdeckt«, sagt der Großvater nach dem Essen, rülpst und stopft sich die Pfeife.

Wir sitzen mit großen Augen da und überlegen, jeder für sich, welchen Körperteil Lämmlein wohl angeschleppt hat.

»Es soll der Batic sein«, fährt der Großvater fort und lässt Rauchzeichen an die Decke der Wohnstube steigen.

»Winnetou«, kommt es laut aus mir heraus, worauf mein Bruder kindisch zu lachen beginnt und Lämmlein unter dem Tisch nach meinem zweiten Schuh schnappt.

Der Batic, ist auf österreichischem Boden Kroat und in Zagreb ein staatstreuer Jugoslawe. Einer, mit dem Privileg vom schwarzen Meer bis zur Nordsee reisen zu dürfen. Er hat die Nase eines Indianers, so sagt man, dabei kennen die, die das sagen, überhaupt keine Indianer, haben und werden, in ihrem Leben nie einen richtigen Indianer zu Gesicht bekommen.

Nein, der Batic hat in vier Winnetouverfilmungen mitgespielt und sich von der Gage mit dem Segen Titos einen eigenen Lastwagen gekauft.

Niemand weiß, was der Batic hinten im Innersten geladen gehabt hat.

Mal sprach er von Haselnüssen aus der Türkei, von Oliven aus Griechenland und Zigaretten, mit denen er das halbe Dorf beliefert hat. Den Frauen hat er französisches Parfüm und Goldkettchen mitgebracht.

»Ich habe da meine eigene Theorie«, hat mein Bruder auf dem Heuboden gesagt und sich lässig eine Zigarette angezündet.

»Alle Frauen mit denen Batic geschlafen hat, hat er gekennzeichnet. Warum glaubst du, tragen sie die Kettchen an den Fesseln? Unsere Dorfhengste schauen beim Pudern bestimmt nicht auf die Füße.«

Mein Bruder hat die Angewohnheit über seine eigenen

Witze am lautesten zu lachen.

Zitternd halte ich den Stapel acht Zoll Disketten in den Händen. Bis zum NDR bin ich gelaufen und sitze dort vor dem Eingang auf der Mauer. Mit altmodischen Datenträgern vor einer Rundfunkanstalt zu sitzen, halte ich für am Unauffälligsten.

Polizei und Krankenwagen fahren mit Martinshorn und Blaulicht an mir vorbei und biegen in die Hartungstraße ein.

Ob der Anrufer gesagt hat, dass es sich bei dem Verletzten, um einen Hund handelt.

Gerade, als die Vordertatzen meine Schultern berührt haben, ist in der Dunkelheit der Schuss gefallen.

Heinrich ist darauf wie ein Sandsack zu Boden gefallen.

Während Fritzi und ich, um unser Leben gelaufen sind, hat der alte Mann immer und immer wieder nach seinem Heinrich gerufen und zum Glück kein zweites Mal geschossen.

Da taucht Fritzi endlich mit dem Wagen auf.

Wie ein eingespieltes Team fährt sie ohne zu halten an den Bürgersteig heran.

Ich springe, nein, ich strauchle und falle mehr oder weniger auf den Beifahrersitz.

»Ich weiß, an den Stunts muss ich noch arbeiten«, sage ich, um einen Kommentar meiner Fahrerin zu unterbinden.

Über die Köhlbrandbrücke geht es zurück auf die Autobahn.

»Ne komische Stadt, dieses Hamburg«, sagt Fritzi.

Ich lege eine Gesichtshälfte gegen die kühle Scheibe und schaue auf die unzähligen Lichter, die der Hafen unter mir anbietet. Ich hätte da soviel zu erwidern. Aber, wenn jemand aus Berlin kommt, für den ist Hamburg, nur eine stinkende Muschel, die irgendwo an den Strand gespült worden ist.

Nein, ich bin immer gern in Hamburg, auch wenn heute

jemand versucht hat, mich zu erschießen.

In Berlin ist meine Dachwohnung abgebrannt, nur weil das grinsende Hochglanzgesicht meines Bruders nicht hat brennen wollen.

Wer weiß, was uns in München erwartet.

Tagelang sind wir mit den Rädern raus zum Fischweiher gefahren. Eine regelrechte kleine Stadt ist dort entstanden. Zelte, Wohnwagen, Container und Polizeiwagen haben einen Kreis gebildet, der von Tag zu Tag größer geworden ist.

»Was hab ich ihm gesagt? Lass die Fisch und mach einen Campingplatz«, sagt einer der Feuerwehrleute zu einem Kameraden, worauf beide lautstark zu lachen anfangen.

Ein Bagger, der eigentlich zum Bautrupps der Tauernautobahn gehört, ist Tag und Nacht im Einsatz und fördert neben Schlick immer wieder Knochenreste an die Oberfläche.

Sieben Menschen sollen es schon sein, die ihre letzte Ruhestätte im Fischweiher gefunden haben.

Das ganze Dorf hat sich die Seele aus dem Leib gekotzt, bei der Vorstellung, was die Forellen und Karpfen so alles verspeist haben.

Aus allen Teilen des Landes sind Schaulustige und Journalisten hergekommen.

Die Zimmerpreise haben sich verdoppelt. Dabei ist ohnehin nicht ein einziges mehr zu bekommen.

Aus dem Grund haben Nachbargemeinden Pendelbusse eingesetzt, die die Schaulustigen dreimal am Tag zum Tatort fahren.

Unser Lämmlein ist für zwei Tage Held in allen Zeitungen.

Stolz präsentiert er zwischen seinen beiden Vorderläufen einen menschlichen Oberschenkelknochen. Der ist natürlich nicht von den Opfern, sondern aus dem benachbarten Gebeinhaus, dem Karner, der in die Wehrmauer eingebaut ist. Da gibt es Knochen und Schädel

ohne Ende.

Erst, als die ersten Reisebusse vor der Einfahrt zu unserem Hof gehalten und Schaulustige den halben Gemüsegarten zertreten haben, hat der Großvater mit der großen silbernen Büchse mit ein paar Schüssen in die Luft, der ganzen Sache Einhalt geboten.

In diesen turbulenten Tagen hat mein Bruder einen Dietrich gebastelt, mit dem er die schwere Eichentür zum Turm der Kirche öffnen kann.

In den ersten Tagen sind nur mein Bruder und ich auf den Turm gestiegen und haben mit klopfenden Herzen und geöffneten Mündern zugeschaut, wie drüben aus den wasserlosen Fischbecken immer mehr Knochen gezogen worden sind.

Dem Veterinär und dem Mann vom Wasseramt sind schon in der ersten Nacht alle Fensterscheiben ihres Eigenheimes eingeworfen worden. So hat es in der Zeitung gestanden.

Dabei gibt es den Mann vom Wasseramt überhaupt nicht. Weil es in Weißberg kein Wasseramt gibt, es in ganz Österreich noch nie ein Wasseramt gegeben hat.

In der Zeitung ist der Hausmeister der Volksschule abgebildet gewesen, stolz den grauen Schulkittel tragend. Unter dem Bild ist der Name des Hausmeisters und der neue Titel, der des Wasseramtdirektors gestanden.

Eine Woche später ist der Veterinär weggezogen und der Mann vom Wasseramt, der angeblich jede Woche die Fischteiche untersucht hat, nach Vorarlberg strafversetzt worden.

Der Hausmeister der Volksschule hat nur mit den Achseln gezuckt, sich den Bart abrasiert und den grauen Kittel gegen einen braunen Kittel eingetauscht.

»Jetzt ist er im Gulag«, hat mein Großvater lachend gesagt und dem Lämmlein einen Klaps gegeben.

»Ein Sauhund«, hat jedes Mal mein Bruder gesagt, wenn der Bagger wieder hat aufhören müssen und die Spurensicherung in den modrigen Schlick gestiegen ist. Dabei hat

er die Lippen ganz schmal gemacht und tief die Zigarette inhaliert. Die glasigen Augen in eine Welt gerichtet, vor der ich mich gefürchtet habe.

Erst, wenn aus meinen Schluckbeschwerden eine Atemnot geworden ist, hat mein Bruder angefangen zu lachen.

»Trottel!«

Mehr hat er hinterher nicht gesagt.

Auf der Raststätte Wallenhorst West kurz vor Osnabrück machen wir die erste Pause.

»Ich muss pissen«, sagt Fritzi und springt so aus dem Auto, als wolle sie auf der Herrentoilette ihre Meisterprüfung machen.

Feucht und kalt ist es, und ich frage mich, wo fahren all diese Menschen bloß hin.

Mitten in der Nacht ist die Autobahn immer noch voll. Zwischen dem Fernverkehr der Lastwagen sind genug Pkws unterwegs. Alle haben sie Beweggründe, Ziele.

Ein unheimlicher Ort, so eine Autobahnraststätte.

Draußen stehen mindestens hundert Stühle an fünf- und zwanzig Tischen, als ob es sich hier um einen Platz handeln würde, an dem man seinen Urlaub verbringen möchte.

Dennoch ein guter Ort für Schriftsteller mit Schreibblockade. Überall lauern sie, die nicht erzählten Geschichten.

Eine durch Wasser aufgelöste Ansichtskarte liegt wie ein überfahrener Frosch auf der Ablage des gelben Postkastens. Die verlogene Oberfläche ist längst aufgesprungen und hat sich gewellt.

Unter dem Kasten liegen letzte Fetzen eines zerrissenen Briefes. Auf einem der Tische hat sich der Flyer einer Sexmesse in einen Aufkleber verwandelt.

Dagegen ist eine Rose mit Trauerflor zwischen die Ritzen einer Rückenlehne der Plastikstühle gekommen, in der Ecke zwei benutzte Windeln, darüber auf dem

Fensterbrett eine leere Brieftasche aus der ein Schlüssel lugt.

Eine Tankquittung hat sich zwischen den Eingangsstreben und der Tür geklemmt, darüber flattert ein zähes Spinnengewebe im Wind.

Der Ort kommt mir bekannt vor. Keine fünfzehn Stufen, dann ist man am Eingang. Links geht es zu den Toiletten, geradeaus das Aquarium mit den Plüschtieren, die man mit einem Greifarm befreien kann. Dumm nur, dass der Hebearm eine gewisse Tiefe nicht erreicht.

Hier am Eingang bin ich gestanden und habe eine bis zum Filter gerauchte Zigarette in die Dunkelheit geschnippt.

Schräg rechts geht es in die so genannte Raststätte. Der Thekenbereich im Halbdunkel. Herzhaftes Frühstück für den Frühaufsteher ist auf einem der Plakate gestanden.

Ein sportlich durchtrainiertes Ehepaar, jener Menschenschlag, die am Urlaubsort mehrmals das Frühstücksbüffet abräumen und ihre Handtücher weitläufig unter zu Hilfe nahme von Taschenlampen auf die Liegen am Pool legen.

Dieses Paar sitzt wieder da. Oder immer noch?

Vielleicht gehören solche Paare längst zum Inventar, dienen als Abschreckung und passen auf, dass niemand den künstlichen Blumenschmuck klaut, der als Raumteiler dient. Vielleicht sind sie aber auch der Raumteiler.

Natürlich bin ich hier gewesen. Der erste Halt mit Maron, der seinerzeit meinen Umzug von Hamburg nach Bonn organisiert hat.

Maron, wie lange ist das denn her?

Zumindest im vorigen Jahrhundert, was für den Anfang beruhigend klingt.

Maron, der Freund, der sich als Arschloch entpuppt hat. Und wäre es nicht genug gewesen, nicht nur meine damalige Notsituation ausgenutzt, sondern sich auch an meinem geistigen Eigentum bedient hat.

Wie schön, hat es damals mein Anwalt formuliert, dass die andere Seite Bonn-Berlin-Paris-London-Rom-New

York-Mond-Mars-Neue Milchstraße bemüht hat.

Einschreiben mit Rückschein, Briefe, die mir bis dato fremd geblieben sind.

Unterlassung, üble Nachrede, Verleumdung, Diebstahl geistigen Eigentums, die ganze Palette hat die Anwaltskanzlei mit dem größten Adressenbart, den ich je gesehen habe, gegen mich aufgeboten und eine sechsstellige Summe in den Raum gestellt, um mich zum Schweigen zu bringen.

Giri, ein tschechischer Dissident und schwerer Alkoholiker, mit dem Hang zur Melancholie, ist das gewesen, was ich entgegenzusetzen gehabt habe.

Aus einem Büro, das das Tageslicht in den letzten Jahrzehnten nicht erblickt hat, da alle Fenster mit hohen Regalen voll gestellt gewesen sind, ist der Gegenangriff gekommen.

Denn Anwälte kennen keine Verteidigung, auch wenn sie so heißen. Sie kennen nur den Angriff.

Subventionierte Glücksritter mit dem Hang zum Liberalen, aber immer die Gebührenordnung in der Tasche.

Giri, mit dem Hang zum Messi, ein Freiheitskämpfer der ersten Stunde, der Freunde im Prager Frühling verloren hat, gewinnt gegen den Adressenbart. Die Anwaltskanzlei, die selbst einen zurückgetretenen Minister vertritt.

Die dümmste Werbung überhaupt.

Giri ist hartnäckig. Er fragt mich über Maron aus. Ich sage nur Musik und Pferde, ach ja Häuser hat er auch noch.

Giri hat einen Taschenrechner auf dem Schreibtisch, der aber nicht zu sehen ist, weil Akten und Papiere, alles überlagern.

Er bedient ihn blind und schickt den halben Schreibtisch an die noble Anwaltskanzlei, naturgemäß an alle Adressen und stellt nach Gebührenordnung die Rechnung.

Ab und an ruft er mich an, versichert, dass alles nur ein Spiel sei und verrät mir die Summe, mit der Maron bei den

Anwälten in der Kreide steht. Erst wird das Pferd, dann der Sattel verkauft.

Am Ende der anwaltlichen Korrespondenz stehen ein Scheck für mich und ein Umzug für Maron.

»Der Bürgermeister kämpft«, so mein Großvater.

Der Name Luftkurort steht auf dem Spiel, obwohl er gar nicht auf den Ortstafeln steht. Schon zweimal haben Unbekannte die Kabelstränge des ORF-Übertragungswagen durchgeschnitten.

Dass der umgebaute alte VW-Bus immer noch am ausgetrockneten Fischweiher steht, liegt auch daran, dass alle vier Reifen durchstoßen und dem Motor der Verteilerkopf fehlt. Auch sind Film- und Fotoausrüstungen abhanden gekommen und die Bremsschläuche durchgeschnitten worden.

Der Tankwart klagt plötzlich darüber, dass selbst die Holländer nicht mehr anhalten, um ihre gigantischen Wassertanks aufzufüllen.

Da hat mein Bruder längst den Kirchturm an die Schmierenpresse vermietet.

»Geld stinkt nicht«, sagt mein Bruder und wedelt mit einem Bündel Geldscheinen. Zwischen die Schillingsscheine haben sich D-Mark, Gulden, Lire und sogar Dollars verirrt.

»Homophiler Forellenzüchter nach Wien überstellt«, lautet eine Überschrift.

Wir Jungs nicken wie die Großen, dabei weiß niemand, - jung und alt nicht -, was homophiler im Entferntesten bedeutet.

Die Messdiener mit Hochamterfahrung tippen auf Menschenfresser.

Die Theorie mit dem Menschenfresser macht schnell die Runde und beruhigt das Dorf und das ganze Tal.

Dann haben die Fische wenigstens nicht das Leichenfleisch, sondern nur die Knochen bekommen.

»Es gibt keine Menschenfresser«, sagt mein Bruder und

dreht sich eine große Zigarette aus mehreren aneinander geklebten Blättchen, »dass mit den Menschenfressern ist eine Erfindung der Pfaffen. Immer wenn ein Missionar nicht nach Hause gekommen ist, ist behauptet worden, dass die Eingeborenen den Gottesmann mit Haut und Haaren verspeist haben. Dabei hat der Missionar nur den weißen Kragen abgelegt und sich zu der Inselschönheit ins Bett gelegt und hat zwischen ihren heißen Schenkeln ein Kind nach dem anderen gezeugt. Keiner von diesen unzähligen Missionaren hat auch nur einen Gedanken daran verschwendet, jemals wieder nach Hause zu kommen.«

Ein Monat lang sind wir das Monsterdorf.

Dann erschießt sich in der Steiermark, direkt an der Landesgrenze zu Kärnten, ein Junge mit dem Schrottgewehr.

Irgendwo, da hinter den Bergen, hat ein fünfzehnjähriger Junge auf den Vater gewartet, der wie jeden Abend *beim Wirt* gesessen ist.

Als der Vater leicht taumelnd die Gaststätte verlässt, so die Kronen- und die Kleine Zeitung, hat der Sohn das Schrottgewehr des Vaters genommen und sich den Kopf weggeschossen.

Der Vater, der im ganzen Ort als gewalttätiger Mensch gegenüber seiner Familie auffällig gewesen sein soll, so die Kronen und die Kleine Zeitung, hat anfangs gelacht, hat es nicht glauben wollen, was da gerade vor seinen Augen passiert ist.

Augenzeugen haben berichtet, das der Vater auf den Sohn zugegangen ist, der immer noch da gestanden ist, weil er sich an den Wagen des Vaters gelehnt, bevor er abgedrückt hat.

Dann geht das Leben den gewohnten Gang,

Bauer erschlägt Bankdirektor und anschließend seine Familie mit der Axt, bevor er sich selbst auf dem Heuboden richtet.

Mindestens vier Mal im Monat taucht die Axt auf. An zweiter Stelle steht das Jagdgewehr und an letzter Stelle der

Kälberstrick.

Neuerdings kommt es in den Ställen zu immer mehr Unfällen. Bauer, Hund und Stier in einem Stall, das verträgt sich nicht. Selbst der Ochse lässt sich von einem Nasenring nicht länger abschrecken.

»Revolution im Kuhstall«, kichert mein Bruder und pustet große Ringe gegen die Heubodendecke.

Ich muss eingenickt sein und das auf einer Autobahnraststätte mit dem wunderschönen Namen *Wallenhorst West*, zumindest träume ich das gerade.

Denn in Wirklichkeit liege ich in meinem Bett.

Ich habe eine sehr schöne Wohnung, direkt unter dem Dach. Über den Dächern von Berlin bin ich zu Hause.

Ich habe einen anstrengenden Tag gehabt, denn ich habe versucht, das Hochglanzfoto meines dauergrinsenden Bruders anzuzünden, was mir aber nicht gelungen ist.

Was für ein Traum, nachts auf der Autobahnraststätte Wallenhorst West, umringt von fremden jungen Menschen.

Nein, mir ist nicht kalt, das träume ich nur. Nein, mir ist nicht kalt.

»Du frierst ja«, sagt Fritz und rüttelt mich wach.

Ich blinzle mit den Augen. Wo bin ich?

»Das sind Robert und Noel«, sagt Fritz, worauf ein dicker junger Mann einen Diener und eine dürre Frau einen Knicks macht.

»Sie haben morgen Vorsprechen an der Schauspiel-schule in München, so etwas nenne ich Schicksal«, sagt Fritz euphorisiert und tätschelt meine Wangen.

»Hallo, ich bin schon wach, aber ich will das gerade einfach nicht hören.«

Warum gebe ich den alten Mann, in Anbetracht der jungen Leute?

»Weil du alt bist!«

Mein Bruder trägt Smoking, als wäre er damit auf die Welt gekommen. Lässig hält er die Schweizer Zigarette im

Mund, die so teuer ist, dass man sie auch einzeln verkaufen könnte. Er redet mit mir aus einer Luftblase heraus. Dann steigt er hoch, zerplatzt am dunklen schwarzen Nachthimmel und löst sich in Rauch auf.

»Meine Fresse«, sagt mein Bruder im Smoking, »was tust du dir da an!«

Doch, ich habe halb Berlin in die Luft gesprengt, um das grinsende Hochglanzbild meines Bruders los zu werden.

»Wir müssen los«, sagt Fritz.

Das alles ist kein Traum.

»Ich bin der Robert!«

»Ich die Noek«

Zu Viert setzen wir die Fahrt fort.

Wie weit ist es von Osnabrück bis München?

Wo kommen all die vielen Autos her?

Und wo wollen sie bloß alle hin?

Im Dunkeln liegt die Autobahn.

Ab und an Lichtkegel, die einen blenden. Es hat angefangen zu regnen.

Die kühle Scheibe der Seitentür hält mich wach. Regentropfen landen und perlen ab.

Ein Kommen und Gehen. Ein Anfreunden ist so nicht möglich.

Was habe ich hier zu suchen?

Wo fahren wir hin?

Und warum muss ich dieses ständige Geschwätz hinter mir ertragen?

»Kabale und Liebe sprichst du vor, wie originell!«

»Aber du mit deiner Glasmenagerie!«

»Botho Strauß mache ich noch und was von der Jelinek!«

»Du Trottel, ich mache die Rezas, Rambo Teil II und Faust I, aber da spiele ich nur ein Requisit. Die werden in München staunen.«

»So wie sie in Hamburg gestaunt haben, als du in den...«

»Dass mit dem Orchestergraben ist ein Unfall gewesen. Zudem bin ich blind gewesen.«

»Im Faust gibt es keinen Blinden.«

»Gibt es wohl. Unser Planet nach dem Urknall, das habe ich versucht darzustellen. Zweimal ist das Wort Eindrucksvoll in Zusammenhang mit meinem Namen gefallen.«

»Weil du alles kaputt gemacht hast. Die Geige hat ein Vermögen gekostet.«

»Man lässt so ein Instrument nicht einfach im Orchestergraben liegen.«

»Der Mann ist froh, dass er sein Leben hat retten können.«

Mich interessiert es nicht, was auf den Rückbänken gesprochen wird. Ich will es nicht hören. Aber die beiden, Robert und Noel, wollen gar nicht schlafen, sondern sind mitteilungsbedürftig. Sie reden und reden und reden...

Ab und zu schaut Fritzi zu mir herüber. Ihr stummes Grinsen ist einzigartig. Vielleicht sollte sie anstatt der Filmhochschule eine Schauspielschule besuchen.

Spätestens aber, wenn mein Bruder sie in sein Lotterbett aus schwarzer Seide gezerzt hat, wird es aus sein mit dem Wunsch nach einem künstlerischen Beruf.

Eigentlich schade, denke ich und starre in die Dunkelheit.

Fritzi hat soviel Talent und eben diese Hingabe. Wenn sie etwas macht, dann richtig.

Aber wie um alles in der Welt, soll ich sie vor meinem grinsenden Bruder schützen?

Marietta ist meine erste Freundin. Mit zehn Jahren haben wir uns kennen gelernt. Jetzt sind wir beide vier Jahre älter und gehen immer noch Hand in Hand durch den Wald.

»Vom Händchenhalten bekommt man keine Kinder«, sagt mein Bruder und wirft mit echten Dartpfeilen auf Hühner.

»Ich will ja noch gar keine Kinder«, erwidere ich trotzig und beobachte Lämmlein, der zum Glück an der Kette hängt.

»Der juckst doch unten. Das sieht doch ein Blinder«, sagt mein Bruder und hat mit einem gezielten Wurf den Junghahn an einen Holzpfeiler fixiert.

Immer muss mein Bruder alles in den Schmutz ziehen, nichts ist ihm heilig.

Ich stehe auf und ziehe vorsichtig den Dartpfeil aus dem Kamm des Junghahnes, bevor er ihn in seiner Todespanik zur Gänze abreißt.

»Arschloch!«

Mehr fällt mir auf die Ungerechtigkeiten, die sinnlose Brutalität nicht ein.

Wenn ich groß bin und allein wohne, werde ich Vegetarier.

Draußen im Hof hängt eine Sau und blutet aus.

Marianne hat sie der Großvater bei der Geburt getauft und jämmerlich geheult, bevor er ihr das Bolzenschussgerät an die Stirn gehalten hat.

Der Adi ist gekommen und hat die Sau fachmännisch aufgeschlitzt und die Innereien herausgenommen. Immer wieder greift er mit seinen riesigen Pranken in die volle dampfende Blutwanne und nimmt einen kräftigen Schluck.

Der Adi heißt eigentlich Adolf und ist Schlachter von Beruf. Gern wäre er Metzger geworden, aber für das fili-grane Wurstdrehen hat es nicht gereicht.

Neben der fehlenden Geduld, kann er sich auch nichts Schriftliches merken, wie auch, wo er nicht lesen kann.

Darüber hinaus ist er Alkoholiker und hat in allen Gefängnissen, die hier *Häfen* heißen, gesessen. Aber da muss er nie mehr rein, dass hat er schwarz auf weiß. Den Brief aus Steinhof trägt er in einem Brustbeutel stets mit sich. Längst ist die Schrift verblasst und wird mit sieben langen Tesafilmstreifen zusammengehalten.

Nein, der Adi muss nicht mehr ins Gefängnis. Er hat Platzangst. Sperrt man ihn in einen engen Raum, dreht er vollkommen durch.

In jeder Zelle, die man ihn gesteckt hat, ist ihm sofort das Blut in den Kopf gestiegen, wie das heiße Wasser bei einer Espressomaschine.

Um die innere Hitze zu löschen, hat er die Sanitäranlagen aus den Wänden und dem Boden gerissen.

Selbst in den alten Zuchthäusern, wo es nur ein Loch gegeben hat, um die Notdurft zu verrichten, hat er die Wasserleitungen aus den Wänden gerissen und die Zelle unter Wasser gesetzt.

Ja, der Adi, ist eine Kostenfalle, aber nur, wenn man ihn ärgert, dass hat die Justiz schmerzlich erfahren müssen.

Auch kann man den Adi nicht einfach so festnehmen, dafür bedarf es schon einer kleinen Armee erfahrener und vor allem besonnener Gendarmen.

Wenn er schlachten kann, ist er in seinem Element. Dann strahlt er die Ruhe und Gelassenheit eines Klein-

kindes aus, das mit wenigen Holzklötzen zufrieden ist.

Der Adi liebt Tiere. Stundenlang kann er ein Schaf oder Kalb streicheln, bevor er mit einem Faustschlag den Schädel spaltet und ihnen mit einem Ruck das Genick bricht.

Wenn ich groß bin, werde ich Vegetarier.

Der Adi ist ein guter Freund. Bei großen Veranstaltungen wie dem Feuerwehrfest oder der Kirchweih passt er auf.

Ich kann mit den schönsten Mädchen der Welt tanzen, der Adi hält seine Hand darüber.

In der Bravo ist die Hand von Mohamed Ali abgebildet gewesen. Ich habe die Seite herausgerissen und dem Adi gezeigt. Der hat nur gelacht und mit seiner Pranke die ganze Seite abgedeckt.

Adi spielt Tennis, aber nur mit der Hand. An der Tankstelle mit der Jausenstation und der Kegelbahn hat er mit dem Kopf eine Kugel in zwei Teile zerbrochen.

Als dann der Wirt Geld für den Schaden hat sehen wollen, hat Adi die restlichen Kugeln genommen und gegen die elektronische Anzeige geworfen.

Daraufhin hat der Adi in ganz Kärnten auf allen Bundeskegelbahnen ein Hausverbot erhalten. Aber über ein Hausverbot kann er nur lachen. Er besitzt eine Spezialkettensäge, die sogar Stahl durchtrennt.

Im Nachbardorf hat er einmal eine komplette Kellerdisothek in Scheiben gesägt, weil man ihm den *Absacker* verweigert gehabt hat.

Dafür ist der Adi nicht nachtragend, er erledigt Streitigkeiten an Ort und Stelle. Dann gibt es keine Missverständnisse, wie er immer sagt.

Adi hasst alles Schriftliche. Mit der Post kommt nichts Gutes, das ist seine Erfahrung. Für ihn ist das Teufelswerk.

So hat er manches Mal unter dem Gelächter der einkaufenden Hausfrauen, den Briefträger mit dem Einschreiben, durch das Dorf hinaus in das Unterholz getrieben.

Zwei drei Hiebe mit der Faust und ein Umbiegen der Tür und schon ist das gelbe Postauto für immer außer

Betrieb gewesen.

Schreiberlinge kann der Adi nicht ausstehen. Das hat er all zu oft, schon unter Beweis gestellt.

Den Gemeindesekretär hat er an die große drehbare Garderobe gehangen und den Mann von der Genossenschaftsbank mit dem Tacker am Schreibtisch fixiert. Aktenordner, Hängeregister und Schreibmaschinen lösen bei ihm einen Blutausch aus.

Ich bin die einzige Ausnahme. Ich darf schreiben, muss schreiben, wenn Adi einen Auftritt hat.

»Die Welt soll wissen, dass es mich gibt«, sagt der Adi und trennt die Rippen vom Rückrat.

Zum Glück habe ich die alte Continental in die ich alles hinein hämmere.

Nur von den dunklen Seiten des Adi will ich nichts wissen, wenn er von nächtlichen Fahrten in den Wald erzählt. Da halte ich mir die Ohren zu und laufe weg.

Ich weiß nicht ob der Tattniz, Johann, seines Zeichens Tankwart, der nach der Kirchweih plötzlich verschwunden gewesen ist, in Italien lebt, wie es die Mutter behauptet oder, wie es der Adi sagt, unter den drei Fichten neben der Bachbiegung liegt.

»Da kommt man wunderbar in die Erde. Weil da eine Höhle ist. Der Tattniz, Johann ist nicht der erste, den i dort eini schoben hab!«

Nein, ich will von den geheimen Höhlen im Wald nichts wissen, weil ich ja schon ein paar kenne.

»Zur Zeiten der Hemma von Gurk«, so der Grundschullehrer, der aus der heutigen Sicht, nicht gerade den seriösesten Eindruck macht, »ist hier in den Bergen Gold abgebaut worden.«

Nein, der hat damals schon keinen seriösen Eindruck gemacht. Denn sonst ist es nicht zu erklären, dass ein Ignaz Hoffer ein Zugezogener aus Oberösterreich, in Deutsch eine Zwei bekommen hat, nur weil seine Mutter am Nachmittag in die Schule gegangen ist.

Mein Bruder, der Josef, der Sohn des Wirtes, und ich

haben hinter der Schule unseren Treffpunkt.

Dort können Kinder ungestört rauchen.

Selbst der Hausmeister hat nichts dagegen, weil er regelmäßig mit raucht und uns eine Flasche Veltiner verkauft, meist die Dopplerflasche zu siebzig Schilling.

Ab und an sind auch andere Kinder anwesend, um unseren philosophischen Ergüssen zu lauschen. Meist geht es um das Loch des Mädchens. Hat es eins, zwei oder drei Löcher. Wir wissen es nicht.

Offiziell wohnt der Adi im Idiotenhotel oben auf dem Berg.

Eigentlich ist das Hotel einmal das modernste und teuerste Haus in der ganzen Umgebung gewesen.

Aber nach zwei Sommer- und Wintersaisonen, in der es im Sommer fast nur geregnet und im Winter nicht geschneit hat, ist Schluss gewesen.

Dabei hat der Stadler, dem auch der Sessellift und fünf Reisebusse gehört haben, als einer der reichsten Männer der Gegend gegolten.

In seiner Jagdhütte hat man ihn gefunden. Aufrecht sitzend auf dem roten Sofa.

Links das Bild von Herman Göring der sich stolz mit einem erlegten kapitalen Hirsch hat ablichten und rechts Bruno Kreisky in der gleichen Pose.

Beim Stadler ist die ganze Welt auf die Jagd gegangen.

Der Sessellift ist an die Gemeinde gefallen, die verschiedenen Jagdpachten sind neu vergeben worden. Die fünf Busse sind nach Deutschland verkauft worden. Ein Busunternehmer aus Rosenheim, der Reisen von München nach Zagreb und Belgrad organisiert, hat den Zuschlag bekommen.

Nur das Hotel mit seinen Marmorböden und dem Haltenbad hat der Bank wie ein Klotz am Bein geklebt, bis man es letztendlich dem Land und es dann der Kirche für einen symbolischen Betrag überlassen hat.

Jetzt wohnen die Idioten in dem Luxushotel und fühlen sich pudelwohl. Ein Ausdruck, den ich von einem Berliner

Mädchen habe, der ich das Ski fahren beigebracht habe.

»Wenn du die Marietta nicht bald puderst, macht's ein anderer«, sagt mein Bruder und grinst beim Anblick der sich immer noch bewegenden Lungenflügel der Schweine, deren Köpfe mitsamt den Eingeweiden am Holzzaun hängen.

Eigentlich darf der Adi das Hotel höchstens für zwei Stunden am Tag verlassen. Aber die Heimleitung ist froh, wenn ihr Zögling nicht im Haus ist.

So verdingt sich der Adi als Hofschlachter und fährt mit einem alten russischen Militärjeep, einem beige gestrichenen UAZ, von Hof zu Hof, obwohl er keinen Führerschein besitzt.

»Der Adi ist der eigentlich wahrhaftige Anarchist«, sagt mein Bruder und zündet sich eine normale Zigarette an.

Einmal haben fünf Kugeln in Adis Körper gesteckt, und dennoch hat er es bis zum Bodensee zu seiner Schwester geschafft.

Vielleicht sollte ich mir den Adi als Vorbild nehmen.

Ob er noch lebt?

Und wie lebt so einer, als betagter Mensch?

Ich stelle mir den Adi als weißhaarigen Mann vor, der den mächtigsten Künstlern im Dorf zeigt, wo der Hammer hängt und wie man ihn benutzt.

Frischer Rauch kitzelt meine Nase. Es ist Fritzi, die sich eine Zigarette angezündet hat und große Mühe hat, den Wagen über die Anhöhe zu bringen.

Wie lang habe ich geschlafen?

Ob wir schon in den Bergen sind?

Quatsch, was für Berge.

Die richtigen Berge fangen doch erst nach München an.

Ich könnte Fritzi fragen, wo wir sind, aber ich habe keine Lust auf eine Unterhaltung.

Vielleicht liegt es daran, dass sie mich, so von der Seite im Schimmerlicht, an jemanden erinnert.

Der Rücken schmerzt im ausgedienten Beifahrersitz.

Lehne ich mich zu sehr nach links zur Fahrerseite hin, spüre ich das harte Eisen unter dem abgewetzten Stoff.

Dennoch kann ich schlafen, was an ein Wunder grenzt. Vielleicht liegt es daran, dass Fritz und ich in Hamburg noch einmal mit dem Leben davon gekommen sind und ich einen großen Teil meiner künstlerischen Tätigkeit habe retten können.

Die Kleine und die Kronenzeitung haben ein Bild von der Frau des Fischzüchters veröffentlicht.

Es ist das Brautbild der vermissten Frau und mit Abstand das schlechteste Portraitbild, das ich je gesehen habe.

Verbrochen hat es der Fotograf Pinter. Der in vierter Generation, also fast seit Beginn der Fotografie, die Menschen entfremdet darstellt.

Pinter & Söhne steht über dem Geschäftssitz auf der Ausfallstraße vor den Toren von St. Veit.

Dabei sind die Pinters in vierter Generation schwul. So mein Bruder, der mit einem der Pinter Kinder auf dem Internat ist.

»Wenn der Umkleidekabine hört, hat er schon eine riesige Latte«, sagt mein Bruder, »und Scham hat der auch keine, der holt sich vor allen Leuten einen runter.«

Ich finde das Foto der Frau des Fischzüchters auch nicht schön. Obwohl schwarz weiß, kann man genau erkennen, dass die Frau vollkommen überschminkt ist.

Dabei muss man wissen, dass die schöne Adelheid eher eine Kindfrau, dünn, sportlich mit jungenhaftem Kurzhaarschnitt ist.

Auf dem Foto sieht sie einfach billig aus, das schmerzt, aber ich würde das niemals zugeben.

»Das Foto ist nuttig, erinnert mich an den Ganser mit seinen billigen Pornofilmen«, sagt mein Bruder und zieht eine Flasche Whisky aus dem Stroh.

Der Ganser hat die Jausenstation Richtung Sirnitz, aber die Jausenstation ist nur Tarnung.

In Wirklichkeit wird hier in einem Nebenraum um hohe Summen Poker gespielt, werden im Keller Superachtfilme gezeigt, die keineswegs jugendfrei sind.

In der ersten Etage gibt es eine Zora und eine Mira, die einem das Gehirn über den Schwanz aussaugen können. So zumindest die Werbezettel, die unter dem Pult von klebriger Schülerhand zu schwitzender Schülerhand weitergegeben werden.

Ich weiß, dass das Gerücht umgeht, dass der Fischzüchter seine Frau beim Ganser gewonnen hat. Die schöne Adelheid ist sozusagen der Hauptgewinn gewesen.

Ich für meinen Teil glaube das nicht.

Mögen sie hinter der Hand erzählen, was sie wollen, sollen sie ruhig schreiben, sie sei tot.

So lange ihre Leiche nicht gefunden wird, glaube ich das nicht.

»Die schöne Adelheid ist eine zarte und schüchterne Frau«, sagt auch Heidi Baumgartner, ihres Zeichens Besitzerin des Frisörgeschäfts *Salon Heidi*.

Was *Salon Heidi* nicht weiß, hat auch nicht stattgefunden. Wer und wie mit wem, erfährt man brandheiß im *Salon Heidi*.

Jede Frau, die etwas auf sich hält und sonst vor Neugier platzen würde, geht einmal die Woche in den *Salon Heidi*.

Die Großmutter hat jeden Freitag den beschwerlichen Weg von über sieben Kilometer auf sich genommen, um Neues zu erfahren.

Am Abend haben dann die Erwachsenen in der Guten Stube gegessen und den Neuigkeiten der Großmutter gelauscht.

Damit wir Kinder nichts mitbekommen, ist jedes Mal das Radio angestellt worden.

»Altweiberkram«, hat mein Bruder gesagt und eine Zigarette geraucht, die er dem Knecht Johann geklaut hat. »Wen interessiert denn noch, wen der Postbote gerade unter den Vierzigjährigen pudert.«

Nein, die schöne Adelheid ist und war nie eine

Prostituierte, auch ist sie nicht tot, schon gar nicht liegen ihre Gebeine im Schlick des Fischweihers. Auch ist sie nicht einfach spurlos verschwunden, sondern über Nacht von ihrer Schwester aus Italien abgeholt worden.

»Du glaubst ja auch noch an den Weihnachtsmann«, sagt mein Bruder, »natürlich ist die längst tot, der Trottel von Fischzüchter wird sie aus blinder Liebe verspeist haben. Er und seine Hunde werden sie Stück für Stück aufgefressen haben. Das wäre ja nicht das erste Mal.«

Diese kranken Phantasien hat mein Bruder aus Büchern, die er sich aus Deutschland schicken lässt. Besonders die Biographien von Serienmördern haben es ihm angetan.

»Wem gehören eigentlich die Platten dahinten?«, fragt Robert und bohrt dabei mit einem Finger in meine Schulter.

Er holt mich zurück aus meinem Dorf und meiner Kindheit, zieht mich weit weg von meinem Bruder.

»Ich hoffe, die waren nicht wertvoll«, fügt das Riesenbaby noch hinzu, ohne den Finger von meiner Schulter zu lassen.

»Diese Platten, sind keine Platten, sondern Datenträger und durchaus wertvoll. Ich würde sogar sagen, unbezahlbar«, erwidere ich und klappe die Sonnenblende herunter, um im Schminkspiegel das plumpe Gesicht meines Hintermanns zu sehen.

»Dann hat Robert jetzt ein Problem«, sagt Noel und kann sich ein breites Grinsen nicht verkneifen.

Mit einem Schlag bin ich hellwach.

»Anhalten, sofort Anhalten!«

Manchmal kann auch ich autoritär sein.

Sieben Kilometer weiter fährt Fritzi auf einen fast unbeleuchteten Rastplatz.

»Das kann man sicher kleben«, sagt das Riesenbaby und zittert am ganzen Leib, obwohl es draußen überhaupt nicht kalt ist.

Ich betrachte den Scherbenhaufen und weiß nicht wohin mit meiner Wut.

Schreien, wäre in dieser Situation nicht schlecht, schreien, laut, sehr laut schreien.

Die Leitplanke an der Autobahn scheint mir der rechte Ort zu sein.

Ein Nichts steht da mit nichts.

Warum also Schreien?

Wen interessiert das?

Etwa die Autos und Lastwagen, die gerade von A nach B fahren und von B nach A?

Ist das die Wirklichkeit?

Sieht so das Leben aus?

Ein gigantisches Rauschen, mehr hat die Welt für mich nicht übrig. Ein Stern wird gelöscht und niemanden interessiert es. Nein, ganz im Gegenteil.

Die Welt gerät nicht aus den Angeln.

Nein, nichts ist passiert. Ich werde meinen Bruder umbringen, dass ist sicher.

»Du Arschloch«, schreie ich in den dunklen Autobahnhimmel, aber der Schrei findet keinen Empfänger, verpufft am lauten Gepfeife der Lastwagen, die vorbeirauschen.

Mit Nichts stehe ich da.

In einem halben Jahr werde ich fünfzig Jahre und nichts ist übrig geblieben. Im Grunde bin ich überhaupt nicht vorhanden.

»Das kann man bestimmt kleben«, schreit das Riesensbaby gegen den Autobahnverkehr an.

»Kann man nicht, kann man nicht«, erwidert Noel und trainiert die Stimmbänder.

Die Stunde null, so sieht sie also aus.

Keine Klamotten, keine Möbel, und selbst das geistige Eigentum ist vernichtet.

Wenn der Dicke mir wieder den Finger in die Schulter bohrt, schubse ich ihn auf die Autobahn.

»Vielleicht geht ja doch was mit kleben«, versucht Fritzli mich zu trösten.

Einen Scherbenhaufen, mehr habe ich nicht hinterlassen.

»Wird schon wieder«, sagt Fritzi und gibt mir einen Kuss auf die Wange, begleitet von einer Wolke aus Vanille.

Dann setzten wir unsere Fahrt durch die Nacht fort.

Mit denen da hinten rede ich kein Wort mehr.

Ohnehin scheint den beiden, der Sandmann als Muse begegnet zu sein. Mit geschlossenen Augen und offenen Mündern hängen sie auf der Rückbank ab.

Ich kühle den Kopf an der Scheibe und muss immer wieder wischen, so schnell beschlägt sie aufs Neue.

Überall an der Autobahn haben sich große Industrieparks angesiedelt, die erst in der Nacht, ihre Besitzer offenbaren.

Große Leuchtreklamen auf den Dächern oder an den Fassaden, der sonst schmucklosen quadratischen Bauten, verraten das Unternehmen.

Da wo einmal Wiesen und Äcker gewesen sind, stehen fensterlose Klötze. Dazwischen immer wieder rote Signal-
leuchten, die die in der Nacht unsichtbar scheinenden
Windräder markieren.

Ich, der sonst nichts vergessen kann, hat die Erinnerung an die Landschaft verloren, die hier einmal alles geprägt hat.

Oft genug bin ich auf dieser Autobahn gefahren, aber ich könnte nicht mehr sagen, wie es hier vor zehn oder zwanzig Jahren ausgesehen hat. Vielleicht, weil ich die Landschaft mit ihren verstreuten Ansiedlungen als selbstverständlich hingenommen habe, wie die alljährliche Modelleisenbahn im Spielwarengeschäft zur Weihnachtszeit.

Selbst da, wo keine Fabrikhalle steht, hat sich die Landschaft verändert.

Die roten Positionslampen der Windräder und die riesigen freien Flächen verraten mir das.

Da steht kein Baum mehr, das ist selbst in der Dunkel-

heit zu erkennen.

Naturgemäß macht das neue blassblaue Scheinwerferlicht die Welt nicht schöner. Es entfremdet alles.

Fritzi, die am Steuer sitzt, wäre es wahrscheinlich egal, ob sie durch einen Tunnel fährt oder nicht. Sie will ans Ziel, koste es, was es wolle.

Ich will für immer bleiben, schwöre ich bei dem Junghahn, dem ich das Leben gerettet habe. Ich kraule ihm den Kamm und ordne seine Federn.

Er legt sein Köpfchen an meine Schulter und läuft mir anschließend hinter her.

Ich habe einen neuen Freund.

Mein Bruder würde wieder lästern und mit dem Finger auf mich zeigen.

Der Junghahn ist in meiner Gegenwart ganz ruhig. Er folgt meinen Schritten, lauscht meiner Stimme und legt, wann immer er es will, das Köpfchen an meine Schulter oder in meinen Schoß.

Alles muss so bleiben, wie es ist.

Nur mein Bruder kann verschwinden, der wünscht sich ohnehin zurück ins Internat, wo er den Großgrundbesitzer in spe spielt.

Der so genannte Weltverbesserer, Revolutionär, Heiland, den mein Bruder gerne gibt, ist aber auch derjenige, der für Wochen abtauchen kann.

Dann dürfen im Schlafzimmer auf keinen Fall die Läden geöffnet werden.

Da liegt er da, stöhnt, lallt vom Ende der Welt und dass er als Kommandante, jetzt schon wie die Pest gehasst wird.

Die Großmutter reißt die Hände nach oben. Das sind Kopfschmerzen, die seit Generationen beobachtet werden.

»Eigentlich ist er ja ein Zwilling«, sagt die Großmutter und hofft auf die Landes- und Bundeszuschüsse.

»Natürlich, natürlich«, sagen die Ärzte und schreiben sich die Hände wund.

Meinem Bruder ist ohnehin nicht zu helfen.

Zwei Monate darf er nach Steinhof. Offiziell ist er in Wien, um sein Klavierspiel zu verbessern.

Der Großvater hat es früh aufgegeben, aus dem Bruder einen Bauern machen zu wollen, obwohl er sein Lieblings-enkel ist.

Aus mir unerklärlichen Gründen hat mein Bruder bei meinem Großvater einen Freischein für alles gehabt.

»Hauptsache er kann schießen und bringt die richtigen Batterien«, damit bin ich gemeint gewesen.

Eine Zeitlang hat mein Großvater mir jeden Sonntag das Schießen beigebracht, nach dem Hochamt und vor dem Essen. Denn der Großvater ist sonntags nach der Kirche nie in ein Gasthaus gegangen.

»Nur Idioten gehen sonntags ins Gasthaus«, hat der Großvater immer gesagt, der unter der Woche jeden Tag in den unterschiedlichsten Gasthäusern in der Umgebung und sogar in Klagenfurt verkehrt ist.

»Nur unter der Woche erfährst du die wirklich wahren Dinge«, hat er gesagt und dabei bis zu den Ohren gegrinst.

Der Großvater ist ein begnadeter Kartenspieler gewesen.

Er hat immer gewusst, wann und wo die Kartoffel- und Viehhändler ihre guten Geschäfte gemacht haben.

Es sind immer die prallen Brieftaschen gewesen, die meinen Großvater interessiert haben.

»Mit den armen Schweinen spiele ich nicht, mit denen setze ich mich noch nicht einmal an einen Tisch«, hat der Großvater gesagt und mit den Armen Schweinen die Erstgeborenen gemeint, die jetzt schon Haus und Hof verspielen, obwohl sie noch nicht einmal deren Besitzer sind.

So manch einer von der so genannten Kärntner Jungbauernschickeria ist später baumelnd auf dem Heuboden gefunden worden oder ist in einer leichten Kurve mit 200 Sachen einfach geradeaus gefahren.

Manch einer hat sich nur erschossen, was für die Hinterbliebenen ein gewisses Glück bedeutet, denn für Jagd-

unfälle hat stets die Versicherung gezahlt.

»Immer in Augenhöhe«, hat der Großvater gesagt,
»dann geht man gerade durchs Leben.«

Der Rücken schmerzt und die Beine sind eingeschlafen.
Wenn Fritzi bis München durchfährt, wird man mich
hinaustragen müssen.

Das könnte meinem Bruder gefallen: mich hilflos auf
einer Krankenbahre. Der bringt es fertig und ruft noch die
Presse an:

Bundesfilmpreisträger erfüllt den letzten Wunsch des
todkranken Bruders. Diese Überschrift würde meinem
Bruder sicherlich ins Konzept passen: vom Partyschreck
zum barmherzigen Samariter.

Nein, den Gefallen werde ich ihm nicht tun.

Der jüngere gebrechliche Bruder, das könnte ihm so
passen. Ja, ich habe mit meinen fast fünfzig Jahren weiße
Haare.

Na und?

Mein Bruder hat immer noch tiefschwarzes glänzendes
Haar, wie Schuhwichse. Natürlich hat er auch keine Falten.

Immer braun gebrannt und keine Falten?

Ein Raucher vor dem Herrn und weiße Zähne?

Bei meinem Bruder gelingt jede Art an Illusion.

Nur ein Blinder will den Verfall nicht sehen. Bei
meinem Bruder schon überhaupt nicht.

Was soll ich mich in diesen frühen Morgenstunden
aufregen?

Ich weiß ja noch nicht einmal mehr, warum ich nach
München fahre?

Gut, ich will Fritzi nicht enttäuschen.

In der heutigen Zeit muss man sich doch gegenseitig
helfen.

Natürlich habe ich nicht viele Verbindungen, aber wenn
der Arsch von meinem Bruder Fritzi irgendwie helfen
kann, dann hat sich die Reise schon gelohnt.

Unauffällig schaue ich durch den Spiegel der Beifahrer-

sonnenblende.

Natürlich sehe ich scheiße aus, aber ist das ein Wunder?

Während mein Bruder eine Thaimassage genießt, setzt sich hinten ein Mensch, der glaubt, für den Schauspielberuf berufen zu sein, auf meine Daten und zerstört alles, was ich bis zu meinem dreißigsten Lebensjahr geschrieben habe.

Der Beginn einer Freundschaft fängt anders an.

Das Schlimme ist, der weiß gar nicht, um was es geht. Warum auch, mein Bruder ist zeitlos. Und das ist das Vorbild.

Auch Robert möchte zeitlos an der Schauspielschule aufgenommen werden.

Aber warum müssen Fritzi oder ich ihn dahin bringen?

Diese Überlegung ist aberwitzig.

Der Elefant im Porzellanladen hält sich bedeckt. Mit geschlossenen Augen hat er das Riesenbabygesicht aufgesetzt.

Aber ich weiß genau, dass er wach ist.

Hellwach wird es hinter seiner Unschuldsmiene rattern und er wird sich fragen, wie er aus der Nummer wieder rauskommt.

Seine Sitznachbarin hat es da leichter. Sie kann mit Gelassenheit ein kaltes Lächeln aufsetzen.

Ich bin mir sicher, dass sie die Geschichte in den heiligen Hallen der Otto Falckenberg Schule zum Besten bringen wird. Die schmalen Lippen verheißen nichts Gutes.

Marietta und ich werden einmal heiraten. Das ist sicher.

Oben auf dem Berg in fast 2000 Meter Höhe werde ich ihr mein Ja-Wort geben. Der Alpenchor wird singen und mein Bruder wird sich die Lippen blutig beißen.

Marietta und ich sind ein schönes Paar, das sagt nicht nur die Großmutter, auch Anni, die Renata, alle stimmen sie durch ein Nicken zu.

Nur der Großvater zieht bei dem Wort *Marietta* die

rechte Augenbraue hoch.

Der Grund ist Mariettas Vater, der seit dem Tod seiner Frau nicht mehr im Dorf aufgetaucht ist.

Sein Hof liegt in der Mitte zwischen Aufstieg zum Berg und Fischweiher.

Obwohl der Hof gerade Mal aus drei Gebäuden besteht, einem Wohnhaus, einem Stall und einer Scheune, hat das Anwesen einen eigenen Ortsnamen. An der Landstraße weist ein grünes Namensschild daraufhin.

Die Hauptgemeinde Weißberg besteht aus sieben kleinen Ansiedlungen, die im Gemeinderat alle Stimmrecht und zur Hälfte auch ein Vetorecht haben.

So kommt es, dass die Landesstraße, die zum Berg und darüber hinaus bis zur Landesgrenze führt, kurz vor dem Gehöft von Mariettas Vater einen Haken in Form eines gewaltigen S schlagen muss.

Der Bach ist umgeleitet worden, mehrere Wiesen sind trockengelegt worden und dreimal ist ein Spezialfirma aus dem Salzburgschen gekommen, um Felsen wegzuspren-gen.

All das hat Unsummen verschluckt und so letztendlich ein gigantisches Tunnelprojekt verhindert, das an die gerade im Bau befindliche Tauernautobahn hätte anknüpfen sollen.

Aus dem Tal der Vergessenen, so immer wieder der Bürgermeister, hätte ein Ort mit internationalem Anschluss werden sollen.

Naturgemäß hat mein Großvater auch rechtzeitig Wiesen und Grundstücke gekauft, um von dem Geschäft mit dem Anschluss an die Tauernautobahn zu profitieren.

»Der Untergeher ist verrückt«, sagt der Großvater, »Millionen hätte der scheffeln können. Stattdessen zieht er es vor, in einem feuchten Haus zu wohnen, wie seine Vorfahren auch«

Der Untergeher hat es allen gezeigt, denke ich, der hat sich von Geld, Macht und den permanenten Drohungen nicht einschüchtern lassen.

Gut, er hat seine Eigenarten. So darf ich mich dem Hof und somit Marietta nicht auf hundert Meter nähern.

Auf hundert Meter trifft der Untergeher alles, da macht es keinen Unterschied ob sich was bewegt oder nicht.

Seit dem die Mutter tot ist, muss Marietta den Haushalt führen, was sie von morgens früh bis abends spät beschäftigt.

Denn zum Haushalt gehören auch noch ihre drei Brüder, sechs Kühe, vier Schweine und ein Dutzend Hühner mit Hahn, unzählige Katzen und der alte Tasso, ein fast blinder Bernadiner, die sie versorgen muss.

Am Anfang hat Marietta ihre Kammer nachts verschließen müssen, da der Vater getrunken hat.

»Mach die Tür auf«, soll der Untergeher gebrüllt haben, »Ehepflichten sind Gottes Gesetz!«

Jeden Abend ist der Vater vor Mariettas verschlossener Kammer gestanden.

Anfangs soll er nur gewinselt haben, dann aber ist er gewalttätig geworden und hat sogar versucht, sich mit einer Axt Einlass zu verschaffen.

Wären die Brüder nicht dazwischen gegangen, wäre es bestimmt bis zum Äußersten gekommen.

Seit dieser Nacht trinkt der Untergeher keinen Schluck mehr, dafür aber die beiden älteren Brüder umso mehr.

Seitdem der Untergeher Marietta nicht mehr für seine Ehefrau hält, leidet er unter Verfolgungswahn.

Er ist der felsenfesten Überzeugung, dass der Bürgermeister von Weißberg, die Herren aus der Landesregierung und das Verkehrsministerium in Wien beschlossen haben, ihn um die Ecke zu bringen, um so doch noch an das Grundstück zu kommen.

So stehen am Beginn der scharfen S-Kurve überall selbst gemalte Schilder, mit der Aufschrift auf keinen Fall das Grundstück zu betreten.

Piratenkurve haben die Lastwagenfahrer die Stelle getauft, denn auf allen Plakaten ist ein Totenkopf abgebildet.

Siebenmal hat der Gendarmerieposten die Plakate

abgenommen, dann hat auch er aufgegeben.

»Die spielen alle auf Zeit«, sagt der Großvater, »wenn der Alte stirbt, kaufen sie den Söhnen das Gehöft für ein paar Flaschen Obstler ab. Wirst sehen, die Marietta wird leer ausgehen.«

Ich verstehe nicht, was der Großvater mir sagen will.

Ich bin verliebt und werde Marietta heiraten, egal was passiert.

Wenn wir uns nachts auf dem Hochstand hinter dem Untergeher Anwesen treffen, spielen wir alles durch.

Im Notfall hauen wir einfach ab. In Italien suchen sie immer Leute, die Tretboote warten und streichen.

Außerdem haben wir schon zweitausend Schilling in einer Blechdose zwischen zwei Tannen vergraben.

Tagsüber habe ich Marietta das letzte Mal vor sieben Wochen, drei Tagen und neun Stunden gesehen.

Kurz nach Mitternacht ist unsere Zeit, da liegen die Brüder besoffen in ihren Betten und schlafen ihren Rausch aus.

Der Vater geht mit den Hühnern ins Bett und steht mit dem Hahn wieder auf.

Das kann mitunter sehr gefährlich werden. Denn schon beim kleinsten Geräusch, den der Junghahn ausstößt, geht keine zehn Sekunden später oben im Schlafzimmer des Untergehers das Licht an.

Aber schon in der Dunkelheit hat er nach dem Gewehr gegriffen, das auf der Bettseite der verstorbenen Ehefrau liegt.

Auch die Brüder haben Waffen, das weiß ich von Marietta, die auf eine tolle Idee gekommen ist.

Jedes Mal, wenn sie das Haus verlässt, geht sie als erstes hinter den Stall und bindet dem Junghahn den Schnabel zu.

Einmal hat sie auf dem Rückweg vergessen, das Tuch wieder abzunehmen, da ist der Untergeher erst durch das Stöhnen und Scharren der Kühe wach geworden, weil auch Marietta verschlafen hat.

Natürlich hat der Untergeher sofort eine Verschwörung vermutet und seine Söhne geweckt.

Taumelnd, geduckt und in Unterhosen sind die vier Männer nach unten gestiegen. Robbend haben sie sich durch den Unrat bis hinter den Stall fortbewegt, um liegend dem Geflügel eine Kugel in den Kopf zu schießen.

»Keine Kugel hat ihr Ziel verfehlt«, sagt Marietta und tätschelt meine Hand, um mir die Angst zu nehmen.

Da sitzen wir am Waldrand, ab und an fährt ein Auto vorbei, dessen Scheinwerfer bizarre Lichtspiele im dunklen Tannenwald veranstalten und uns zu riesigen Schatten werden lassen.

Wir halten Händchen und träumen von mehr. Wir küssen uns und wollen es endlich wagen.

Morgen, ja morgen soll unser Tag sein.

Ich blinzle. Es hat keinen Zweck den neuen Tag zu verleugnen.

Zudem hat Fritzi das Radio eingeschaltet und die beiden Möchtegern-Eleven reden auch schon wieder ohne Pause, als gälte es schon hier in die nächste Runde der Otto Falckenberg Schule zu kommen.

Mein Körper ist vollkommen steif. Ich starre an den gelben Stoffhimmel des Kombis und fühle mich wie ein Astronaut auf dem Weg hinter die Milchstraße.

Zum Glück kann ich den Kopf noch bewegen. In meine Arme kommt langsam Leben zurück, aber der Rest scheint ganz woanders.

Da spüre ich den spitzen Finger meines Hintermanns in der Schulter.

»Bist du schon wach?«, will das Riesenbaby wissen.

Ich drehe den Kopf und schaue aus dem Fenster.

Wald, wohin das Auge blickt.

Ab und an dringt die Sonne durch eine Lichtung und verwandelt die Autobahn in eine goldene Straße.

»Waren auf der Platte auch Theaterstücke drauf?«

Robert muss frische Wunden aufreißen. Reicht ihm mein

Schweigen nicht aus?

»Mindestens fünfzig Stücke«, antwortet Fritzi für mich und grinst von der Seite herüber.

Durch den Schminkspiegel der Sonnenblende sehe ich, wie der übergewichtige junge Mann in sich zusammensinkt. Die Zahl fünfzig hat ihm die Kraft genommen.

Wahrscheinlich hat er in seinem bisherigen Leben gerade mal fünfzig Bücher gelesen oder sie stehen nur in einem Regal.

Nein, die Zahl fünfzig hat ihm den Rest gegeben, dabei sind es weit mehr Theaterstücke, die auf den Datenplatten gewesen sind.

Ich stelle mir vor, jemand könnte tatsächlich die Datenplatten flicken und würde sich aber beim Zusammensetzen vertun. Ganz neue Stücke würden da entstehen.

Kein schlechter Gedanke zu einer frühen Tageszeit ohne Kaffee.

Ich weiß nicht, wie viele Theaterstücke ich geschrieben habe. Aber die meisten mit Bestimmtheit in meiner Hamburger Zeit.

Also werden sie auch auf den zerbrochenen Datenplatten sein. Das ist sicher.

»Willst du deinen Bruder nicht anrufen und ihm sagen, dass wir kommen?« ,will Fritzi wissen und zeigt auf das Handy, das in der Mitte auf der Ablage liegt.

Meine Ex-Frau steckt den Kopf durch einer der Türen im Gang der Erinnerung und teilt mir mit, dass sie mein neustes Theaterstück meinem Bruder geschickt hat, wo er doch an der Quelle sitzt.

Zwanzig Jahre ist das bestimmt her. Eher noch länger. Schon meine ersten Stücke hat meine Ex-Frau meinem Bruder geschickt.

»Er sitzt doch an der Quelle!«

An welcher Quelle soll er denn seinerzeit gegessen haben?

In der Bar ist er gegessen, wenn er nicht gedreht hat und hat sich voll laufen lassen. Kein Wein, kein Bier, nur die

hellen klaren Sachen sind seine Passion gewesen und sind es wahrscheinlich immer noch.

Mein Bruder muss im Besitz meiner Theaterstücke sein. Aber hat er sie aufbewahrt?

Wo er doch schon das Merken eines Namens für sentimentalensinn hält.

In diesem Sommer ist vieles anders.

Es herrscht überall Aufbruchstimmung. Der Ort bekommt ein neues Feuerwehrhaus und einen Gemeindebau.

Am Bürgermeisteramt hängt im Schaukasten ein Zettel. Ein neuer Pächter für die Forellenteiche wird ab sofort gesucht.

Die drei großen Teiche und die sieben kleinen Nebenbecken sind mit Wasser voll gelaufen und selbst die Fontäne ist wieder in Betrieb.

Ab und an halten ein paar Urlauber und wundern sich, dass eine große Kette um das Tor gelegt ist und der Hund nicht bellt.

Der Hund, ein entfernter Verwandter von Lämmlein ist eingeschläfert worden, so die offizielle Darstellung.

In Wirklichkeit aber ist der Wildechner Anton, dem die Gemeinde eine Wohnung im Feuerwehrhaus angeboten hat, mit dem Kettenhund hinter das Feuerwehrauto gegangen und hat ihn kaltblütig erschossen.

Der Wildechner Anton ist ein komischer Mensch. Er ist der Präparator für den hiesigen Hegerring und an-sonsten für die Wartung und Instandsetzung der Feuerwehrschräume zuständig.

Mir ist jemand nicht geheuer, der in den Schubladen seines Schreibtisches Glasaugen in allerlei Größen aufbewahrt.

»Der Anton ist eine perverse Sau«, sagt mein Bruder, der aus dem Internat in Vorarlberg geflogen ist. »Der Anton nagelt Katzen an die Türen!«

Nach etlichen Verwarnungen der Schulleitung hat mein Bruder es endlich geschafft, er ist wieder Zuhause. Diesmal stößt er im Kreise der Familie auf völliges Unverständnis.

Alkohol, illegale Drogen, Pornohefte aus Dänemark, für

all das hat die Familie kein Verständnis und bestraft meinen Bruder mit Missachtung und Hausarrest.

Körperliche Züchtung hat bei meinem Bruder keinen Sinn.

Schon als sechsjähriger Junge hat er nicht einmal mit der Wimper gezuckt, wenn ihn mein Vater oder der Großvater über das Knie gelegt haben.

Mit der flachen Hand, dann mit dem Gürtel, bis hin zum Ochsenziemer haben die beiden Männer versucht ihn zu züchtigen. Keine Träne ist ihm zu entlocken gewesen, noch nicht einmal ein Laut, so die Familienlegende.

Aber diesmal liegt der Fall anders.

Eine Frau ist mit meinem Bruder ins Bett gegangen und will ihn jetzt heiraten.

Meine Familie versteht die ganze Aufregung nicht. Dann soll das *Biabile* halt heiraten, auch wenn er noch nicht ganz volljährig ist.

Aber das *Biabile* will nicht heiraten.

»Schon gar nicht diese hysterische englische Kuh«, sagt mein Bruder und meint die neue Englischlehrerin aus London, die vor einer Woche versucht hat, sich das Leben zu nehmen, indem sie vom Dach des Internatsgebäudes gesprungen ist.

Es grenzt an ein Wunder, dass sie den Sturz aus fast fünfzehn Meter Höhe überlebt hat.

Wie kann eine Engländerin an einem Vorarlberger Privatinstitut überhaupt unterrichten?

Der Großvater ist fassungslos und rauft sich die Haare.

Allein um die vielen Tausende an Schillingen tut es ihm leid.

Aber, dass mein Bruder mit dem Erzfeind, dem *Tommy* ins Bett gegangen ist, grenzt schon an Hochverrat.

Vollkommen betrunken hat man die junge Frau, erst am Morgen gefunden und sofort ins nahe liegende Krankenhaus nach Dornbirn gebracht, wo man nach stundenlangem Röntgen die Knochbrüche hat fixieren können.

Der Fötus aber, hat den Sturz nicht überlebt und ist

entfernt worden.

Eine Tatsache, die meinen Großvater ein wenig beruhigt hat. Ein halber *Tommy* im eigenen Haus, wäre für ihn eine Katastrophe gewesen.

Dabei kenne ich meinen Großvater gar nicht so.

Auf unserem Hof haben immer Ausländer gearbeitet, die er immer gut behandelt hat.

»Mein Gott bist du naiv«, sagt mein Bruder. »Was ist mit dem Johann? Der wird hier doch hundertprozentig ausgenutzt. Dieses ganze Geschwafel von Titos Geheimdienst und der Todesliste auf der unser Johann stehen soll. Alles Lüge, das sagt der Alte doch nur, damit der Johann bleibt und sich für ein Trinkgeld krumm legt. Dem Tito ist der Johann scheiß egal.«

Der Johann hat am Tag seiner Hochzeit noch sein Land verlassen müssen.

Er hat zu den wenigen gehört, die während des Krieges auf der Seite der Deutschen gekämpft hat. Seine Mutter ist Deutsche gewesen und er hat sich verpflichtet gefühlt.

In Kumrovec als Österreich-Ungar geboren ist, er eigentlich Kroat und damit Jugoslawe.

Kumrovec, ein Ort ohne Bedeutung, wäre hier nicht auch Tito geboren.

So ist dem Johann von seinem jüngeren Leben nur ein vergilbtes Hochzeitsfoto geblieben, das mehr als vier Jahre gebraucht hat, um bei ihm auf dem Nachttisch zu landen.

Das wiederum sieht mein Bruder als Zeichen, dass Titos Geheimdienst dahinter gesteckt hat.

Denn wer hätte sonst die Möglichkeit gehabt, einen Brief aus Jugoslawien zu schmuggeln und herauszufinden, dass Zeljko Josip Micic unser Johann ist?

Mein Bruder vermutet, dass der Großvater eine so genannte Ablösesumme für den Johann gezahlt hat.

Acht Wochen wird mein Bruder auf dem Hof bleiben, bis dahin muss eine Schule gefunden werden.

Fast jeden Tag bringt der Postbote große Umschläge, in denen sich Hochglanzprospekte der besten Erziehungs-

institute Europas befinden.

In einem Schweizer Internat soll sogar einmal ein englischer Prinz unterrichtet worden sein.

Der Großvater hat mit meinem Bruder großes vor.

Nachdem er im letzten kalten Winter eine Biographie über die Kennedys gelesen hat, steht für ihn der Entschluss fest: mein Bruder gehört in die Politik und soll einmal zumindest Landeshauptmann werden.

Den Hof kann der andere übernehmen und wenn nicht, auch egal. Da denkt mein Großvater anders, als die anderen Hofbesitzer.

Mit der andere bin ich gemeint, der Junge fürs Grobe. Dem Kind von dem nichts Besonderes erwartet wird, außer dass es die Aufgaben erfüllt, die ihm gestellt werden.

In diesem Schatten lässt sich gut leben.

Der englischen Lehrerin hat die katholische Schulleitung gekündigt, dabei in keinster Weise den Alkoholmissbrauch, den Selbstmordversuch, den unfreiwilligen Schwangerschaftsabbruch und schon gar nicht den Sex mit Schutzbefohlenen erwähnt.

Nein, die englische Lehrerin, die neben ihrer Muttersprache Sport unterrichtet hat, ist wegen ihrem nicht mehr zu reparierenden linken Bein gekündigt worden.

Zudem sind Verbrennungen aufgetreten, die im Grunde nur von der Röntgenuntersuchung her stammen können. Auch soll das Hör- und Sprachzentrum Schaden genommen haben.

Mein Bruder weiß das alles von der Sekretärin des Direktors, die auch schon früher unter falschen Namen Grußkarten zu Weihnachten und Ostern geschickt hat.

Jetzt sind die Briefe verschlossen und nicht für jedermann zugänglich.

Vieles verbrennt ungeöffnet im Küchenofen.

Nein, mein Bruder ist nicht neugierig, er lebt sein Leben.

Ich überlege, ob das einmal anders gewesen ist.

Wir haben lange nicht mehr gehalten.
Zumindest kommt es mir so vor.
Der Rücken schmerzt und lässt die Beine taub werden.
Fritzi raucht eine nach der anderen und schaut erwartungsvoll nach vorne.
Wahrlich ein schönes Bild, wie sie so in die Zukunft schaut.
Neidisch könnte man da werden, so wie sie schaut.
Warum nimmt sie mich nicht mit auf ihren Planeten?
Ganz einfach: Wir leben in Parallelwelten.
Ihr Planet ist einfach jünger als der meine. So einfach ist das. Aber ab und an gibt es eine gemeinsame Milchstraße.
Da sprühen die Gedanken und vermischen sich zu einem Feuerball.
Ein gemeinsames Theaterstück, warum nicht.
Die beiden Mitfahrer haben in der Nacht nichts gelernt, sie bombardieren sich gegenseitig mit Theaterstücken, die sie angeblich gesehen, zumindest aber gelesen haben.
»Wandelnde Theaterlexika, also Eunuchen«, würde mein Bruder sagen.
In seiner Anwesenheit würden die beiden dahinten nicht so ein Theater machen. Ehrfürchtig würden sie an seinen Lippen hängen und den Lügengeschichten lauschen.
Zweimal hat mein Bruder für das Theater gearbeitet. Zweimal hat er in einem Stück mitgewirkt.
Aber seinen Geschichten nach hat er auf allen Brettern der deutschsprachigen Theater sein Spielbein geschwungen.
Nichts davon ist wahr.
Da kenne ich seinen Lebenslauf besser.
Ohne die unsäglichen Wörtherseefilme, die jährlich in Kärnten gedreht worden sind und immer noch gedreht werden, wäre mein Bruder niemals in einem künstlerischen Beruf gelandet.
Sein ganzes Leben ist doch nur von Zufällen bestimmt.
»Du darfst vom Leben nichts wollen«, sagt mein Bruder, »dann klopft es von selber an.«

Dabei ist er in den ganzen acht Wochen seines Aufenthaltes auf dem großväterlichen Hofe keinen einzigen Abend zu Hause gewesen.

Außer an Festen hat die Großmutter das Haus nie verlassen.

Immer ist sie beschäftigt gewesen.

Egal zu welcher Uhrzeit jemand die Küche betreten hat, ist die Großmutter immer am Herd gestanden oder hat am Tisch gestopft, gestrickt, gehäkelt oder etwas genäht.

Dabei hat ihr Lämmlein Gesellschaft geleistet, der in der Nähe des Rockzipfels meiner Großmutter von einem gefährlichen Raubtier zu einem Knuddeltier mutiert ist.

Seltsam, dass ich mit der Großmutter kaum geredet habe.

Die ganzen Jahre haben wir uns nie richtig unterhalten. Nicht einmal gestritten haben wir.

Ihr Gesicht hat alles gesagt, allen voran die Augen. Mit ihrem Augenaufschlag hat sie Streithähne zur Ruhe gebracht oder einen in seinem Tun bestätigt.

Mein Bruder hat viele Jahre später in ein paar Filmen versucht das nachzuahmen, ist dabei aber jedes Mal kläglich gescheitert.

Denn mehr als einen Dackelblick hat er nicht zustande gebracht, was aber für den Bayerischen Filmpreis gereicht hat.

Mein Bruder, der immer von der großen Revolution gesprochen hat, der den Geist stets verneint und die Tat bejaht hat.

Dieser Mensch betritt die Bühne des Prinzregententheaters und lässt sich von einem Politiker abküssen, den er vor Jahren noch in die Luft hat sprengen wollen.

Ja, da steht er mein grinsender Bruder und hält das Porzellanfigürchen triumphierend nach oben.

Dann folgen Sätze des Dankens die damit enden, dass er vor allem seinen Eltern, gerade er seinen Eltern alles, aber auch wirklich alles zu verdanken habe.

Es folgt der obligatorische Dackelblick und von mir der

kräftig geworfene Schuh, der aber von dem Glas des Fernsehers abprallt.

Unsere Eltern sind längst tot.

Kinder sind wir da gewesen, als die Eltern auf einer bayerischen Autobahn tödlich verunglückt sind.

Da hat mein Bruder noch von einer Karriere als Lieblingskind geträumt, aber niemals vom Beruf des Schauspielers.

Auch später wollte mein Bruder alles nur nicht Schauspieler werden. Irgendwelchen revolutionären Garden oder Zellen wollte er sich anschließen.

»Wenn ich Operette will, gehe ich nach Wien! Berlin, Frankfurt, da zeigt die Macht ihre wahre Fratze!«, so mein Bruder, der Bauernrevolutionär.

»Du kannst meine Bücher haben!«, hat mein Bruder mir in seiner so großzügigen Geste zum Abschied gesagt.

Vielleicht hat da mein Übel begonnen.

Denn das, was ich da an Hinterlassenschaft zum Lesen bekommen habe, ist etwas ganz anderes gewesen, als das, was ich bis dahin kennen gelernt habe.

Rote Bücher von französischen Schriftstellern wie Camus und Sartre, gelbe von einem gewissen Märzverlag und die Philosophen im schlichten Reclamheftchen.

Naturgemäß alle ungelesen, neuwertige Ware sozusagen, die mir mein Bruder hinterlassen hat.

Zum Glück kühlt die Fensterscheibe.

Aus unerklärlichen Gründen haben die beiden Schauspieler in spe hinten auf der Rückbank endlich Ruhe gegeben.

Ich drehe den Kopf auf die andere Seite.

»Ich freue mich so auf München. Danke, dass du mich deinem Bruder vorstellen willst«, flüstert Fritz mir zu und tätschelt für den Bruchteil weniger Sekunden meinen linken Oberschenkel.

Von Wollen kann doch überhaupt keine Rede sein. Zudem weiß ich überhaupt nicht, wo mein Bruder aktuell

in München wohnt.

Der letzte Brief, den ich meinem Bruder geschrieben habe, liegt über zehn Jahre zurück.

Der Irrläufer eines weiblichen Fans, der durch welchen Zufall auch immer bei mir gelandet ist.

Zum Glück ist kein gebrauchter Slip oder ähnliches in dem Umschlag gewesen, sondern nur der Hinweis, dass eine gewisse Renate, die sich zweifelsohne als Briefschreiberin entpuppt hat, einen gewissen Horst-Dieter für immer verlassen hat, um ganz und gar, wie sie mit lila Tinte geschrieben hat, bei meinem Bruder sein zu können.

Dann hat sie diese ganze unvergessene Nacht auf dem Parkplatz der Gesamtschule in Fröndenberg beschrieben.

In der Aula muss mein Bruder folglich mit irgendeiner unsäglichen Klamotte gastiert haben.

In allen Einzelheiten beschreibt diese Renate, wie sie es mit meinem Bruder in ihrem Auto zwischen zwei Kindersitzen getrieben hat und dass sie in einem Tütchen, das eigentlich dem ersten Milchzahn ihres Ältesten vorbehalten gewesen ist, sein Ejakulat aufgehoben habe.

Auch sei ihr Körper jetzt vollkommen rasiert, wie er es von ihr verlangt habe.

Das sei wiederum Horst-Dieter aufgefallen und so sei es erst zum Krach, dann zur Aussprache und dann wieder zum Krach mit anschließender Polizeipräsenz gekommen.

Die fünf Kinder und sie freuen sich schon sehr auf das gemeinsame Leben mit meinem Bruder.

Zur Bestätigung hat Renate unzählige Bilder ihrer Kinder beigelegt und eine Kopie des Haftbefehls von Horst-Dieter.

Naturgemäß hätte ich diesen Brief gern an meinen Bruder zugestellt gewusst. Aber nach der fünften Retour habe ich es denn aufgegeben.

Auch dieses Zeugnis meines Bruders ist Opfer der Flammen geworden.

Nein, mein Bruder hat alles mitgenommen, was man nur mitnehmen kann. Dabei ist er auch über Leichen

gegangen.

Marietta hat heute ihren großen Tag!

Sie ist sechzehn Jahre alt geworden!

Das wollen wir beide feiern!

Nur wir beide, denn wir haben großes vor!

Heute soll unser Tag werden, heute wollen wir es tun!

Ich bin extra mit dem Moped bis nach St. Veit gefahren, um Kondome zu kaufen.

Sicher hätte ich das einfacher haben können. Unten an der Jausenstation bei der Tankstelle hängt ein Kondomautomat, keine sieben Kilometer vom Hof entfernt.

Aber dort ist man nie allein. Bevor man die zehn Schilling eingeschmissen und ein Fach ausgesucht hat, ist schon jemand im Waschraum, der nicht nur mich, sondern auch meinen Großvater kennt.

Der Automat hat acht Fächer, aber ich drücke in Panik dann immer die Gleitcreme mit der ich nichts anzufangen weiß.

All das kann kein Zufall ein.

Vielleicht schauen die Eltern doch vom Himmel aus zu.

Hinzukommt, dass die Jäger, wenn sie früh morgens in der Jausenstation einen Bock begießen, die Schubfächer des Automaten einen Spalt vorziehen und mit einer Nadel kleine Löcher in die Kondompäckchen bohren.

So ist die kleine Annemarie von den Fusseggs schon mit vierzehn Jahren zu ihrem ersten Kind gekommen.

In St. Veit kaufe ich die Kondome und setze für den Gang in die Apotheke eine Sonnenbrille auf, die macht mich mindestens um zwei Jahre älter.

Dennoch verlasse ich mit hochrotem Kopf die Pharmazie und wende mich dem Bahnhof zu, wo ich in den Zug steige, um nach Klagenfurt zu gelangen.

So verwischt man Spuren und hängt auch den letzten Verfolger ab.

In der Innenstadt am Alten Platz besorge ich für Marietta Scheidenzäpfchen.

Irgendwie habe ich überhaupt keine Lust mehr auf Sex. Zudem habe ich mir alles romantischer vorgestellt.

Ich meine, das erste Mal ist doch etwas besonderes, daran erinnert man sich doch das ganze Leben lang.

»Doch nicht der Mann, du Trottel«, sagt mein Bruder, der wie Harry Lime in einem Hauseingang steht und von dem Lichtkegel eines Autos erfasst wird.

Zum Glück ist alles nur ein böser Traum. Von meinem Bruder fehlt jede Spur.

So fahre ich mit dem Zug zurück nach St. Veit, steige auf mein Moped und wähle die kürzeste Strecke, den der Holztransportfahrer.

Vorbei an alten Fabrikrüinen, auf der anderen Seite der Fluss mit seinem grünen Wasser und den schäumenden Kronen.

Ganz selten verirrt sich hierher die Sonne. Wasser läuft den Felsen herunter.

Ein paar erbärmliche Hütten mit vollen Wäscheleinen. Stoff, der einfach nicht trocknen will.

Ein paar blasse Gestalten, abgemergelte Frauen mit kleinen Kindern an den Händen, die sich für ein paar Schilling den Holzfahrern anbieten.

In Serpentinaen geht es den Berg hoch, durch einen dichten Nadelwald.

Ab und an blitzt die Sonne auf und gibt einem das Gefühl des Sommers zurück.

Die Feuchtigkeit des Berges und des Flusses ist in die Kleider gedrungen, - dennoch eine schöne Strecke.

Oben auf der Scheitelhöhe, da wo sich der Mensch vom Wald befreit hat, tauche ich in ein Paradies ein.

Mindestens zwanzig Grad wärmer ist es hier oben und die Pflanzenwelt dankt es der Sonne.

Solch prächtige Vorgärten gibt es in ganz Kärnten nicht. Dabei heißt der Ort Pissweg.

Ich mache eine Pause, bocke die Zündapp auf und lege mich neben der Kirche ins Gras.

Gibt es etwas schöneres, als im Sommer auf dem

Rücken liegend in den Himmel zu starren?

Was für ein Welttheater!

Mit Höchstgeschwindigkeit jagt unser Planet durch das Universum.

»Unsinn«, sagt mein Bruder, lässig einen Grashalm im Mund kauend, »die scheiß Erde dreht sich immer nur im Kreis!«

»Es ist eine Ellipse und zudem verschiebt sie sich auch innerhalb der Achse«, möchte ich erwidern, sage ich vielleicht auch laut, aber mein Bruder ist nicht da.

Nein, das Wochenende gehört ganz allein Marietta und mir.

Zwei Flaschen teuren Kremser Sekt habe ich in die Kühlung gestellt.

Fünf Musikkassetten habe ich für den Tag der Tage aufgenommen. Man weiß ja nie, wie lange so etwas dauert.

Das erste Mal ist wie eine Reise zum Mars.

Da liege ich also auf der Wiese in Pissweg und rauche eine Zigarette. So als ob alles schon passiert wäre.

Aber ich werde es anders machen.

Marietta und ich werden zusammenbleiben.

Wir werden eine Zeitlang miteinander gehen, uns dann verloben, bis hin zum großen Tag, wo wir oben in fast 2000 Metern heiraten werden.

Ja, ich will meine erste große Liebe heiraten und nicht wie in den Romanen, die ich gelesen habe, betrauern. Nein, wie Old Shatterhand will ich nicht enden, wobei sich diese Tragik durch die ganze Weltliteratur durchzieht. Warum schreiben die Menschen so etwas?

Romeo und Julia, wer kommt auf so eine Scheiße?

Das Missverständnis darf doch nicht zum Klassiker mutieren. Wo kommen wir denn da hin?

Warum ist das Scheitern interessanter als das Schöne?

Nein, mit mir wird dieser Planet in eine ganz andere Richtung fliegen, denke ich auf der Pfarrwiese von Pissweg.

Die ziehenden, sich ständig veränderten Wolken geben

mir recht.

Mit einem lauten Danke weckt mich Fritz.

»Dein Schnarchen hat mich wach gehalten«, fügt sie hinzu und gibt mir einen Kuss auf die Schläfe.

Ich kapiere nichts. Nein, ich kapiere überhaupt nichts.

Wo bin ich?

Wieso sitze ich im Auto?

Und wer sind die beiden jungen Leute hinten auf der Rückbank?

»Fast Würzburg«, sagt Fritz und zündet sich eine Zigarette an.

Ich weiß immer noch nicht, wo ich bin.

Ich muss eingeschlafen sein.

Wenige Minuten später setzt sie den Blinker und fährt rechts raus.

Es ist die Würzburger Autobahnraststätte in Fahrtrichtung München, die vor dem Anstieg liegt, da wo die Autobahn einen Bogen macht.

Hier ist die erste Ungereimtheit, die erste Unwahrheit meiner ersten Novelle dokumentiert, dieser unbedeuteten Geschichte, die in Hamburg für meinen Auszug gesorgt hat.

Naturgemäß kann man von diesem Rastplatz die Würzburg in Würzburg nicht sehen. In einer Mulde liegt das Areal und man schaut in ein belangloses Niemandsland.

Ein Grundstück, in seiner Einöde für nichts anderes geeignet.

Hier stärken sich noch einmal die Trucker, bevor es den Berg hochgeht.

Die erste große Belastungsprobe Richtung Alpen, denn in Bayern ist man ja schon.

Hier qualmen die Auspuffe, ächzen die Motoren. Blumenpflücken während der Fahrt verboten.

Nein, von hier aus hat noch nie jemand die Würzburg gesehen. Selbst, wenn man den Berg wegsprengen würde,

könnte man das barocke Schloss nicht sehen.

Ich aber habe das geschrieben. Ausführlich habe ich mich darüber beklagt, dass die Würzburg in Würzburg keine Burg, sondern ein Schloss ist, obwohl ich sie von dieser Raststätte gar nicht habe sehen können.

Die Würzburg, damit hat alles angefangen.

Man kann sagen, mit einer Lüge hat alles begonnen, die aber niemand, außer einem Literaturkritiker aus München, mokiert hat.

Gleichzeitig will er aber, und das hat er in seinem Brief mehrmals betont, nicht in der Öffentlichkeit erwähnt und schon gar nicht mit meiner Novelle in Zusammenhang gebracht werden.

Auch später habe ich in jeden meiner Romane, Erzählungen, Kurzgeschichten, Theaterstücke, Drehbücher Fehler eingebaut, die nur von ganz wenigen, wenn überhaupt, erkannt worden sind.

Im Zeitalter der Behauptungen, vor allem der, der wechselnden Tatsachen, fällt es dem einzelnen schwer, an sich und damit auch an sein Wissen und dem damit verbundenen gesunden Menschenverstand zu glauben.

Wahrscheinlich kann man bei gutem Wetter auch von München aus die Würzburg sehen.

Ja, das muss wohl so sein, wenn man bei einem Jahrhunderthoch von der Zugspitze aus den Kölner Dom sehen kann.

Ja, ja, früher, da hat man ja auch vom Obersalzberg bis Berlin schauen können.

Warum nicht?

Mehr steht in den verdutzten Gesichtern nicht mehr geschrieben.

Warum nicht?

Mehr ist nicht mehr drin.

Keine Empörung, nichts.

Gibt es das Wort Lüge überhaupt noch?

Das Denken macht mich wach. Wann habe ich das letzte Mal was gegessen, wann etwas getrunken?

Da ich wie Kaminasche rieche, kommen die Bilder wieder hoch. Berlin brennt. Meine Straße brennt. Das Haus brennt, in dem ich wohne. Meine Küche brennt, und zum Glück das grinsende Hochglanzbild meines Bruders. Anlass allen Unglücks.

Ich stehe auf dem Parkplatz eines großen Rastplatzes, einem Knotenpunkt der Globalisierung, der keine Rücksicht auf meine Körperstarre nimmt.

Fluchtartig verlasse ich Parkplatz und Fahrweg, springe auf dem Gehsteig und lasse mich auf einer Holzbank mit Tisch nieder, die einem selbst im Morgengrauen etwas von Urlaub vorgaukelt.

Jausenstation fällt mir ein. Der Gebirgsbach im Hintergrund. Mein Vater mit dem VW Variant in der 1600 Fliessheckfassung.

Grünes, gischtweißes Eiswasser, das auf Gebirgsfels prasselt.

Vom dröhnenden Rauschen bin ich meist wach geworden, wenn mein Vater eine geraucht, einen Kaffee aus der Thermoskanne mit Korkverschluss getrunken und Schokolade aus einer Blechdose gegessen hat.

Schokolade für Erwachsene hat es damals geheißen.

»Drogen für die Front«, hat mein Bruder gesagt und wahrscheinlich als einziger gewusst, dass die Schokolade in Rundform, auch schon eine Droge gewesen ist.

»Die haben die Soldaten bekommen, bevor sie ganze Dörfer mit ihren Maschinengewehren ausgelöscht haben«, sagt mein Bruder und fügt hinzu, »die hätten locker Bomben werfen können. Nein, Bomben, sind autonom.«

Mein Bruder lacht und ist stolz auf seine neue Wortschöpfung.

»Du musst den Soldaten dazu bringen, dass sie einen umbringen können. In der Gruppe fängst du an. Erst ist es ein zehnköpfiges Erschießungskommando, das auf einen schießt, später ist es einer, der mit seiner Waffe zehn Menschen tötet. Auch das Töten ist nur ein Handwerk.«

Ich sitze auf der Jausenbank nahe der Würzburg und

frage mich warum.

»Lass uns einen Kaffee trinken«, sagt Fritzi und schnippt den Stummel einer Selbstgedrehten in eine Pfütze.

So gehen wir beide in den Rasthof.

Ein übergewichtiger Mann auf zwei Hockern hat die Arme weit ausgebreitet und füttert zwei Spielautomaten gleichzeitig.

Der große Glaskasten mit den Stofftieren liegt noch im Dunkeln. Es riecht nach Putzmittel und angebratenem Speck.

Während Fritzi den Kaffee in große Becher zapft und sehnsüchtig in die Auslage der kalten Speisen blickt, nehme ich einen Tisch am Fenster in Beschlag.

Neben dem künstlichen Blumenrabbat, das als Raumteiler dient, sitzt ein älteres Ehepaar. Sie schreibt ein paar Ansichtskarten, während er Rührei isst und eine Streckenkarte studiert, die bis zum Boden reicht.

»Marianne, Marianne, ich glaube, wir haben uns verfahren«, murmelt er auf sächsisch, »aber sicher bin ich mir nicht.«

Draußen, hinter den parkenden Autos, fließt der Verkehr weiter. Etwas, was mich immer schon mit leichter Wehmut erfüllt hat.

Nein, die Frau des Fischzüchters ist nicht gefunden worden.

Alle Zeitungen müssen das revidieren.

Aus den anfänglich Hunderten an Toten sind letztendlich drei übrig geblieben.

Die anderen Knochen sind tierischer Herkunft gewesen.

Der Fischmann hat gnadenlos jeden Tierkadaver und Essensreste an seine Fische verfüttert.

Die Gasthäuser und Hotels schweigen dazu. Sie haben vorsorglich die Forelle und die Hechtsuppe von der Karte genommen, obwohl letzteres aus der Dose gekommen ist.

Während das neue Spritzenhaus feierlich vom Landes-

hauptmann eingeweiht wird, schaue ich durch einen der schmalen Schießscharte dem Treiben zu.

Mein Bruder hingegen lehnt sich mit dem Rücken gegen die Wehrmauer und zählt Geld. Es sind viele Scheine, die er da aus dem orangefarbenen Umschlag zaubert.

»Alle haben sie ihr Scherflein beigetragen. Auf die Mafia ist Verlass«, murmelt mein Bruder und zündet sich eine französische Zigarette an.

Der alte Angeber, denke ich.

»Hier dein Anteil«, sagt er und streckt mir einen Fächer großer Geldscheine entgegen.

»Wofür?«, frage ich.

»Wofür?«, öffnet mich mein Bruder nach. »Wofür wohl. Glaubst du das Feuerwehrhaus hat umsonst gebrannt? Die Armensiedlung ist auch weg. Und die Fischzucht wird Gemeindeeigentum.«

»Werden so Revolutionen gemacht?«, frage ich bissig.

»Natürlich, jetzt habe ich diese Arschlöcher in der Hand. Sie haben sich doch alle samt bereichert. Vom Tiefbau bis zum Dachdecker! Das Gemeindeamt mit eingerechnet!«

Ich trinke einen Kaffee wie in Starre.

Irgendwo dahinten hinter der Kurve, hinter dem Berg liegt Würzburg, steht auf einer Anhöhe die Würzburg, die eigentlich ein Schloss ist.

Ich muss an meine Exfrau denken, an unsere gemeinsame Fahrt nach Kärnten.

Auf der Rückfahrt nach Hamburg haben wir an der Raststätte gehalten, von deren Terrasse man einen wunderbaren Blick auf den Main und die Würzburg hat.

Während meine Frau für uns Jägerschnitzel und Forelle Winzerart bestellt, nachdem sie zuvor am Eingang drei Flaschen Bocksbeutel gekauft hat, ist mir die Idee gekommen über die Würzburg zu schreiben und gleichzeitig unsere Reise als Gerüst für eine Novelle zu nehmen.

Mein Bruder zählt zum wiederholten Mal die abgegriffenen Schillingscheine und steckt sie zurück in den Postumschlag.

Ein paar schnelle Züge an der Zigarette, dann packt er das Geld wieder aus dem Umschlag und beginnt erneut mit dem Zählen.

So sieht also einer aus, den das Goldfieber gepackt hat.

Mir kann das letztendlich egal sein. Ich habe besseres vor.

Alles habe ich besorgt. Selbst an einen Sektkübel bin ich gekommen.

Auf dem letzten geschossenen Bock liegen mindestens fünfzig Kilo Eiswürfel.

Kerzen habe ich besorgt, die beim Herunterbrennen Geräusche machen und kleine Funken erzeugen.

An Musik habe ich auch gedacht. Die Batterien des Kassettenrekorders sind neu und halten für mindestens vier Stunden, auch wenn es keine deutschen *Vartas* sind, auf die mein Großvater immer besteht.

Während Noel mit irgendwem telefoniert, steht Robert an dem großen Aquarium und versucht vergebens mit einer Art Baggerkran Stofftiere aus dem Glaskasten zu befreien.

»Fast!«

Die Zocker an den Geldautomaten schauen kurz auf und schütteln erleichtert den Kopf.

Es gibt also doch noch eine schlimmere Sucht, als die ihre.

»Noch fünf Euro und der Bursche ist mir!«

»Wir fahren weiter«, sagt Fritzzi zu Robert, der gerade dabei ist, seinen vorletzten Euro in das Plüschtieraquarium zu versenken.

»Ich hab's gleich!«

Vielleicht sollte ich diesen Robert meinem Bruder, als uneheliches Kind unterschieben.

Nein, das ist kein Spaß für keinen Beteiligten.

Zudem ist mein Bruder in der Beziehung mit Sicherheit abgeklärt, wenn nicht gar abgestumpft.

Noch während meiner Schulzeit sind immer wieder Eltern mit ihren Töchtern auf unserem Hof aufgetaucht.

Mein Großvater hat dann die Brieftasche geöffnet und mir soviel Geld zugesteckt, dass ich beim Wirt und den beiden anderen Gasthäusern eine Woche Billard, Flippern spielen und mindestens hundert Runden *Schnapsen* hätte können.

»War was Wichtiges drauf?«, fragt das Riesenbaby zu wiederholten Mal und holt mich zurück in die lausige Gegenwart einer Autobahnraststätteterrasse.

»Alles«, erwidere ich und verspüre die große Lust, eine Zigarette rauchen zu wollen.

Ich hätte den Waffenschrank des Großvaters mitnehmen sollen.

»Heutzutage kann man alles kleben. Ich habe da mal einen Film gesehen«, fährt das zukünftige Schauspielgenie fort, »im Grunde kann... «

Hat er das nicht schon einmal gesagt?

Lernt er etwa die eigenen Texte auswendig, um sie auf der Otto Falckenberg Schule zum Besten zu geben?

»Nein«, unterbreche ich und versuche ins Leere zu starren, um meine Erregung auf einen kontrollierten Punkt zu bringen.

»Na ja, das meiste hat man ohnehin im Kopf!«

Warum will mich dieses Riesenbaby provozieren? Warum ist er nicht auf der Rückbank geblieben und träumt mit seiner Mitstreiterin von den Münchner Kammer-spielen?

Nein, ich will ihn das nicht fragen, möchte kein Gespräch, schon gar nicht auf diesem trostlosen Rastplatz.

Wo ist Fritzi?

Warum rettet sie mich nicht?

Genau, wo ist Fritzi?

»Manchmal überschätzt man den Verlust!«

Das Riesenbaby gibt einfach nicht auf.

Vergebens suche ich in seinem Gesicht nach Narben. Aber da ist nichts. Ob er vielleicht eine Kampfsportart beherrscht? Ich kann es mir nicht vorstellen. Aber, was heißt das schon?

Ich habe mir ja auch nicht vorstellen können, dass ein Hochglanzbild meines grinsenden Bruders mehrere Wohnhäuser zerstören kann.

Ich hole aus und trete dem Riesenbaby gegen sein Standbeinschienbein, das er sogleich in sein Spielbein verwandelt.

Lachend kommen Noel und Fritzi von den Toiletten. Wie ein Paar sehen sie aus.

Fehlt nur noch, dass sich die eine bei der anderen unterhakt. Die beiden scheinen meine Gedanken lesen zu können.

Nein, ich bin nicht eifersüchtig.

Fritzi könnte meine Tochter sein und die Liebe ist ohnehin ein einsames Geschäft.

»Sollen sie doch das ganze Drecksnest in die Luft sprängen. Der Welt und mir ist das egal«, sagt mein Bruder und pinkelt auf das frische Grab des Fischzüchters.

Herzversagen, hat es offiziell geheißen.

»Aber heißt es nicht immer Herzversagen«, sagt der Loderer, Erwin.

Er ist der Schuster, der im schönsten Holzhaus des ganzen Tals wohnt und arbeitet.

»In Mauthausen und Dachau hat es auch immer Herzversagen geheißen!«

Der Loderer, Erwin muss es wissen.

Eines Tages hat er die Ledermanschette am Handgelenk abgenommen und mir die eintätowierten Zahlen gezeigt.

Ich bin gern beim Schuster. Ich liebe das Chaos in den Regalen und Räumen und bewundere die Zielsicherheit, wie er Schuhe aus irgendwelchen dunklen Höhlen zaubert.

Beim Loderer, Erwin gibt es keine Zettelmarken. Er

weiß, wer im Ort welche Schuhe trägt.

Ich mag den von ihm selbst angerührten Leim, beobachte die schnellen geschickten Griffe und lausche seinen Geschichten.

Ein bisschen hat es gedauert, bevor er sich mir offenbart hat.

Angefangen hat es mit der Gemeindewahl.

Seit der ersten Wahl nach dem Krieg hat es im Ort immer eine Stimme gegeben, die allen missfallen hat. Im Aushang des Gemeindeamtes kann man es schwarz auf weiß lesen: Ein Gemeindemitglied hat die Kommunisten gewählt!

In einem Tal, das einmal den Gauleiter von Kärnten und den stellvertretenden Reichsjägermeister gestellt hat, ein Unding.

Darf denn wirklich sein, was nicht sein darf?

Heimlich trifft sich der halbe Gemeinderat, denn den Sozialdemokraten ist ja auch nicht zu trauen.

Anhand der Meldeliste gehen sie alle wahlberechtigten Bürger durch.

Eine Zeitlang ist der Pfarrer in Verdacht. Jesuit soll er sein und Asket. Er trinkt und raucht nicht. Dafür hat er mit der Haushälterin Kinder.

Nein, so einer ist kein Dunkelroter.

Auf der anderen Seite trägt er an jedem Handgelenk eine Uhr. Wenn das nicht verdächtig ist.

Vielleicht zeigt die eine Uhr Moskauer Zeit an.

Oben auf dem Kogel ist er in den Tod gesprungen.

»Wenn das mal wahr ist«, sagt der Schuster, »aber so waren die fünfziger Jahre.«

»Überhaupt sind viele weggekommen«, meint der Schuster und erzählt mir von Dollfuß und dem Spanischen Bürgerkrieg. Alles Dinge von denen ich zuvor nie etwas gehört habe.

Von Diktaturen habe ich keine Ahnung gehabt, bis 1975 Franco gestorben ist.

»In meinem Haus wird nicht über Politik geredet«, sagt

der Großvater und schlägt die Tür.

Der Schuster ist da ganz anders. Er erzählt mir von Mauthausen und dem Steinbruch.

Bei den Grausamkeiten versucht er nicht ins Detail zu gehen, sondern erzählt mir lieber von den Menschen.

Da sind die Lokführer und Bahnarbeiter, die sich geweigert haben, Kinder ins Lager zu transportieren.

»Es hat immer aufrichtige und mutige Leut' gegeben«, sagt der Loderer Erwin, »und es wird auch immer aufrichtige und mutige Leut' geben.«

Ich bin sitzen geblieben, will mehr wissen.

Wachen sind aufgestellt worden und die Farben der Kugelschreiber sind halbstündlich gewechselt worden, aber man hat das Kommunistenschwein nicht feststellen können.

Das Kommunistenschwein ist nach jeder Gemeinde-, Länder- Bundes- und Präsidentenwahl im Schaukasten öffentlich gemacht worden. Die eine Stimme ist des Öfteren geschwärzt worden.

Dabei haben Unbekannte mit einer Spraydose auf das Glas des Schaukastens gesprüht.

»Er soll einen wieder erkannt haben«, sagt der Schuster.

»Wer?«, frage ich.

»Der Pfarrer natürlich. Ist in Mauthausen gewesen, das arme Schwein. Obwohl er Sekretär des Nuntius in Wien gewesen ist«, sagt der Schuster und rührt in dem Eimer mit Klebstoff. Wohltuende Dämpfe steigen auf.

»Hab ihn nicht gekannt«, fährt er fort, »wir Schäfchen waren alle geschoren. Schuhe hatten wir keine!«

Der Schuster hat in Mauthausen am Empfang gearbeitet, ist ausschließlich für das Leder zuständig gewesen. Während andere Stoffe oder Edelmetalle sortiert haben, ist er ausschließlich für die Schuhe zuständig gewesen.

Während eines Wettschießens an einem sonnigen Sonntagnachmittag, - der Rekord liegt mittlerweile bei vier Toten mit einer Kugel -, offenbart sich der Schuster als Meister der Stiefelherstellung.

Der Rekordinhaber, der die vier kahlgeschorenen Menschen mit Stacheldraht an den Hälsen aneinandergebunden hat, wird auf ihn aufmerksam und rettet ihm somit das Leben.

Fortan stellt er aus schwarzen Lederhandschuhen, Koffern und Schuhen, Lederstiefel her.

»Bei uns hat es viele Kommunisten gegeben«, sagt der Schuster und öffnet eine Schublade.

Er zeigt mir ein Pergamentpapier, wie ich es auch zu Hause habe.

Mit Bleistift Geldmünzen kaschieren.

Der Schuster aber hat ein zartes MH aus dem Oberleder herausgestrichen.

»Mit dem Auge kann man es nicht sehen«, sagt der Loderer, aber wenn man ein Butterbrotpapier darüber legt und mit dem Bleistift reibt, dann kann man es sichtbar machen.«

Was wäre, wann, wo und wie gewesen, wenn das und dies, dann und wann, nicht passiert wäre?

Aber es ist passiert.

Es passiert immer und ich ziehe das an.

Natürlich habe ich als erstes die Stiefel im Flur unseres Hofes mit Butterbrotpapier überzogen.

Bei drei Stiefeln bin ich fündig geworden.

Ab da habe ich mich ins Dorf aufgemacht, mich dem Loderer angedient, gebettelt, die schwarzen Stiefel zu untersuchen.

Ich bin ein Spitzelmensch, ein Verräter, Wissender und dadurch Aussätziger, Arschloch für alle: Piefke!

Mein Bruder ist nie ein Piefke gewesen.

Mein Bruder hat das Zeug zum Bürgermeister, der kann überall dabei sein, der Hund sein am Herrenabend und am Morgen im Kindergarten der beste Vater der Welt.

Nein, meinem Bruder ist man nicht böse, über seine derben Witze wird gelacht, na klar. Passt alles, der alte Bazi.

»Du hast keine Ahnung«, sagt mein Bruder hinter der

Wehrmauer des Friedhofes.

Vielleicht hätte ich das Mal beherzigen sollen.

Mein Bruder kann zu jedem Arschloch sagen und erntet dafür eher ein Schulterklopfen mit dem dazugehörigen Lächeln.

Die Sonne knallt mir direkt ins Gesicht.

Da nutzt auch die Blende nichts.

Die Schilder mit der Aufschrift *München* häufen sich, dass selbst ich sie nicht mehr übersehen kann.

Spätestens in einer Stunde werden wir in der Landeshauptstadt sein.

Und dann?

Ich weiß noch nicht einmal, wo mein Bruder jetzt wohnt.

Die Prominenz steht ja nicht im Telefonbuch.

Überhaupt steht jeder, der sich für wichtig hält, nicht mehr im Telefonbuch. Die wichtigen Leute sind nicht mehr zu erreichen.

Wäre ja auch noch schöner, wenn jeder und jede, jeden und jede telefonisch erreichen könnte.

Den wirklich wichtigen Berühmten muss es überhaupt nicht geben.

Im Grunde reicht schon das Gerücht, dass der so genannte Star in der Nähe ein Haus, eine Burg, ein Schloss kaufen will, und schon gehen die Immobilienpreise in die Höhe.

Mein Bruder hat noch nie einen Eintrag im Telefonbuch gehabt.

Allein wegen seiner Frauengeschichten hat er anfangs auf ein Telefon verzichtet und später eine Geheimnummer gehabt.

Eine Zeitlang ist er telefonisch nur in irgendwelchen Szenebars erreichbar gewesen, deren Nummern er sogar auf Visitenkarten hat drucken lassen.

München rückt näher und ich weiß nicht, wo mein Bruder wohnt.

Natürlich habe ich eine Adresse, aber da wohnt er bestimmt nicht mehr.

Bei unserem letzten Telefonat über das Handy hat er gerade mit einem Presslufthammer eine Wand in seiner

neuen Stadtvilla eingerissen.

Handy? Na klar, ich habe doch seine Handynummer.

»Wen rufst du an?«, fragt Fritzi und sucht nach im Radio nach aktuellen Staumeldungen.

Gebetsmühlenartig lesen die Radiosprecher die immer gleichen Straßen vor: Mittlerer Ring. Altstadt-Ring, Maximilianstraße...

»Meinen Bruder«, antworte ich und ärgere mich darüber, dass ein wenig Stolz in meiner Stimme mitschwingt.

»Diese Rufnummer ist zur Zeit nicht vergeben«, sagt eine Stimme und wiederholt es nach einem Dreiton, als ob ich es nicht schon beim ersten Mal verstanden hätte.

»Geht keiner dran?«, fragt Fritzi.

»Eher ein Netzproblem«, erwidere ich.

»Wenn ich vielleicht helfen könnte«, mischt sich das Riesenbaby von hinten ein.

»Nein«, sage ich streng und suche auf dem Stadtplan nach der Falckenbergstraße, die wir nur über den Altstadt-Ring und die Maximilianstraße erreichen können. Bei der Stausituation wird es mindestens eine Stunde Aufschub bringen.

Nur, wie soll ich die Zeit nutzen?

Seit Jahren habe ich keinen Kontakt zu meinem Bruder. Noch nicht einmal eine Telefonnummer habe ich. Das ist der Stand der Dinge.

Wir werden uns ein Hotel suchen.

Vielleicht bringt es etwas, am Abend in den einschlägigen Bars nach meinem Bruder zu fragen.

»Wir müssen aber in die Kammerspiele?«

Robert möchte ganz schlau sein.

»Die sind um die Ecke!«

MÜNCHEN – *Landeshauptstadt* steht auf einem Schild, das wir jetzt hinter uns lassen.

Fritzi reiht uns mit dem Kombi ihrer Mutter in die Autoschlange ein.

Ob meine Berliner Küchentür jemals im Traum daran

gedacht hat, Münchner Boden zu betreten?

Marietta ist nicht gekommen.

Die Eiswürfel sind längst geschmolzen und schmecken nach Eisen.

Als ich die ertrunkenen Fliegen im Kübel entdeckte, schütete ich das Wasser weg.

Die Flasche Kremser Sekt und die Musikkassetten verstaue ich in unserem Versteck.

Der Vater wird sie nicht weggelassen haben. Misstrauisch wie er ist, wird er spüren, dass irgendetwas im Busch ist.

Vielleicht aber haben auch die stets betrunkenen Brüder sie eingeschlossen. Nicht, weil sie mich nicht mögen, sondern weil ihnen die eigenen dreckigen Unterhosen näher sind, als unser Liebesglück.

Auf dem Bauch liegend schleiche ich mich an das Gehöft von der Waldseite heran, was mehr als unangenehm ist. Denn hier her hat sich noch nie ein Sonnenstrahl verirrt.

Der Boden morastig und die Vegetation urwüchsig, ein Nestplatz für die Kreuzotter, dazwischen ich, der Galan, der sich von hinten dem Gehöft nähert.

Es riecht nach eingekochtem Frühobst, Maische und Altöl. Selbst der Hund vergräbt hier keine Knochen. Nur Katzen und Hühner, die vom Leben genug haben, ziehen sich in das Schattenloch zurück.

Selbst der Fuchs versucht es, von der Straße her, in der Regel vergebens, die Hühner über den engmaschigen Drahtzaun zu rauben.

Wenn die Autos ihn nicht erwischen, dann sind es Mariettas Brüder mit den Kleinkalibern oder der Vater selbst, der mit einer doppeläufigen Flinte alles klar macht.

Von hinten, über den Morast gäbe es eine bequeme Klappe, über die jedes Huhn in den Stall gelangt.

Vorsichtig mit aufgerichteter Krallen, einer Balletttänzerin gleich, betreten sie ihr geschütztes Zuhause. Nur

der Althahn, schwer an Gewicht, sackt ein wenig ein, scharrt sich tiefer und tiefer, schafft es letztendlich doch in den Unterschlag zu kommen.

Nur der Junghahn macht kehrt. Ihm ist die Sache nicht geheuer. Er beobachtet alles lieber von trockener Stelle aus und meldet jede Bewegung mit einem Kikeriki. Nur dem Hund geht er aus dem Weg.

Nein, niemand nimmt diesen Weg.

Ich schon, weil ich Marietta liebe.

Ich liege im Schlamm und drohe im stinkenden Morast zu versinken.

Aber auch hinten brennt kein Licht.

»Vergebene Liebesmüh«, würde mein Bruder sagen, »schau dich doch mal an, glaubst du, die nimmt dich rein, den Prinzen, der nach Scheiße stinkt.«

Für einen Moment lang glaube ich, dass sich im Schlafzimmer des ältesten Bruders der Vorhang bewegt hat.

Ich muss mich getäuscht haben, denn der älteste Sohn des Untergehers arbeitet draußen an der Tauernautobahn und ist nur jedes zweite Wochenende zu Hause.

Freitagabend gibt er dann die schmutzige Wäsche der Marietta, stellt sich für eine Stunde unter die Dusche, um sich den Staub des Berges abzuwaschen und ist mit gegeltem Haaren und einer Parfümwolke wieder vom Hof.

In einem Verschlag neben dem Stall steht sein ganzer Stolz, ein Porsche Carrera in Froschgrün, den er mit Rallyestreifen beklebt hat.

Zwei Fuchsschwänze drehen sich im Wind, wenn der Toni den Wagen über die Straße übt.

Sein erster Anlaufpunkt am Freitagabend ist die Schmiede mitten im Ort.

Dort wohnt sein alter Spezi Walter, der sich aus Amerika einen verrosteten Ford Mustang hat schicken lassen.

Jedes freie Wochenende verbringt er mit der Restaurierung des Autos, was ihn bisher schon ein Vermögen gekostet hat.

Sein ganzer Stolz ist das Original Longhorn vorne am Kühler. Die Schmiede ist das einzige Haus im Ort mit einer Außentreppe, wie man es sonst nur aus Bonanza oder Rauchende Colts kennt.

Dort trinken die beiden erst ein Mal ein paar Halbe zum Vorglühen, bevor sie dann beim Moser Wirt einfallen.

Dort steht ein alter Flipper, der von den beiden traktiert wird.

Wenn die Renate arbeitet, gehen sie mit ihr nach hinten auf die Damentoilette, wo sie ungestört sind, da sich beim Moser Wirt, außer an Kirchweih, kein weiblicher Gast verirrt.

Die Renate gehört zu den Ehrenjungfrauen, die bei jedem Festumzug durch das Dorf als Marketenderinnen vorne weg gehen.

»Der Renate ist es egal, wer sie besteigt«, sagt mein Bruder, der nicht nur seine Finger in alles steckt, was ihn im Grunde nichts angeht. Nein, er verachtet ja solche Menschen, die in seinen Augen Versager, Figuren, Puppen sind.

Gut, die Renate hat eine Hasenscharte, aber dafür kann sie ja nichts. Deswegen muss sie sich meist auf der engen Toilette bücken, was ihr aber nicht viel ausmacht.

Sie zündet sich eine Zigarette an, zieht sich die Hose herunter und fletscht weiter am Kaugummi, den sie als erstes in den Mund nimmt, bevor sie mit einem Mann auf das Häusl geht.

»Keiner will einen verklebten Schwanz, wenn es Freitag auf die Piste geht«, sagt mein Bruder, der es wissen muss.

Ich verstehe kein Wort, denke meinen Teil und lasse die Phantasie schweifen.

In einem Landserheft habe ich gelesen, dass eine russische Magd einem deutschen Soldaten den Schwanz abgebissen hat.

Das ist im November gewesen.

Auf der großen Weihnachtsfeier, wo das halbe Dorf zusammengekommen ist, bin ich fast nur auf Toilette ge-

wesen, um zu sehen, aus welchem Kriegsteilnehmer, etwas herauslugt und bei wem nicht.

Kein einziger hat seine Männlichkeit verloren gehabt.

»Wenn der Schwanz ab ist«, sagt mein Bruder, »dann geht gar nichts mehr!«

Renate verdient am frühen Freitagabend mehr, als der Wirt im ganzen Monat, denn viele aus dem Dorf arbeiten an der Tauernautobahn.

Zwei Tote gibt es bereits zu beklagen. Der eine ist bei der Anbringung einer Sprengladung abgestürzt, der andere ist in den Schredder geraten, der Gebirgsfels zu Mehl verarbeitet, um ihn anschließend zu Beton zu verarbeiten.

Ich liege immer noch in der Scheiße. Nirgendwo brennt Licht auf dem Untergeher Hof.

Die Nase nimmt alles auf und gibt nichts zurück.

Seit einer Stunde fährt Fritzi durch München, wobei es im Grunde nur ein Rucken ist. Mehr als ein paar hundert Meter, haben wir seitdem nicht zurückgelegt.

In meinem Kopf pocht es und ich kann keinen klaren Gedanken fassen.

Vielleicht liegt es auch daran, dass die beiden Mitfahrer auf der Rückbank unaufhörlich über Theater reden und sich ihre Zukunft in den schönsten Farben ausmalen.

»Für mich kommen ohnehin nur die Kammerspiele in Frage«, sagt der eine, während für den anderen nur das Hamburger Schauspielhaus oder das Berliner Ensemble in Frage kommen.

»Dann direkt lieber zum Burgtheater!«

»Volksbühne!«

»Staatstheater!«

»Schaubühne!«

»Residenztheater!«

»Maxim Gorki!«

»Thalia!«

»Staatstheater!«

So geht das den ganzen Morgen schon, als hätten die

beiden dort hinten das Bühnenjahrbuch auswendig gelernt.

Mein Schädel brummt, weil er einfach nicht zur Ruhe kommt. Zu wenig Schlaf und das dauernde Gequatsche. Ich hoffe, dem Riesenbaby fällt nicht ein, mir wieder einen seiner Finger in den Rücken bohren zu wollen.

Seit zwei Tagen habe ich nichts von Marietta gehört, mich aber auch nicht getraut sie anzurufen.

»Die wird besseres zu tun haben, als auf einen Ornamenten zu warten«, sagt mein Bruder und übt vor dem Spiegel ein schmales Lächeln, das ihn um ein paar Jahre älter machen soll.

Die Volksschule hat eine neue Referendarin bekommen, die hat es ihm angetan. Sie kommt aus Hermagor und sieht wie eine Italienerin aus.

Dreiundzwanzig Jahre soll sie sein und für meinen Bruder allein schon dadurch reizvoll, weil ihm der Großvater so eine Fotzen versprochen hat, dass er einen Tag brauchen wird, um sein Hirn auszukotzen.

Ich rauche eine *Flirt*, die nicht wirklich schmeckt, aber dafür ist die Packung schön. Die Maulhelden und Möchtegernplayboys rauchen *Marlboro* oder *Camel*, obwohl die fast doppelt so teuer sind.

Die wirklich interessanten Leute wie der Bürgermeister oder der Pfarrer rauchen *Smart*. Eine geheimnisvolle schwarze Packung, mit feinen weißen Streifen. Vielleicht liegt es an dem lateinischen Spruch der in der Mitte der Verpackung über einer Weltkugel steht: *Semper et ubique*.

Für die Nichtlateiner unter den Österreichern wird die deutsche Übersetzung gleich mitgeliefert: Immer und überall.

»*Semper et ubique*«, sagt mein Bruder wenn er sich vor dem Spiegel durchs Haar fährt und seine eingeübte Zuhälterfresse zum Besten gibt.

Schande findet es der Pfarrer und hat Angst um ein Land, das der lateinischen Sprache nicht mehr mächtig ist.

Auch auf der *Hobby* steht *semper et ubique* mit deutscher Übersetzung und die raucht auch der Arbeiter.

Die nicht viel haben, rauchen die *C3er* oder *Nationali* aus Italien. Beide sind sie ohne Filter und liefern sich an Qualität ein Kopf an Kopf rennen, nur noch unterboten vom Landtabak, der in schmucklosen traurigen Pappkartons verkauft wird und für den Genuss mit Pfeife bestimmt ist.

Schon beim ersten Entzünden entwickelt sich ein enormes Aroma, das dem Gestank einer Pissrinne gleich kommt, die seit Napoleon nicht mehr gereinigt worden ist.

Die Staatsgewalt, bestehend aus Gendarmerie, Postler, Bahner, Lehrerschaft und Ortsverwaltung raucht *Memphis*.

Die Arbeiter mit den Trauerrändern unter den Fingernägeln bleiben der *Hobby* treu, obwohl ich schon ein paar Abweichler gesehen habe, die auch die *Smart* aus dem Automaten gezogen haben, vielleicht mit der Hoffnung auf ein besseres Leben.

Eigentlich müsste ich *Johnny* rauchen, deren Verpackung aus Jeansstoff besteht.

Marietta sammelt alle Packungen und will mir eine Jacke, eine Hose und eine Tasche davon machen.

Marietta ist eine wunderbare Schneiderin mit vielen Ideen. Alles, was sie in der verbotenen Bravo liest, versucht sie mit ihren Mitteln und Stoffen umzusetzen. Marietta hat mehr als Talent. Geile Sachen schneidert sie, das muss man ihr lassen.

Der Vater und die Brüder begreifen nichts, schöpfen aber auch keinen Verdacht, wenn sie an der Nähmaschine sitzt und näht. Die durchlöcherten Strümpfe flickt sie schon lange nicht mehr. Sie sagt mir Länge und Größe und ich besorge neue.

Bei den Unterhosen der Brüder verhält es sich ähnlich, nur die Halblangen des Vaters werden geflickt.

Marietta muss alles machen. Die Tiere versorgen und der restlichen Familie mit Vater und Söhnen, die Mutter ersetzen.

Ich muss Marietta da herausholen. Sie will nach Wien, einen eigenen Laden.

Warum nicht Tracht mit Jeans, warum nicht Tracht aus glänzendem Leder?

Marietta ist kreativ. Selbst Taschentüchern kann sie eine neue Form und ein neues Muster geben.

Das alte Schulmännchen, die Stifte und Hefte sind die Grundlage für unsere gemeinsame Kreativität.

Wir haben so viele Ideen, dass es für ein großes Kaufhaus reichen würde.

»Ich hätte etwas Besseres zu tun, als Bildchen zu malen, aber jedem der eigene Spaß«, sagt mein Bruder und blättert verächtlich in den Entwürfen herum.

»Naziklamotten«, fährt er fort und fügt nach einer Weile hinzu, »die Engländer stehen auf so eine Scheiße, vielleicht hast du ja eine Chance.«

Was für ein Feigling doch mein Bruder ist. Er hat genau gespürt, dass ich die Buntstifte gegen die Axt eintauschen will.

Mein Bruder, der Instinktmensch, das Wetterfännchen, glaubt er wirklich mit den Engländern die Kurve gekratzt zu haben?

Sicher, er ist der Ältere von uns beiden und mir eigentlich auch körperlich überlegen.

Also bleibt mir nur der Überraschungseffekt, die Attacke. Und davor hat er Angst.

Im Grunde hasst er den Zufall, das nicht Berechenbare. Improvisation ist für ihn ein Alptraum.

Als kleines Kind schon die Hausschuhe im rechten Winkel vor dem Bett aufgestellt, so ist mein Bruder, der in den bunten Blättern den Anschein erweckt, das alle Welt etwas von ihm will.

Vollkommener Unsinn.

Das scheinbar Unerreichbare ist seine Motivation, der Kick.

Jetzt läuft er der neuen Lehrerin hinterher.

Er wird wie immer meine Gedichte klauen und sie als die seinen ausgeben.

Mein Bruder wird nicht Ruhe geben, bis er sein Ziel

erreicht hat. Dann wird er von seinem Opfer ablassen, wie er es bisher immer getan hat.

Ich weiß sowieso nicht, was die Frauen an ihm finden.

Mein Bruder hat den nachgemachten Schlüssel zur Kirchentür mitgenommen. Er wird es also oben auf dem Kirchenturm tun. *Semper et ubique.*

Das erste Ziel ist erreicht.

In einer Nebenstraße zu den Kammerspielen hat Fritz den Wagen ins absolute Halteverbot gestellt.

Während Noel bereits hinten ihren Rucksack hinausnimmt und verwundert auf die Küchentür Altberliner Art starrt, quält sich hinten Robert herum.

Immer wieder versucht er aus eigener Kraft aus der Sitzbank hochzukommen. Aber jedes Mal versagen ihm kurz vor der Hocke die Kräfte und er sackt zurück in den Sitz.

Es scheint, als würde er bei jedem Versuch tiefer und tiefer sacken.

Nein, ich helfe ihm nicht, auch wenn er die gleichen rudernden Bewegungen macht wie der Pillendreher im Wald, der mit seinem Panzer auf den Rücken gefallen ist.

Wenn Blicke töten können, dann bin ich gerade gestorben, kurz und schmerzlos. Kommentiert wird meine Hinrichtung mit einem zischenden arschloch.

Fritzi drückt mir den Ellenbogen in die Rippen und hebt wie eine geübte Krankenschwester mit einem Hebelgriff den Hundertfünfzigkilomann aus den Tiefen der Rückbank.

Ich mache ein paar Schritte ums Eck und betrachte die Schaukästen des Theaters. Nicht einen der Darsteller kenne ich, was nichts anderes heißt, ich bin draußen, endgültig.

Zu einem Jubiläum der Kammerspiele bin ich eingeladen gewesen, habe zur Begrüßung sogar einen großen Bildband bekommen, der naturgemäß auch Opfer der Flammen geworden ist.

Nichtsdestotrotz habe ich damals fast alle Schauspieler gekannt, die hier gespielt haben.

Sicherlich, die Mehrzahl von ihnen ist längst im Kasperlhimmel, aber ein paar von ihnen leben noch.

Hier also wollen Noel und Robert ihr Glück versuchen.

»Habt ihr eigentlich schon eine Unterkunft?«, will Fritzi wissen.

Wie aus einer anderen Milchstraße mal gerade herüber gefunkt, höre ich mich antworten:

»Na klar, mein Bruder hat Platz für die Fischerchöre.«

Wieso antwortet das Riesenbaby mit einem Danke?

Und warum legt Noel den Rucksack zurück in den Kofferraum direkt auf die Küchentür Altberliner Art?

Das ist ein Witz gewesen, ein Gag, Nonsens!

Gut, ich gebe zu, es ist ein billiger Humor gewesen, der auf Kosten meines Bruders gegangen ist.

Aber, warum soll er jetzt auf meine Kosten gehen?

»Das war ein Witz«, sage ich und ernte düstere Wolken aus Fritzis Richtung.

Eigentlich riecht München nicht schlecht, aber durch die Gewitterwolken, die aufziehen, liegt Schwefel in der Luft.

»Mein Bruder ist nicht zu Hause«, sage ich, »und wird auch nicht so schnell wieder kommen.«

Ein großes *ABER*, steht über den Köpfen der Möchtegerneleben.

Ich frage mich nur, ob das wirklich sein kann.

Fritzi klaubt zwei wild fremde Menschen auf der Autobahn auf und jetzt soll ich mich, bis an ihr Lebensende, um sie kümmern.

Hallo, was haben die denn vor?

Jetzt zur Verabschiedung drückt mich Robert an seine Brust, die mindestens doppelt so groß ist, wie die von Noel.

»Ich habe ja deine Nummer und das mit den Platten bekomme ich auch noch hin.«

Warum droht er mir auch noch zum Abschied?

Und woher hat er meine Nummer?

»Danke für alles«, sagt Noel und streckt mir die Hand entgegen.

So geht es doch auch, Riesenbaby, hast du gesehen, wie man das macht?

Fritzi winkt den beiden hinterher, wie eine Mutter, die ihre Kinder das erste Mal auf Klassenfahrt schickt.

Die Dozenten an der Falckenbergschule werden Augen machen, wenn die beiden die Bühne betreten.

Falls mein Bruder unter den Dozenten sein sollte, hat Noel vielleicht noch eine Chance.

»Manchmal bist du ein richtiger Spießer«, raunt Fritzi mich von der Seite an und betätigt mein Hüftfett, bevor sie ein weiteres Mal nachfragt, ob ich meinen Bruder erreicht habe.

Ich gehe etwas auf und ab, spiele mit meinem Handy und tue so, als ob ich telefoniere.

Freitagabend und ich warte seit einer Unendlichkeit auf eine Nachricht von Marietta.

Nein, ich kann nicht einfach so auf meinem Bett sitzen und nach draußen in die Dunkelheit starren.

Langsam kommen alle auf dem Hof zur Ruhe.

Denn morgen ist auch noch ein Tag, wie mein Großvater zu sagen pflegt.

Eigentümlich, wie die Erwachsenen unter einander reden und wie sie den Kindern Angst machen.

Morgen ist auch noch ein Tag, sagen sie mit voller Überzeugung und dem Blick der Unsterblichkeit.

Die Kinder aber bringen sie singend mit einem *Wenn Gott will, wirst du wieder geweckt* ins Bett.

Die ersten Meter schiebe ich das Rad, bis ich das Gebell von Lämmlein nicht mehr höre.

Dann trete ich in die Pedalen, was nicht ganz ungefährlich ist:

Der erste Teil meiner gewählten Route besteht aus einem nur leicht befestigten Fuhrweg mit vielen tiefen

Schlaglöchern, die ein Traktorrad überhaupt nicht bemerkt, für das Vorderrad eines Fahrrads und seines Lenkers aber zum Verhängnis werden kann.

Dann kommt der Promilleweg, der zwei Ortschaften miteinander verbindet und gern von solchen Autofahrern benutzt wird, die zu tief ins Glas geschaut haben.

Für nächtliche Fahrradfahrer und Fußgänger, den die ortsüblichen Sitten fremd sind, eine Todesfalle.

Denn in dem Moment, wo man den Motor des Jeeps hört, der naturgemäß ohne Licht fährt, damit er unten von der Gendarmeriestreife auf der Bundesstrasse nicht wahrgenommen wird, ist man schon verloren.

Dem tonnenschweren Gefährt mit hundert Sachen auf dem Tacho und einer Breite, die exakt dem Fahrweg entspricht, auszuweichen, bedarf einer höheren Kraft.

Neun Holzkreuze am Wegesrand bezeugen, dass ein *Jesses Maria*, ein *Nann*, ein *Halt sage i...*, ein *das ist doch der...*, nicht ausreicht, um einen Gott in einer Freitagnacht wachzurütteln, der einen rettet. Selbst die Schutzengel sind für Radfahrer und Fußgänger am Wochenende in diesem Landstrich auf Urlaub.

Ich weiß auch nicht, warum es mich noch nicht erwischt hat.

Vielleicht liegt es daran, dass meine Eltern schon durch einen Verkehrsunfall ums Leben gekommen sind.

»Völliger Quatsch«, sagt mein Bruder, »Gott, falls es ihn geben sollte, hat überhaupt kein Interesse an uns. Auf jede Sackratte passt er mehr auf, als auf uns. Wieso auch? Wir haben unsere Chance gehabt. Aber die Alte musste ja unbedingt vom Baum der Erkenntnis fressen. Das ist im Übrigen die Quintessenz. Schau niemals hinter die Kulissen, dann geht nicht nur der Glaube, sondern auch die Illusion verloren.«

Mein Bruder wäre gern Philosoph geworden, allein der Weiber wegen.

Aus dem Lesezirkel, der überall in den Kneipen ausliegt, hat er eine Seite herausgerissen, die einen indischen Guru

zeigt, der wie ein Waldschrat aussieht, und der in Indien eine Kommune leitet.

Er soll sechsdreißig Rolls Royce besitzen, was ich aber nicht glaube.

Unbeschadet erreiche ich die breite geteerte Straße, die zur neu gebauten Volksschule führt, - dem ganzen Stolz der Gemeinde.

Ab hier ist der Weg sicher.

Die kleine Holzbrücke über den Bach, dann bin ich beim Moserwirt, die Spielhölle der Gemeinde.

Die Spielhölle besteht aus einem Flipper, an dem schon Elvis Presley sein Glück versucht hat und der durch eine nicht vorhandene Einrichtung einen riesigen Lärm macht.

Die Pilze und die Punkteanzeige rattern unaufhörlich, wenn die Kugel durch die Schräge saust. Es gibt Nester, in denen man eine Kugel einlochen kann, spätestens nach der zweiten, die plötzlich hinter einer Rampe verschwindet, tauchen nach einem elektronischen Blitz alle drei Kugeln wieder auf und man kann sich sicher sein, ein Freispiel gewonnen zu haben.

Ich halte den Rekord, aufgestellt im Winter 1976, vierzehn Stunden und neunundvierzig Minuten, - bei fünf Schilling Einsatz.

Den Rekord habe ich in den nur geweißelten Raum, direkt neben dem Fenster zum Bach in die Wand eingeritzt und Marietta gewidmet.

Scheiße, wo ist Marietta?

Ich habe so lange nichts von ihr gehört.

Der Moserwirt geht jeden Abend gegen neun Uhr schlafen, weil im hinteren Teil der Gastwirtschaft Kühe stehen, die am Morgen versorgt werden müssen.

Die Gäste bekommen dann den Schlüssel, einen Block und einen Stift.

Jedes Getränk soll aufgeschrieben werden und das Geld in die Schublade zu den Spielkarten gelegt werden. Beim Heimgang soll zugesperrt und auf der anderen Seite, am gemeindeeigenen Altenheim der Schlüssel unter den

Blumenkübel gelegt werden.

Zwar hat der Moserwirt selbst zwei Blumenkübel am Eingang stehen, aber er besteht partout darauf den Schlüssel auf der gegenüberliegenden Seite zu verstecken.

Mit vier Frauen ist der Moserwirt verheiratet gewesen, zwei sind verstorben und zwei sind ihm weggelaufen.

Jetzt will er nimmer mehr.

Alles nimmt der Moserwirt persönlich, selbst den Tod anderer.

Der Moserwirt heißt ja auch nicht Moser sondern Kofler, Walter.

Aber weil er den ganzen Tag vor sich hin grantelt, hat ihn die Bevölkerung in Angedenken an den Volksschauspieler Hans Moser so getauft.

Im Gastraum hängt hinter dem Tresen sogar ein Autogrammfoto mit Unterschrift.

Jetzt, an diesem Freitagabend, steht die Renate hinter dem Tresen und der Schankraum ist so voll, dass die Scheiben beschlagen sind.

Alle stehen sie hier, die um Mitternacht Klagenfurt aufmischen wollen.

Beim Moserwirt ist die Halbe am billigsten und das *U-Boot* saufen ein Muss.

In eine volle Halbe wird ein Stamperl mit Obstler versenkt und die ganze Sache mit einem Zug heruntergespült. Ein Ritual, bei dem mein Bruder immer geschummelt hat.

Er, der neue Messias, ist der einzige, der Alkohol in Wasser verwandeln kann.

»Ich erreiche ihn nicht«, sage ich zu Fritz und schlen-dere mit ihr über die Kaufinger Straße.

»Spießerstadt«, erwidert sie mir und will nicht in eines der Traditionslokale, weil sie Fleischgerichte, vor allem die vom Schwein, absolut ekelhaft findet.

»Alles«, so sagt sie, »was ein Gesicht hat, kann ich nicht essen. Zudem sind Schweine hoch intelligent.«

So gibt es eben nur ein Eis auf die Hand und einen Spaziergang durch das Glockenbachviertel, ohne, dass wir irgendwo einkehren.

Die kleinen Gassen, das plötzliche Aufblitzen der Sonne, die sich in den Fenstern in den oberen Stockwerken widerspiegelt, das Nachhallen der Schritte auf dem Kopfsteinpflaster, irgendwo bellt ein Hund, ein Radio läuft, ein Motor springt nicht an.

So sieht und hört sich Urlaub an.

Bevor wir runter zum Viktualienmarkt kommen, hat Fritzi meine Hand genommen, - nicht wie es Kinder, sondern wie es Liebespaare tun.

»Wir müssen uns ein Zimmer nehmen«, sage ich und zeige auf das barocke Gebäude, das hinter der Freibank liegt.

»Ich weiß«, haucht Fritzi, »ich habe alles von dir gelesen. – Der *bunte Papagei* kommt auch drin vor.«

Der Besitzer des Hotels hat gewechselt.

Das beruhigt mich ungemein.

Denn die beiden Alten, die hier vor zwanzig Jahren das Sagen gehabt haben, hätten es niemals geduldet, dass ich mit einer fast dreißig Jahre jüngeren Frau ein Zimmer teilen werde.

Dem Mann am Empfang ist es egal. Hauptsache, wir zahlen im Voraus und die Kreditkarte ist gedeckt.

Das Zimmer an sich scheint mir unverändert. Es ist das Erkerzimmer, wie vor zwanzig Jahren auch.

Fritzi lächelt, denn sie kennt ja die Geschichte.

»Ich geh denn mal duschen«, sagt sie und beginnt sich auszuziehen.

Ich lasse mich rücklings aufs Bett fallen, starre an die Decke und zähle die Mücken und Fliegen, die trotz süßlichem Insektenspray überlebt haben. Der Regen der chemischen Keule hat sich fest ins Bettzeug gesaugt.

Während ich versuche, mich auf die geweißelte Decke zu konzentrieren, höre ich, wie sich langsam der Reißverschluss einer Jeans öffnet. Leicht gleitet die Hose am

Flaum der Beine herunter.

Fritzi zieht sich im Stehen aus.

Etwas, das ich nicht mehr kann. Für jeden Scheiß muss ich mich setzen.

Davon ist Fritzi weit entfernt. Mit einer Überkreuzbewegung zieht sie das langarmige Shirt aus. All das höre ich, weil ich mich auf die Decke einfach nicht konzentrieren kann.

Dann folgt das Unterhemd. Fritzi trägt gern weiße Männerunterhemden, feinripp natürlich.

»Feinripp macht die Brustwarzen hart«, hat Fritzi mir mal in unserem Berliner Innenhof gesagt.

Es ist der heißeste Sommer gewesen und die Tochter meiner Nachbarin ist fünfzehn Jahre alt geworden.

Wie alt ist Fritzi jetzt?

Einundzwanzig?

Zweiundzwanzig?

Dreiundzwanzig?

Ich habe mit den Jahren aufgehört, die Geburtstage zu zählen.

Ist das das Alter?

Fritzi steigt aus dem Slip, was sie mit einer Hand erledigt.

All das höre ich, denn mein Blick ist immer noch gegen die Decke gerichtet.

Da Fritzi fast nie Strümpfe trägt, auch nicht im Winter, tapst sie ins Bad.

Gleich darauf höre ich das Wasser in die Duschwanne prasseln.

Mariettas Brüder habe ich in dieser Freitagnacht nicht gefunden.

Sicher, ich hätte mit dem ein oder anderen mit nach Klagenfurt fahren können, aber mir behagt diese nächtlichen Wettrennen bei fünf Promille und einer Sicht unter fünfzig Meter überhaupt nicht.

Es gibt im Grunde kein Wochenende, an dem nicht

einer aus dem Dorf oder der Umgebung ums Leben kommt.

Die Kleine und die Kronen Zeitung leben regelrecht von solchen Ereignissen, die nur noch vom Axtmörder oder der Geschichte mit dem Fischteich übertroffen werden können.

Das Gurktal hat so viele Nebentäler und Nebenbentäler, dass irgendwo, immer etwas passiert.

Vielleicht aber wiederholen sie in einem Zyklus einfach nur die Geschichten.

Wer hat schon Zeit, das alles zu überprüfen?

Zudem ORF 1 mit leichtem Schatten und ORF 2 fast nur mit Schnee zu empfangen sind.

Als ich zum ersten Mal den *Kommissar* mit Erik Ode im Fernsehen gesehen habe, bin ich der felsenfesten Überzeugung gewesen, da ermitteln Eineiige Zwillinge gegen eineiige Zwillingstmörder.

Vielleicht sollte ich Fritzi ins Bad nachrufen, dass ich mit Schwarzweißfernsehen groß geworden bin.

Ich hätte die Augen nicht schließen dürfen. Sicher, es sind nur ein paar Sekunden gewesen, an denen ich Erik Ode vor Augen gehabt habe, aber als Strafe dafür klebt das Hochglanzgesicht meines Bruders an der geweißelten Decke. Das ist zuviel.

Mit einem Auge blinzelt er, mit dem anderen zeigt er auf das Badezimmer.

Ich habe nichts Greifbares, mit dem ich werfen kann.

Das Prasseln im Badezimmer hat ein Ende.

Jetzt schüttelt Fritzi die kurzen Haare und den Körper, weil sie Handtücher nicht mag.

Wie ein Irrer starre ich an die Decke, als sie aus dem Bad getapst kommt und sich neben mich auf das Bett wirft.

In Zeitlupe springen Nanupartikel, - eine Melange aus Wasser, Seife, Haut und die Ausdünstung der Jugend, auf meine Seite.

Ich starre weiter an die Decke, zum Glück ist mein

Bruder verschwunden.

»München ist nicht so dreckig wie mein Kiez,« sagt Fritz und zündet sich eine Zigarette an.

»Es heißt, diese Stadt sei oberflächlich«, erwidere ich und folge den Rauchkringeln, die sich langsam aber stetig auf den Rauchmelder zu bewegen.

Ich höre das Herz meiner Bett Nachbarin klopfen, spüre, wie die feuchte Wärme zu mir herüber zieht. Schweiß steht mir auf der Stirn.

In allen offenen Lokalen, immerhin vier an der Zahl, bin ich gewesen.

Von Mariettas Brüdern keine Spur.

Dennoch herrscht überall eine angespannte Stimmung.

Die Arbeiter der Tauernautobahn treffen auf die UN-Soldaten von den Golanhöhen, die immer wieder ihr *Am Jerusalemerbahnhof sehen wir uns wieder* anstimmen.

Der Witz dabei ist, so die Soldaten, dass Jerusalem für den Personenverkehr überhaupt keinen Bahnhof hat.

Gutes Geld kann man weit weg von der Heimat verdienen und ungefährlicher, als der Bau der Tauernautobahn ist es auch.

Das reicht meist schon aus, um eine Schlägerei ans Laufen zu bringen.

Am Freitagabend sind auch selten die Alten in den Gasthäusern, außer denen, die sowieso jeden Tag da sitzen.

Die Alten sitzen gern bei den Touristen und erzählen ihnen Geschichten vom Berg und vom Wald, dafür bekommen sie ein Achtel oder ein Stamperl ausgegeben. Naturgemäß pro Geschichte, denn die Alten wissen, wo sie sich hinsetzen müssen.

Die Alten sind nämlich auch einmal jung gewesen und haben viel zu erzählen, was letztendlich auf den Gast ankommt.

Vom Jagdgehilfen Hermann Görings bis hin zum Trainingspartner von Toni Sailer reicht die Erzählspannbreite.

An einem Freitagabend ziehen sich auch die Urlauber zurück.

Vielleicht bis zehn Uhr abends raus zur Tankstelle, wo man Kegeln kann oder nach Klagenfurt ins Kino.

Auch finden auf den verschiedenen Burgruinen, die wie Maulwurfhügel diesen Landflecken beherrschen, neuerdings Veranstaltungen statt: Carinthischer Sommer, Burgfestspiele, Schlosskonzerte.

Nein, der Freitagabend und die Nacht gehört in erster Linie den Arbeitern, den Einheimischen, die die ganze Woche gearbeitet haben.

Die Leute auf den Höfen kommen erst Samstag in den Ort, wenn überhaupt, kaufen etwas ein und kehren dann bei den Wirten ein.

Woran denke ich?

Was erzähle ich da?

»Scheiße«, flucht Fritzi und gleitet aus dem Bett, »kein Aschenbecher!«

Nackt wie sie ist, tapst sie zum Erkerfenster und öffnet es.

Die Welt mit all ihren Geräuschen kommt herein und hat uns wieder.

Also kann ich auch schauen.

Atomkraft nein danke am Kragen, aber dann nahtlos braun.

Fritzi steht nackt am Erkerfenster und schaut auf den Viktualienmarkt und zeigt mir ihren durchtrainierten Knackarsch.

Warum ist das so?

Zwei Tage sind wir jetzt in München.

Ich weiß nicht, wie lange ich Fritzi hinhalten kann.

Noch ist sie von meinen Geschichten beeindruckt, die ich zu erzählen habe.

Ich zeige ihr das Haus, in dem meine Eltern in den fünfziger Jahre gewohnt haben. Ecke Türkenstraße, Georgenstraße ist das.

Ich zeige nach oben in den zweiten Stock.

Sechsendfünfzig Mark hat die Wohnung an Miete gekostet. Jetzt kostet sie über zweitausend Euro.

Schwabing beste Lage, und dann regen sich alle über die Benzinpreise auf. Dabei sind es die Mieten, die nicht nur Geschäftsleute, sondern auch immer mehr Privatleute in den Ruin treiben.

Sicher wird es in der ehemaligen Wohnung meiner Eltern kein Kohleofen mehr geben. Aber das Haus mit seinen Decken, Wänden und Böden ist dasselbe geblieben.

Mein Vater, ein Mensch, der nie hat loslassen können, hat alle Mietzahlungen aufbewahrt und abgehettet.

Zudem hat er immer mit dem Gedanken gespielt das Haus zu kaufen. So viele schöne Erinnerungen sind mit dem Gebäude und seinen Bewohnern verbunden gewesen.

Aber mit dem Zuschlag für die Olympischen Spiele 1972 ist es mit den Immobilienpreisen in München endgültig vorbei gewesen.

Aus unerklärlichen Gründen will Fritzi die Filmhochschule nicht sehen.

»Das bringt Unglück«, sagt sie und möchte lieber Geschichten von mir hören.

»Warst du eigentlich nie verliebt?«, fragt Fritzi im Englischen Garten und wirft kleine Steinchen auf die Enten.

Das ganze Wochenende ist ein Reinform gewesen.

Ich bin den Untergeherbrüdern hinterhergefahren,

sogar bis Klagenfurt. In Friesach bin ich auf Nacht gewesen, in St. Veit und in Feldkirchen. Einmal rund um den Zammelsberg .

Von den Untergehern keine Spur.

Naturgemäß sagt jede Bedienung, dass die Untergeherbrüder da gewesen sind, vielleicht auch noch einmal wiederkommen werden.

Wenn aber die drei Untergeherbrüder zusammen unterwegs sind, dann scheint irgendetwas am Laufen zu sein.

Es gibt zwei Raiffeisenüberfälle in der Steiermark, die angeblich auf das Konto der Untergeherbrüder gehen sollen, nur weil sie den Schauspielern bei *XY-ungelöst* ähnlich sehen.

Der Stier zieht an der Kette, als ich den Stall betrete. Die Kühe schnaufen vor sich hin und verbreiten eine feuchte Wärme. Die Euter sind nicht prall, also sind die Tiere am frühen Abend noch gemolken worden.

Gleich ist es fünf Uhr morgens und im Haus brennt immer noch kein Licht.

Normalerweise steht der alte Untergeher immer um halb fünf Uhr morgens auf. Irgendetwas stimmt nicht. Auch ist der Hund nicht zu hören.

Mein gesamtes Geld habe ich für Benzin ausgegeben. Über hundert Kilometer bin ich ohne Führerschein mit der Zündapp durch halb Kärnten gefahren. Durchgefroren und durchnässt breche ich die Suche für heute ab.

»Das mit der Liebe ist so eine Sache«, sage ich und setze mich in die Wiese.

»Mama glaubt, du bist schwul«, sagt Fritz.

Na wunderbar, denke ich. Nur, weil ich mit Mutti nicht ins Bett gestiegen bin, da man mit Nachbarn nicht ins Bett steigt, hat sie mich aus dem Kreis der Heteros gestrichen.

»Ich bin nicht schwul und wenn ich es wäre, auch egal«, erwidere ich. Meine Pause ist nur kurz.

»Mein bester Freund war schwul. Er ist mit hundertachtzig Sachen in einer Kurve einfach geradeaus

gefahren.«

Ja, das musste jetzt raus. Verwöhnte Göre, denke ich, obwohl es überhaupt nicht stimmt.

»Oder bist du gar nichts?«, fragt sie beim Steine aufsammeln und streckt mir ihren kleinen Po entgegen. Ein sanfter Tritt und sie landet mit einem satten Platsch im Wasser.

»Wie bist du denn drauf?«

Fritzi kann sich auf dem Nachhauseweg zum Viktualienmarkt überhaupt nicht mehr einkriegen.

Ich gebe ihr die Zimmerschlüssel und mache mich allein auf, meinen Bruder im nächtlichen München zu finden.

Vielleicht hätte ich vorher in den Spiegel schauen sollen.

Im *Schumann's* sind sie gnädig und lassen mich herein. Wahrscheinlich halten sie mich für einen abgedrehten Werbeheini oder einen Coach für Firmen, die noch nicht einmal das Wasser bezahlen können, das ihnen bis zum Hals steht.

Die Spiegel im *Schumann's* sind gnädig, zumindest empfinde ich das.

Am Ende der Theke ergattere ich einen Hocker auf den ich einen Umschlag lege. Ich winke den Barkeeper heran und erkläre ihm, dass hier heute Abend eine Lösegeldübergabe stattfindet und er bitte auf den Umschlag aufpassen soll.

Trotz gnädiger Toiletten Spiegel im *Schumann's* können auch sie nichts verheimlichen.

Die rechte Augenbraue besteht nur noch aus Fetzen und ähnelt dem Design eines Kuhfells. Die Linke ist vollkommen verschwunden, auch das Haar darüber.

Ich muss mir eine Legende stricken, nur zu mir fällt mir nichts ein.

Es ist Sonntag und meine Hände bluten.

Ich habe allein die steilen Hänge bis zum Weg mit der Sense schneiden müssen.

Mein Bruder ist seit Freitagnacht abgängig und ich muss

es ausbaden.

Sippenhaft, nennt das der Großvater, der nicht glauben will, dass ich nichts vom Verbleib meines Bruders weiß.

Der Steilhang ist voller Disteln und dornigem Gestrüpp, eigentlich ideal, damit die Viecher nicht abhauen.

Aber die Viecher grasen schon seit ewigen Zeiten nicht mehr am Haus, - spätestens nach der Bohrung der eigenen Wasserquelle.

Der Lieblingsenkel des Großvaters baut Scheiße und ich kann es mal wieder ausbaden. Dabei habe ich eigene Probleme. Meine Freundin ist spurlos verschwunden.

Im Dorf läuten die Glocken, als ob nichts wäre. Der sonntägliche Gottesdienst ist zu Ende.

Marietta und ich werden nicht vermisst.

Warum hat die Kirche keinen angrenzenden Park mit einem Seerosenteich?

Da würde ich mich mit Marietta hineinlegen.

Die Pulsadern aufgeschnitten. Blasse Körper würden da hin und her treiben. Die Kirchgänger würden sich die Augen und die Münder zuhalten, wie seinerzeit in den Wochenschauaufnahmen aus Mauthausen.

Mauthausen ein Ort, der für viele weit, weit weg in Norddeutschland liegt. Gäbe es da nicht ein paar mutige St. Veiter, die sich geweigert haben, einen Kindertransport dorthin zu bringen.

Mein Großvater redet nicht über Mauthausen. Für ihn ist das ein österreichischer Steinbruch, nicht mehr und nicht weniger.

Der Landesvater zieht die Kutte an und weihet eine Fahne ein.

Blitzlichtgewitter.

»Verzeihung, Süddeutsche Zeitung, wir machen eine Story über abgefahrene Typen«, sagt ein Mädchen im neunzehnten Jahr. Danach läuft sie mit ihren vier Kollegen weg.

»Flashmob«, sagt eine andere.

Mir ist das persönlich scheiß egal. Nein, es tangiert mich nicht, wenn irgendwelche Idioten Gott und dann Presse spielen wollen.

München ist die Urquelle des Flashmobs.

Hier werden von scheinbar intelligenten Jungakademikern Mac - Donalds Filialen leer gekauft.

Ja, da freut sich das Land, die Welt, vielleicht auch mein Bruder, der gern bei solchen Geschichten die Fäden in den Händen hält.

Nein, das Wochenende ist unzufrieden gelaufen.

Im Fernsehen gaukelt Fritz Eckhardt den Tatortkommissar Marek vor. Ein Teil von Österreich bleibt irritiert, der ihn als langjährigen Portier vom Sacher wieder erkannt haben will.

Der Verlust von Hans Moser ist und bleibt unbeschreiblich. So werden seine Filme in jeder freien Sendeminute wiederholt.

Ein Jude ist Bundeskanzler und damit endgültig bewiesen, dass dieser Mann aus Braunau Deutscher gewesen ist. Österreich ist eines der ersten Opfer gewesen. Dafür ist Beethoven ein Österreicher.

Zum Glück fällt durch Unwetter das Programm im Fernsehen aus oder wird durch Schneetreiben untermalt.

Wenn man aber wartet, ist selbst das Testbild eine Qual. Zuvor aber weht die Staatsflagge im Wind. Meist so, dass Hammer und Sichel in den Krallen des Adlers nicht zu erkennen sind. Ein Chor singt bedeutungsschwanger: *Land der Berge, Land am Strome...*

Und ich habe eine Sehnsucht, die ausreicht, die Erde mehrmals zu umrunden.

Was bleibt einem da außer Holzhacken. Ich trete in Konkurrenz mit allen auf dem Hof Holz hackenden Menschen.

Da fallen mir fast alle ein.

Nur mein Bruder, mit dem Hang zum musischen, hat

sich geweigert, diese gefährliche Betätigung auf Dauer auszuüben. Schon der kleinste Holzsplitter hätte ja seine Karriere als Konzertpianist, erste Geige, aber auch als Chefarzt oder Herzchirurg gefährden können.

München ist auch nicht mehr das, was es nie gewesen ist, außer vielleicht vor den olympischen Spielen.

Die Geschichten, die mir meine Eltern aus den fünfziger Jahren erzählt haben, sind mir in Erinnerung geblieben.

Die Liste der Maler, Literaten, Sängern und Kleinkünstler, die meine Eltern kennen gelernt haben, ist schon beeindruckend gewesen.

So bin ich schon früh selbst auf Entdeckungsreise gegangen und habe so meine Münchner Autoren entdeckt. Karl Valentin, ist der erste gewesen.

Was für ein großer Philosoph für einen kleinen Menschen wie mich?

Frank Wedekind und dadurch Thomas Mann. Hängen geblieben bin ich aber bei den Kindern Klaus und Erika Mann.

Kraft aber, wirklich physische Kraft, hat mir Oskar Maria Graf vermittelt. So schreiben können, wie der, so die Buchstaben in die Schreibmaschine hämmern können, dass es nur so kracht.

Ausreißen von Zuhause mit dem geklauten Geld der geliebten Mutter und des verhassten Bruders. Mit einer Tänzerin nachts unter dem Dach leben und am Tag in den Wirtshäusern über Politik und Literatur reden, was für ein Leben?

Das Foto von Oskar Maria Graf, das ich vor Jahren in einem Hamburger Antiquariat erworben habe, und ihn in Lederhosen zeigt, ist auch Opfer der Flammen geworden.

Nur das Hochglanzbild meines Bruders und die Alt-Berliner Küchentür haben das Feuer überlebt.

Jetzt sitze ich in München in der vierten Bar und schon zweimal ist mir mein Bruder begegnet. An der Wand hat er

gehangen. Einmal in einem Rahmen aus Mahagoni, ein anderes Mal in einem aus Edelstahl. Der grinsende Bruder ist derselbe gewesen.

Gut, im *Bayerischen Hof* soll es eine ganze Galerie geben, aber da werde ich heute Nacht bestimmt nicht landen. Überhaupt, habe ich noch niemanden gesehen, den ich kenne.

München, die Stadt der Reichen und Schönen, der Prominenten und nicht so Wichtigen, wo seid ihr?

Nein, ich kenne keinen. Dennoch frage ich Keeper und Kellner nach meinen Bruder und gehe das Risiko ein, vielleicht einen Deckel oder gar Unterhaltszahlungen zu übernehmen.

Nein, mein Bruder ist angeblich in Split und dreht dort einen neuen Karl May Film.

Andere sagen, er hätte sich auf die Alm von der Schell zurückgezogen.

Ist das eine Spur?

Na klar, die Sau ist Zuhause. Er meint es womöglich ernst mit dem Künstlerdorf.

Nie und nimmer!

Mit diesem Gedanken gehe ich schwankend durch das Glockenbachviertel runter zum Viktualienmarkt, wo mein Hotel ist.

Wie ein Fremdgeher, nehme ich nicht den Aufzug, sondern benutze die knarrende Treppe.

Fritzi schläft nicht nur, sie schnarcht.

Nie und nimmer, mit diesen Gedanken versuche ich einzuschlafen. Mit diesen Gedanken kann niemand einschlafen.

Mein Bettnachbarin vielleicht, aber die hat nicht solche Gedanken. Die träumt von einer rosigen Zukunft beim Film, wohlgermerkt beim deutschen Film.

Ich wälze mich hin und her, bis ich durch einen Wald laufe, der meinen Namen trägt:

Vorne an der Straße weist ein großes Holzschild meinen Namen aus. *Künstlerwald* steht noch dabei, weil sich nie-

mand unter meinen Namen etwas vorstellen kann.

So gehe ich also durch den Künstlerwald, der zwischen Weißberg und Weitensfeld liegt. Steil geht es hinauf bis zur kleinen weißen Kapelle St. Johann.

Der Parkplatz am Fuße des Berges ist neu und wirkt künstlich, wird aber von den Wanderern angenommen.

In Tracht und im Järgergewand steigen sie aus ihren Geländewagen, die wie Panzer anmuten und lassen als erstes die vierbeinigen Spürnasen frei.

Vor einer gewaltigen Tanne, am Anfang des Parcours, hat sich eine große Traube gebildet. Alle schauen sie nach oben. Auch die Hunde.

Nur ein kleiner Terrier verrichtet sein Geschäft und bedeckt es anschließend mit lockerem Waldboden.

Auch ich schaue nach oben, aber kann nicht viel erkennen. In meiner großen Neugier leihe ich mir von einem Jäger das Fernglas.

Eine kleine Holztafel baumelt im Zipfel hin und her. Ich stelle das Glas schärfer und lese: *Mein erstes Gedicht – mit dem ich hoch hinaus wollte.*

»Aufhängen sollte man das Bürschchen, hier und jetzt«, sagt der Jäger, dem ich das Fernglas zurückgebe.

Die Hunde werden unruhig und ziehen ihre Besitzer in den Wald.

Ich halte mich nicht an die Pfeile, die den Rundweg markieren, sondern schlage mich durch das Unterholz. Keine ungefährliche Sache, bei der großen Dichte an Jägern in diesem Wald.

Es dauert nicht lange, da trete ich auf eine Lichtung und bin der einzige, der vor einem Baum steht, der einfach nicht wachsen will. Eine kleine Fichte mit schiefer Spitze und abgestorbenen Zweigen.

Sein erster Roman – nichts Halbes und nichts Ganzes steht auf dem Holzbrettchen, dass das Bäumchen kaum tragen kann.

Ich gehe weiter quer durch den Wald, nehme nicht die Serpentine, die sich bis zur Kapelle den Berg hoch schlän-

gelt, sondern erkraxle mir den eigenen Weg.

Ich stehe vor einem Brennnesselbeet, dessen Umrandung aus Hundescheiße besteht.

Scheiße pflastert seinen Weg – Ein Schild aus dünnem Holz, das fast wie ein Segel im Wind weht, ist zum Greifen nah, aber durch die Brennnesseln unerreichbar.

Ich meine das künstliche Lachen meiner Exfrau aus Hamburg zu hören, aber vielleicht ist das ein Teil der Installation. Blut und Sperma hat sie schon gefördert, warum nicht auch Fäkalien.

Ich steige weiter den Berg nach oben und meide die öffentlichen Wege.

An den Lichtungen bleibe ich stehen und betrachte die Installationen.

Da ist das kleine Pilzensemble unter einem Baumstumpf.

Rot leuchtet der Fliegenpilz, im satten Gelb die Schwammerln und in rehbraun der Steinpilz. Alle drei Arten sind aus Gips und sehen so aus, als hätte sie jemand aus einem Märchenwald gestohlen und zwar vor dreißig Jahren.

Ein kleines Schild lugt zwischen den Pilzen mit einer Schrift, die so klein ist, dass ich in die Knie gehen muss.

Des Dichters tot, ist unsere Freude – mit zittriger Hand geschrieben.

Natürlich darf auch ein Grabstein nicht fehlen.

Hier ruhe ich und habe nichts vollendet – mit großer Kraft tief in das Berggestein gemeißelt.

Unterhalb der Wallfahrtskappelle steht eine Losbude mit bunten Lampen, die blinken.

Es ist eine chinesische Losbude. Unzählige dünne Fäden hängen über eine Art umgekippten Webstuhl an denen der Besucher ziehen kann.

Garantiert keine Niete steht auf einem großen Plakat.

Also ziehe ich: *realitätsfern, gedankenlos, beimatlos, hirnlos, teilnahmslos, lieblos, erfolglos, geldlos, phantasielos.*

LOGGELÖST ist der Hauptgewinn, dann ertönt eine

kleine Fanfare aus einer Papierschnecke und drei Luftballons steigen in den Himmel, die zum Platzen gebracht werden, bevor sie die Baumwipfel erreichen.

IDEEN hat jemand mit Filzstift auf die rosa Ballons geschrieben, die sich bei ihrer unfreiwilligen Landung als Kondome entpuppen.

Zum Glück kann ich mir nicht alle Details eines Traumes merken.

Irgendwann stehe ich oben auf der Anhöhe, unweit der Kapelle St. Johann und mit mir drei Lieferwagen, deren Beschriftung die Bäckereien aus der Umgebung anzeigen.

Was für ein Wunder?

Ich weiß nicht, wie oft ich in meinem Leben auf diese Anhöhe gekraxelt bin. Aber eines weiß ich, die Tür zur Kapelle ist immer verschlossen gewesen.

Jetzt, in meinem Traum steht sie offen. Ein altes Harmonium spielt Händel.

Über dem Eingang ist ein großes Schild angebracht: *Die Kathedrale der Lüge*

Im Schutz der Lieferwagen schleiche ich mich an die wurmstichige Doppeltür heran. Der Geruch von alten Chrysanthemen, Nelken und Weihrauch schlägt mir entgegen.

Vorne am Altar sitzt eine Braut in Weiß und Schleier. Auf dem Platz des Bräutigams, ein zylinderförmiges Etwas, was sich bei näherer Betrachtung, als mehrstöckige Hochzeitstorte erweist.

Ich betrete die Kirche und höre ein Schmatzen. Der Mensch, der mir den Rücken zukehrt, greift wahllos nach Stücken, die nicht wie Achtel, sondern wie Viertel aussehen. Das Röcheln und Schmatzen wird lauter und lauter.

»Vergelts Gott«, sagt der Pfarrer, der zum Aufblasen ist und vor dem Altar leicht über den Boden hin und her schwebt.

Vergelts Gott, vergelts Gott, in einer Unendlichkeitsschleife, ist die Stimme des Pfarrers zu hören.

Der Boden bis zum Altar ist übersät mit unzähligen

Bräuten und Bräutigamen aus Marzipan.

Es macht Klack und schon wieder hat die Braut vorne am Altar einen kleinen Bräutigam zu Boden geschmissen, den sie zuvor regelrecht aus der Torte gerissen hat.

In leicht gebückter Haltung dreht sich die Braut um und präsentiert ihr schadhafte, durch Karies zerstörte Gebiss. Sie streckt mir ihre mit Schokolade und Marzipan verschmierten Hände entgegen.

»Mein Liebster, mein Liebster«, schreit sie gegen die Orgel an und versucht vergebens aufzustehen.

Ich schreie und werde wach. Vielleicht ist es sogar umgekehrt.

Auf jeden Fall sitze ich schweißgebadet im Bett und bin hellwach.

Fritzi neben mir schläft wie jemand, der sich auf seine rosige Zukunft freut.

Ich ziehe mich an und streife erneut durch das nächtliche München.

Am Mittagstisch herrscht gespenstische Ruhe.

Selbst der Johann, der sonst beim Suppenessen die Zähne aus dem Mund nimmt, hat sie heute drin gelassen und schlürft wie ein Burgfräulein.

Es fehlt Benzin, fünfzig zu fünfzig. Ein Gemisch, das der Großvater selbst mixt und in 1000 Liter Tanks lagert, obwohl es verboten ist.

»Für Feiglinge ist alles verboten, selbst das Atmen«, sagt der Großvater und schaut ernst in die Runde.

Die Frauen und Männer am Tisch schauen grundsätzlich zu Boden. Da bleiben nur mein Bruder und ich. Und mein Bruder ist nicht da.

Stumm wird die Suppe gelöffelt, - zaghaft stößt, ab und an, Silber auf Porzellan.

»Eigentlich wollte ich heute...«, beginnt der Großvater und jeder am Tisch weiß, worum es wirklich geht. Denn alle Geräte auf dem Hof haben Durst.

Die Kettensägen, die neue Hangsense, der kleine Traktor, das Notaggregat und all die anderen modernen Geräte, die der Großvater aus Klagenfurt mitgebracht hat.

Der Großvater ist immer auf dem neusten Stand.

Der Einkauf neuer landwirtschaftlicher Produkte dient nur dem Alibi, von Anfang an.

Das Sägewerk, das Wasserkraftwerk, alles hat der Großvater, der Natur abgetrotzt, aber in Wirklichkeit ist es ihm nur um Frauen gegangen.

Die jährliche Holzmesse in Klagenfurt ist nur Tarnung gewesen, denn schon ab dem Nachmittag ist er in gewisse Häuser eingekehrt, die von außen eher einen unscheinbaren Eindruck machen.

Mit dem Traktor hat er in aller Frühe den Tank auf die Viehwaage gehoben und sofort gewusst, wie viel Liter verschwunden sind.

»Die Schlüssek«, fordert der Großvater.

Lämmlein knurrt bedrohlich.

Ich schaue mich um.

Alles schauen zu Boden. Da bleiben nur mein Bruder und ich. Und mein Bruder ist nicht da.

Ich lege die Schlüssel auf den Teller und verlasse den Ort der mittäglichen Demütigung.

Mein Bruder wäre um eine Ausrede nicht verlegen gewesen.

Auf der Suche nach mir hätte er Hunderte an Kilometer verfahren. Mein Bruder kann so etwas sagen, ohne dass bei ihm auch nur der kleinste Körperteil rot wird. Nein, ich glaube sogar, dass er in dem Moment das sogar glaubt, was er sagt. In dieser Beziehung ist er von frühester Kindheit ein großer Schauspieler gewesen.

Ihm, dem Älteren, den mit den dunklen Eulenaugen und dem Unschuldsgesicht, glaubt man alles, weil man so einem alles glauben möchte. So ein friedliebendes Antlitz kann doch nur die Welt besser machen.

Die Erde ist eine Scheibe, natürlich, wenn mein Bruder das behauptet. Wie süß er das auch gesagt hat. Da sind selbst die Grübchen in seinem Gesicht gehüpft.

Ich konnte noch nicht laufen und habe doch mit dem Fußball die Scheiben im Stall eingeschmissen.

Mein Bruder hat unschuldig mit der Schulter gezuckt und es geschafft, dass aus dem rechten Auge eine Träne, langsam an der glatten Kinderhaut herunter gekullert ist. Er muss es trainiert haben.

Marietta ist verschwunden und ich bin das ganze Wochenende herumgefahren, um sie zu suchen.

Ist das verwerflich?

Eine erste Spur gibt es.

Ingrid, die alle drei Tage bei uns die Eier abholt, hat irgendetwas von einer Tante in Graz gemurmelt und gleichzeitig mit den Augen geblinzelt.

Ingrid ist an die ein Meter fünfundachtzig groß und ein Rasseweib. Sie sieht aus wie eine Jugo, ist aber eine waschechte Kärntnerin in tausendjähriger Tradition. Das hat sie schriftlich und wird mit dem Bild der Großeltern

und Eltern in der guten Stube dokumentiert.

Denn die Großeltern sind von den Kameras der Wochenschau aufgenommen worden, als Dr. Karl Tuppa erst Ingrids Großmutter und dann den Großvater vermessen und abfotografiert hat. Nordisch oder dinarisch hat auf dem jeweiligen Stempel gestanden, der unter die Meldekarte gedrückt worden ist. Der Totenkopf und das Doppel S sind Insignien einer Herrscherkaste, die ausgestorben ist.

Nur die schwarzen Hüllen hängen in den Schränken im Keller oder in den Truhen auf dem Boden. In den Taschen stecken dicke Mottenkugeln, die sie vor dem Verfall in einer tausendjährigen Zeit schützen sollen.

»Ich kenne keine Tante in Graz«, sage ich zur Ingrid, die mir ausweicht. Ingrid kann nicht lügen, hat aber bestimmt hoch und heilig versprochen nichts zu erzählen.

»Sie ist bei ihrer Tante in Graz«, wiederholt Ingrid den auswendig gelernten Satz und betont besonders das Wort Tante. Ich kenne nur eine Tante und die wohnt in Langenzersdorf.

Zweimal ist Marietta nach Wien ausgerissen und zu ihrer Tante in den benachbarten Weinort geflohen. Zweimal, weil ihr Vater sie halb totgeschlagen hat.

Was habe ich geschworen?

Ein drittes Mal lasse ich das nicht zu. Aber es ist schon wieder passiert.

Ich lasse die Wiese und das Sonntagsmähen sein und nehme das Motorrad meines Bruders, auch wenn es verboten ist.

»Für Feiglinge ist alles verboten, selbst das Atmen«, sagt der Großvater.

Also, warum soll gerade ich aus der Art schlagen?

Mit hundert Sachen lege ich mich mit der Puch meines Bruders in die Kurven, obwohl hier nur fünfzig Stundenkilometer erlaubt sind. Da wo die Zahl achtzig steht, schalte ich in den freigelegten sechsten Gang und bringe die Maschine auf Einhundertvierzig.

Da ich den Hof auf der anderen Seite verlassen habe, - sozusagen durch die Hintertür -, muss ich die komplette Erhebung umfahren, auf dessen Plateau eine kleine Wallfahrtskapelle steht, die immer verschlossen ist.

»Sprengen, den ganzen Berg sprengen«, sagt der Großvater, »und mit dem Gestein, endlich den Sumpf trocken legen.«

Weißberg ist gleich erreicht. Von weitem kann ich das orange leuchtende Licht blinken sehen.

Ich fahre durch.

Am Kriegerdenkmal vorbei, links die Tankstelle und das Kaufhaus, rechts der Pfarrhof mit der Wehrkirche aus dem 14. Jahrhundert. Gegenüber das Wirtshaus, vor dem viele Autos stehen.

Dann der imposante Neubau des Feuerwehrhauses mit der geschleiften Armensiedlung, wo jetzt ein Neubau entsteht.

An der Fischzucht vorbei, deren Becken langsam und schonend wieder gefüllt werden.

Noch zwei, drei Kurven, dann kommt die kleine Tannenlichtung. Dahinter liegt schon der Hof.

»Alter Schwede, hast du geschnarcht«, begrüßt mich Fritz im Frühstücksraum des Hotels.

Die anderen Gäste schauen kurz auf und bemitleiden mich für mein Leiden und Fritz für das Martyrium.

»Männer die Schnarchen haben Potenzstörungen«, sagt Fritz in einer Lautstärke, als hätte sie sich gerade auf der Falckenberg Schule beworben.

Ich trage eine Sonnenbrille und weiß nicht, woher ich sie habe.

Denn im wirklichen Leben trage ich keine und habe nie Sonnenbrillen getragen.

Ich lasse sie auf, denn das Licht blendet mich. Überhaupt blendet mich alles: die hektische Betriebsamkeit des Kellners, die Stimme Fritzis, der Planet, der nicht zur Ruhe kommt und sich wie eine Billardkugel dreht.

»Kaffee oder Tee?«, fragt höflich der Kellner.

»Eine Halbe«, erwidere ich mit heiserer Stimme, aber mit ironischem Unterton.

Zwei Minuten später steht ein frisch gezapftes

Augustiner vor mir und möchte getrunken werden.

»Warum nimmst mich alle Welt nur ernst«, brumme ich vor mich hin.

»Hallo, jetzt ein Bier! Willst du so vor deinen Bruder treten?«

Fritzi macht einen angewiderten Eindruck. So kenne ich sie gar nicht.

»Das sollte ein Spaß sein«, sage ich und schnipse mit dem Finger nach dem Kellner.

»Dein Bruder ist der bessere Schauspieler«, erwidert Fritzi und faltet eine Straßenkarte von München auseinander.

Was heißt das schon?

Da stehe ich mit dem Motorrad meines Bruders vor dem Hof der Untergehers, halte mit der Hand die Kuppelung gedrückt und treibe die Tachonadel des Umdrehungsmessers bis zum Anschlag.

Ich bin bereit. Wenn es sein muss, sprengte ich mit der Puch die Eingangstür.

Bevor ich das Visier öffnen kann, spüre ich einen Schlag gegen den rechten Oberarm. Ein kurzer Schmerz, dann wird es in der Jacke wohliger warm. Nur kann ich den Arm nicht mehr bewegen.

Bevor ich überlegen kann, was das für Konsequenzen hat, holen mich die Arme eines gigantischen Tintenfisches von dem Motorrad und werfen mich zu Boden.

Mit halbem Auge sehe ich noch, wie die Puch wie ein Pfeil abgeht und mit einem Schlag, die Hundehütte zerstört.

Dann werde ich ohnmächtig.

»Ich habe mir überlegt, wir gehen systematisch vor«,

sagt Fritzi.

Ich ertappe mich dabei, dass ich anstatt an der Kaffeetasse am Bierglas nippe.

Die Kopfschmerzen werden nicht weniger. In München herrscht Föhn.

»Da du deinen Bruder telefonisch nicht erwischst, wird er wahrscheinlich drehen. Also fahren wir raus nach Geiseltasteig, anschließend nach Unterföhring.«

Wird es nicht langsam Zeit, Fritzi reinen Wein einzuschenken?

Mein Bruder hat doch schon seit Jahren im Grunde nichts mehr gedreht. Der Bundesfilmpreis liegt doch auch schon fast zwanzig Jahre zurück.

Seit seiner Hochzeit und der Geburt der Kinder ist er im Grunde nur noch in den bunten Seiten der noch bunteren Blätter zu sehen gewesen.

Ab und an hat einer der Privatsender sich seiner erinnert und ihn Zuhause oder im Urlaub besucht. Mein Bruder, der exzellente Skifahrer. Ich kann mich genau an den Film von 4 Minuten und dreiundzwanzig Sekunden erinnern, wo er aller Welt vorgegaukelt hat, dass er Skifahren kann.

Mit einem Schwung hat er sich abgestoßen und ist in halsbrecherischer Art den Hahnenkamm heruntergesaut.

Mein Bruder, der schon bei dem Wort *Schlitten* angefangen hat, zu heulen.

Mein Bruder ist nie ein Wintermensch gewesen. Mit seinen braunen Augen und dem dunklen Teint ist er ohnehin eher der südländische Typ.

Während ich mit dem Großvater die Futterstätten im Wald winterfest gemacht habe, ist mein Bruder mit unserer Mutter in Griechenland auf irgendeiner Insel gewesen. Seine Ohren sind so kälteempfindlich, dass er schon ab Herbst mit einer Mittelohrentzündung zu kämpfen hat.

Aber auch das ist nur eine Lüge. Wie alles andere auch.

Ich werde wach und schaue in drei Augenpaare, die den Untergeherbrüdern gehören.

»Die Sau ist wach«, höre ich einen der Brüder reden.

Da ich nicht weiß, was sie mit mir vorhaben, schließe ich lieber wieder die Augen. Ein Eimer Wasser beendet jede Art an Illusion in einem Traum zu sein.

»Trottel! Wir wissen, dass wach bist!«, der Ältere hat das Wort ergriffen. »Also richte deinem Bruder aus, dass er sich hier nicht mehr zu blicken hat.«

»Am besten er reist aus nach Australien«, sagt der Mittlere und lädt eine Winchester durch.

»Zur Hölle soll er fahren«, sagt der Jüngste und tritt mir in die Rippen, als sei ich ihr Hofhund.

»Wo ist Marietta?«, stöhne ich und schließe mit meinem Leben ab.

Ein Schlag treibt mich zurück ins Bodenlose.

Wie Touristen treten Fritzzi und ich in den Münchner Morgen, unweit des Viktualienmarktes.

Dreißig Euro will das Hotel für einen Parkplatz neben der ehemaligen Freibank haben. Wir sollten den Wagen mit auf das Zimmer nehmen.

In dem Moment, als Fritzzi den Wagen aufschließen will, nehme ich all meinen Mut zusammen.

»Ich glaube nicht, dass mein Bruder in der Stadt ist«, sage ich und spüre, wie Erinnerungsfetzen der letzten Nacht zurückkommen.

Braungebrannte Fratzen, riesige Münder mit aufgespritzten Lippen und ein Herpes, der sich längst in die Tiefe der Haut eingegraben und bis zu den Augen gewandert ist. All das ist über, unter und überall.

Angeblich dreht mein Bruder eine Serie in der Schweiz.

Andere behaupten, er gehöre zu einem neu zusammengestellten Team der schwedischen Polizei, natürlich nur im Fernsehen.

Nein, er ist in Indien, auf Kosten des Goetheinstituts, herauszufinden, wie man wirklich richtig lebt.

Vielleicht weiht er gerade einen ADAC Hubschrauber auf seinen Namen ein oder eine Berghütte, auch das wird

vermutet.

Wahrscheinlicher aber ist es, dass er jetzt in einem Fotostudio sitzt und Werbung für Wale und Nichtraucher macht.

Nein, für Nichtraucher hat mein Bruder sicherlich keine Werbung gemacht. Mein Bruder war und ist Kettenraucher.

Ich kenne keinen Ort, an dem er nicht schon geraucht hätte. Für ihn war und ist das Rauchen eine Art Rebellion. Eine Auflehnung, die schon früh begonnen hat.

Noch keine fünfzehn Jahre, da hat er die erste brennende Zigarette in die Scheune geflitscht.

In Zeitlupe sollte die brennende Kippe sich wie ein Propeller drehen und dann auf dem trockenen Heu liegen bleiben. Eine Stichflamme würde alles in Brand setzen und die Mexikaner...

Die Wirklichkeit war damals wie heute kein italienisches Kino. Und so ist die brennende Zigarette keine Sekunde durch die Luft geflogen, bevor sie im Wassereimer elendig verzischt ist, in dem die Gummihandschuhe vom Johann gesteckt haben.

Wie die Fliege auf dem Milchkrug, hat die Zigarette auf dem Wassereimer gelegen und sich im Kreis gedreht. Die Fliege ist selbst nach ihrem Tod standhaft geblieben und nicht untergegangen. Die Kippe aber, hat sich schon nach wenigen Minuten in ihre Bestandteile aufgelöst. Als letztes hat nur noch der Filter oben auf der Wasseroberfläche geschwommen.

Mein Bruder, der coole Gringo, der sich darüber kaputt gelacht hat, wenn ich durch den Stall und die Scheune gelaufen bin, um die glimmenden Zigaretten auszumachen, hat sich immer einen Spaß gemacht, die Spinnweben im Stall und in der Scheune abzuflammen.

Dabei ist das ein vollkommener Blödsinn gewesen, weil die Spinnen, die Larven des Ungeziefers vernichtet haben. Und selbst die Wespen haben eine Funktion im Stall, die meinem Bruder, dem Mittelpunkt der Welt, vollkommen

egal gewesen ist.

»Hier, hier«, schreit Fritzi und zeigt auf das Display ihres Telefons. »ich habe eine Adresse!«

Keine Ahnung, wie Fritzi an die neue Adresse meines Bruders in München gekommen ist.

Getwittert, gepostet, ich kenn mich nicht aus.

»Wir können doch nicht«, sage ich.

»Natürlich«, sagt Fritzi und kneift mir lachend in den Hintern.

Ein Tor, Mauern, Sichtschutz, mein Bruder möchte nicht gestört werden. Am Klingelschild steht kein Name, sondern leuchtet nur ein blasses Licht.

Fritzi klingelt einfach, mehrmals.

Schweiß steht mir auf der Stirn. Ich will da nicht rein. Überhaupt, mein Bruder wird mir sicherlich nicht die Tür öffnen.

Warum auch?

Nur weil er mir ein Hochglanzprospekt aus unserem Heimatdorf geschickt hat?

Und deswegen meine Berliner Dachwohnung, die mit den Jahren meine Heimstatt geworden, und in der mein Schatz von über sechstausend Büchern wohlbehütet gestanden ist, sich in Asche über die Stadt verteilt hat.

Was soll das?

Ich weiß, ich habe alles verloren.

Meine Wohnung hat sich im wahrsten Sinne des Wortes in Luft aufgelöst. Es gibt sie nicht mehr.

Aber das weiß ich auch. Lass doch die anderen, die anderen...

»Hallo, wer ist da?«, fragt eine junge Stimme durch den Lautsprecher.

Ich stehe draußen und fühle mich wie ein Bote.

Von ihrer Stimme her, bin ich der Onkel. Aber wen, interessiert das.

»Dein Onkel und deine Tante stehen vor der Tür«, sagt Fritzi.

»Wer ist da?«, fragt eine andere Kinderstimme.

»Die Tante Fritzi und der liebe Onkel...«

Das elektronische Schloss summt und eine Tür öffnet sich automatisch.

Wir betreten einen Steingarten fernöstlicher Prägung. Dann aber verschlägt es auch mir die Sprache.

Verdeckt hinter großen Bambusbüschen taucht das Haus auf, das in Wirklichkeit eine Stadtvilla ist. Sie sieht der Villa Thomas Manns im Münchner Stadtteil Herzogpark sehr ähnlich.

Was will eine vierköpfige Familie mit einer dreistöckigen Villa?

Zwei neugierige Kinder im Alter von acht und vielleicht dreizehn Jahren warten schon an der Eingangstür, die eher einer Kirchenpforte gleich kommt.

»Habt ihr Geschenke dabei?«, will der achtjährige Junge wissen.

»Das fragt man doch nicht am Anfang«, pfeift ihn die größere Schwester zurück.

Ich suche Ähnlichkeiten mit meinem Bruder.

Eine Marotte, die ich mir seit dem sechzehnten Lebensjahr leiste.

Die beiden Kinder sind definitiv von ihm. Die dunklen Augen, die markante Nase, die etwas größere Unterlippe, sind unumstößliche Merkmale, dass diese Kinder von meinem Bruder stammen, - hinzu kommt das feste dunkle Haar.

Der kleine Junge, der sich als Max vorstellt, nimmt meine Hand und führt mich in die Eingangshalle, die den Namen wirklich verdient.

»Es würde mich nicht wundern, wenn von der Freitreppe gleich Scarlett O'Hara herunter kommen würde«, flüstert Fritzi mir ins Ohr.

»Ich denke da eher an Klaus und Erika Mann.«

»Kenne ich nicht«, erwidert Fritzi und dreht sich mehrmals um die eigene Achse, was die beiden Kinder zum Lachen bringt.

Schnell stellt sich heraus, dass der Hausherr samt Gattin nicht in München ist, sondern im Ausland weilt.

Die Hausdame erklärt in knappen Sätzen die Situation und ehe wir uns versehen, stehen wir wieder vor der Tür.

»Was war das denn?«, will Fritzi nicht wirklich wissen.

»So ist mein Bruder. Immer präsent, aber nie anwesend!«

Das Schmatzen der Schweine und die Kette des Ochsen wecken mich.

Mariettas Brüder haben mich in den Stall verfrachtet und mir die Hände gefesselt.

Der Schädel brummt. Bei jedem Aufrichten dreht sich die Erde.

Ich sehe Tiere, die eigentlich im Stall nichts zu suchen haben.

Da der laute Motor der Melkmaschine noch nicht rattert, kann es keine sechs Uhr sein.

Die Brüder haben mich also nicht töten wollen, ein beruhigender Gedanke, der durch unzählige stechende Nadeln gequält wird. Vielleicht aber wollen sie auch nur den Zeitpunkt hinauszögern, bis ich jammernd für immer zusammenbreche.

Aus der Fessel des Kälberstricks habe ich mich schnell befreit. Ich muss die Zeit nutzen, bevor die Burschen ihren Rausch ausgeschlafen oder der Vater den Stall zum Melken betritt.

Keine halbe Stunde später bin an der Straße, die Weißberg mit der Außenwelt verbindet. Von hier aus brauche ich zu Fuß eine gute Stunde.

Wenn ich Wege gehe, die niemand kennt, garantiert das Doppelte.

Vielleicht ist es ja nur ein Spiel und sie geben mir eine halbe Stunde Vorsprung.

Die Kopfschmerzen haben wieder zugenommen und der Planet dreht sich doppelt so schnell, wie am gestrigen Tag.

Ein Geräusch dringt in meine Ohren, das sie fast zum Platzen bringt.

»Willst mitfahren?«, fragt der Lenker eines vorsintflutlichen Lastwagens, der am Straßenrand gehalten hat.

Seine Bärenpranke zieht mich in die Räucherammer des Fahrerhauses, in der eine fünfköpfige krainische

Musikgruppe, die Waisen ihrer Heimat spielt.

Drei Aschenbecher brennen und bringen mich trotz der Musik zum Einschlafen.

»Und jetzt?«, will Fritzi wissen.

»Fahren wir wieder nach Hause«, erwidere ich und sehe im selben Moment den Schrecken auf mich zu kommen.

Was bleibt mir anderes übrig, als Fritzi fest an mich zu drücken und sie so zu küssen, als ginge es um das erste Mal.

Blitze, die gesamte Energie de Universums jagt durch unsere beider Körper.

Wieso erwidert sie meine Küsse?

Wir lehnen uns gegen das unscheinbare Eingangstor der Stadtvilla meines Bruders und lösen einen Alarm aus, der von weiter Ferne nur leise bis an die Straße dringt.

Der Schrecken kommt vorbei und will uns Engumschlungene in seine Arme nehmen. Zum Glück ist die bayrische Staatsmacht von der schnellen Truppe.

Ehe sich Fritzi von mir lösen kann, also begreift, was gerade hinter ihrem Rücken passiert, ist das Riesenbaby von Schauspielschüleranwärter auch schon verhaftet.

»Verdammt, das war gut«, sagt Fritzi, nachdem sie Atem geholt hat, und fährt sich über die geschwollenen Lippen.

»Quatsch! Bilde dir nichts ein!«

Fritzi lacht und zieht mich weg.

Wir schlendern durch den Englischen Garten und halten Händchen. Der dicke alte Mann und das dünne sportliche Mädchen.

Beim Entenbeobachten sehen wir im Wasser unsere beiden Gesichter.

Fritzi muss lachen. Ich dagegen werde nachdenklich.

Zum Glück zerstört der linke Fuß eines Erpels mein Ebenbild.

Wir schlendern durchs Glockenbachviertel und setzen uns draußen an einen Tisch.

»Schau mal, die Kneipe hier hat nur einen Tisch«, sagt

Fritzi und macht mit ihrem Handy ein Foto.

»Sans vom Ordnungsamt?«, will die Bedienung wissen, die sofort herausgestürzt kommt. »Der Tisch ist nur fürs Personal.«

»Nein, nein, nur Touristen«, erwidere ich.

»Was darf's sein?«

»Zwei große Bier«, sagt Fritzi freudestrahlend und gibt mir einen Kuss auf die Wange.

»Du weißt, was das bedeutet?«

»Der Kuss?«

Fritzi ist der glücklichste Mensch, zumindest vom Glockenbachviertel.

Das kann man von Noel nicht behaupten, die auf der gegenüberliegenden Gassenseite mit tief gesenktem Kopf an uns vorbei schleicht.

Da die Gasse mit zu der engsten im Glockenbachviertel gehört, bleibt mir nichts anderes übrig, als Fritzi zu mir herüber zu reißen und sie leidenschaftlich zu küssen.

Mit einem Auge beobachte ich die, so wie es aussieht, durchgefallene Schauspielschülerin. Zum Glück tritt sie in eine Seitengasse.

Ich lasse naturgemäß sofort von Fritzi ab und drücke sie zurück in ihren Stuhl.

»Was war das denn?«, will Fritzi berechtigt wissen.

»Mir war danach«, sage ich und ärgere mich innerhalb einer Nanosekunde.

Wir stehen im Stau, nur dadurch werde ich wach. Mein slowenischer Fahrer hat damit begonnen, im Führerhaus eine Suppe zu kochen.

Der Lkw steht in der Mitte eines mehrere Kilometer langen Staus vor dem einzigen mir bekannten einspurigen Tunnel Österreichs, vielleicht sogar der ganzen Welt.

Wenn man mit dem Auto von Kärnten nach Wien will, muss man in der Steiermark durch diesen Tunnel. Der einzige Tunnel der Welt mit einer Ampell!

Der Kopf schmerzt immer noch. Wobei ich nicht weiß,

ob es noch vom Schlag auf den Hinterkopf oder vom Nikotinnebel hier in diesem Auto kommt.

Ich versuche auf der Beifahrerseite die Fenster herunter zu drehen, aber die Kurbel dreht nur ins Leere.

»Kaputt«, sagt der slowenische Lkwfahrer und rührt in der Suppe, dabei zeigt er mir ein halbvergoldetes Gebiss.

»Du musst essen, damit groß und stark!«

Mir ist übel und ich muss kotzen. Irgendwie bekomme ich die Wagentür offen und rutsche aus dem Führerhaus auf die Straße.

Eine endlose Schlange aus Blech hat sich hinter uns gebildet und nach vorne ist das schwarze Loch des Tunnels gerade Mal zu erkennen. Noch fließt der Gegenverkehr.

Ich knie im Unrat, den Reisende in den letzten Tagen hier aus dem Fenster geworfen haben. Es stinkt nach Scheiße und Urin. Jetzt kommt auch noch meine Kotze hinzu. Wieder dreht sich die Erde viel zu schnell. Dafür schlägt die Ampel auf grün und die Blechlawine gerät für einen kurzen Moment in Bewegung.

Ich versuche die letzten Stunden zu rekonstruieren und suche nach dem Grund, warum mich plötzlich Mariettas Brüder so hassen.

Was ist bloß passiert?

Und warum ist Marietta nach Wien geflüchtet?

Hinter dem slowenischen Lkw hat ein ohrenbetäubendes Hupkonzert begonnen.

Mein Fahrer denkt überhaupt nicht daran, die Lücke vor ihm zu schließen. Genüsslich schlürft er die Suppe und wartet auf mich, der immer noch in gebückter Haltung am Straßenrand kniet.

Ich beobachte, wie Fritzi die Maß hebt und ihr Gesicht durch das Bier im Glas einen goldenen Teint bekommt. Die letzten Sonnenstrahlen verwandeln die Gassen des Glockenbachviertels in eine unwirkliche Kulisse.

Hier lässt sich verweilen, würde ein Dichter sagen und die

Maß heben.

Fritzi und ich tun es auch und hängen, jeder für sich, den eigenen Gedanken nach.

Kein Wunder, dass der deutsche Film am Boden liegt. Scheinbar sind ja alle Fördermittel in den Rachen meines Bruders und in den Schlund meiner Schwägerin, der Filmproduzentin, geflossen.

Die Villa in der Innenstadt von München wird einen mehrstelligen Millionenbetrag gekostet haben. Soviel hat mein Bruder doch überhaupt nicht gedreht.

Die paar Filme und Fernsehspiele, eine Serie ist auch dabei gewesen, können nicht soviel Geld abwerfen.

Gut, in den Pausen wird er mit den anderen Schauspielern und Mitarbeitern des Filmteams, Karten, Würfel oder Backgammon gespielt haben. Wie ich meinen Bruder kenne, sind die Einsätze hoch gewesen.

Nein, nein, auch das reicht nicht aus für so eine Villa.

Gut, vielleicht hat er nebenbei noch gedealt, würde zu ihm passen.

Nein, nein, auch das reicht nicht, bei dem Lebensstil mit Angestellten, einem Haus in Bad Aussee, eines in Kitzbühel und einer Finca auf Mallorca.

Naturgemäß ist in den Hochglanzmagazinen nie die Rede von Weißberg gewesen, das mein Bruder immer nur als *Drecksnest* bezeichnet hat.

Gilt München nicht als Hochburg der Waffengeschäftsmafia?

Vielleicht hat er ja da seine Finger mit drin.

Nein, nein, kein normal Sterblicher kann sich in der Mitte von München eine Villa leisten.

Ich nehme einen kräftigen Schluck und schiele zu Fritzi herüber. An was sie wohl gerade denkt?

Ihr Gesicht hat Farbe bekommen, die spitzen Wangen leicht gerötet. So schnell wird aus dem blassen Berliner Großstadtkind, eine Landpomeranze.

Ich nehme einen kräftigen Schluck aus der dritten Maß und muss bei dem Wort Landpomeranze herzlich lachen.

»Gibt es etwas, was ich wissen müsste?«, fragt Fritzi, die von ihrer fast leeren Maß aufblickt. Gleichzeitig gibt sie dem Kellner mit ihren unkontrollierten rudernden Bewegungen wohl ein Zeichen.

Denn kurze Zeit später stehen zwei frische dreiviertel gezapfte Maß auf dem kleinen Bistrotisch in der schmalsten Gasse des Glockenbachviertels.

»Einen Strohhalm, bitte«, verlangt Fritzi und findet das witzig. Sie lacht, die ganze schmale Gasse entlang.

»Eigentlich finde ich Bier scheiße«, fährt die Tochter meiner Nachbarin fort und verfällt anschließend in einen Lachkrampf.

Irgendwo zwischen Flughafen und Raffinerie setzt mich der freundliche slowenische Lastwagen ab.

»Weiter geht nix. Ich bekommen sonst Ärger«, sagt er und schenkt mir zum Abschied ein Salamibrot, eine Flasche Wein, eine halbe Stange seiner geschmuggelten Zigaretten und fünfzig Schilling.

»Das Geld wirst du brauchen. Und denk dran, Wien hat keinen Seehafen!«

Er lacht und zieht die Beifahrertür zu.

Dann hüllen mich die Abgase seines Lkws in eine Wolke und machen mich für einen Moment unsichtbar.

So mache ich mich zu Fuß auf, ohne die Dimensionen zu kennen, die eine Millionenstadt so mit sich bringt.

Ein sonniger Tag neigt sich dem Ende und ich glaube, am Horizont den Stephansdom zu erkennen, was sich zwei Stunden später als Trugschluss herausstellt.

Der riesige Schornstein einer chemischen Fabrik ist mein Zielpunkt, von Wien fehlt jede Spur.

Ich überwinde vierspurige Straßen, laufe Zickzack zwischen hupenden Lkws und befinde mich plötzlich in einem Dreieck aus Grün, rundherum ein Fernverkehr, der keine Uhrzeit kennt.

Hier werde ich bleiben und übernachten. Von drei Seiten fließt der Verkehr und ich in der Mitte, in einem

Stück Natur, das sich für die Rückeroberung entschieden hat.

Die dritte Maß steht vor Fritzi, die gerade ihre Wangen aufbläst, um anschließend wieder in einen Lachkrampf zu verfallen.

Die kleine Kneipe ist mittlerweile gut gefüllt. Die männlichen Besucher sind eine Mischung aus Herbert Achternbusch und Helmut Dietl. Zumindest trägt jeder von ihnen einen Hut; die weiblichen Besucher, eine Melange aus Hannelore Elstner und Iris Berben. Ein lustiges Völkchen, das drinnen lautstark fabuliert.

Dann entdecke ich die langen Schatten an der gegenüberliegenden Häuserzeile in der schmalen Gasse des Glockenbachviertels.

Der eine nähert sich von links, der andere von rechts.

Obwohl die Schatten eher expressionistische Formen haben und daher gut nach München passen, erkenne ich beide sofort. Vielleicht liegt es an der Tollpatschigkeit des einen und dem Ballet ähnlichen Gehüpfe des anderen.

Ich weiß, noch bevor Fritzi ihren zweiten großen Schluck von der dritten Maß genommen hat, wer und was da auf uns zukommt.

Meine Ohren erkennen die Gefahr.

Längst ist das Geschwätz aus dem Inneren des Lokals verschwunden, taucht nur noch als breiige Hintergrundmusik auf.

Die Schritte der beiden Schatten, die sich unweigerlich aufeinander zu bewegen, und deren Echo, haben vollkommen in meinen Gehörgängen Platz gefunden.

Manchmal spürt der Mensch die Gefahr und nennt es Instinkt. Dabei blitzt in seinen Augen für einen Moment der Größenwahn auf, der ihn dem Fuchs ähnlich macht, der glaubt die Gans noch aussuchen zu können, obwohl seine Läufe längst in der Eisenfalle stecken.

So denkt man, wenn einem die Möglichkeit des Fliehens vollkommen genommen ist.

Links und rechts die Gasse aus der das Grauen gleich auf einander treffen wird.

Bei aller kosmischen Wahrscheinlichkeit genau an diesem einzigen noch draußen stehenden Tisch im Glockenbachviertel. Vor mir eine mehr als angeheiterte Fritz und im Hintergrund ein Lokal, in dem die Doppelgänger Achternbuschs, Dietls, selbst zwei Wecker und ein Bernhard und drei Valentins sich die Kante geben. Die Berbens, Elstners, Ferres, Mays und all die anderen, habe ich beim Gang auf die Toilette nicht gezählt.

Egal wie lange ich zwischen Bleirohren und Schimmelstreifen auch verweile, dem Schicksal kann auch ich nicht entkommen.

Alle fallen sich in die Arme, nur ich bleibe vor, weil mich eine der Elstner Imitatorinnen ins Lokalinnere zurückzieht, um mit mir zu einem Gilbert Bécaud Lied zu tanzen. Zum Glück ist es nicht Nathalie, sondern ein anderer, wesentlich kürzerer Titel.

Als ich wieder von der Doppelgängermasse mit den Rauchern nach draußen gespült werde, liegen sich die drei immer noch in den Armen.

Warum kann ich keine Entscheidung treffen, die ausschließlich mir gut tut?

Warum kann ich nicht einfach an dem menschlichen Knäuel vorbeigehen, so tun, als ob ich niemanden kennen würde?

Warum gelingt es mir nicht, meinen Weg zu gehen?

Jetzt wäre doch die Möglichkeit da, schnurstracks an allen vorbei zu gehen .

Stattdessen setze ich mich und verharre als Opfer meiner eigenen Neugier.

»Schau, wer da ist!«, rufen die beiden im Chor und zeigen sogar mit den Fingern auf mich.

Der Tag neigt sich schon wieder dem Ende und ich befinde mich immer noch in einem Industriegebiet, das keinen Ausgang kennt.

Irgendwie sind alle Straßen miteinander verbunden und die Idee, über die verwilderten Grünstreifen einen Weg in die Innenstadt zu finden, hat sich als aussichtslos erwiesen.

Im Grunde bin ich seit drei Tagen unterwegs, um Marietta zu suchen.

Der Freitagabend in den einschlägigen Lokalen und Diskotheken bis nach Klagenfurt; in der Nacht, das Heranschleichen an den Hof; niedergeschlagen, und erst am nächsten Tag im Stall erwacht; dann die Fahrt mit dem slowenischen Lastwagenfahrer.

Jetzt haben wir Sonntag und ich bilde mir ein, Glocken zu hören. Von einem Parkplatz aus zeigt ein Junge mit dem Finger auf mich und erntet von der daneben stehenden Mutter eine Watschen.

Meine Kleidung weist Spuren auf. Ich lebe auf der Straße und das sieht man mir an.

Misstrauisch werde ich am Rasthaus bäugelt und schleiche mich mit zwei großen Fernfahrern auf die Toilette.

Ein verdrecktes Waschbecken erscheint mir plötzlich als Hochaltar. Der tropfende Wasserhahn, den ich nur mit zwei Händen aufdrehen kann und der stoßweise chlorhaltiges Wasser ausspuckt als Nektar.

Wahrscheinlich haben die bleihaltigen Abgase der Autos und Lkws mich längst verblödet.

Auch wenn das Wasser nur Lauwarm ist, es tut mir gut.

Ich schließe die Augen und träume mich an einen Südseestrand. Neben mir Marietta, die zärtlich über mein Haar streift. Ich höre das Meer rauschen, bis eine starke Hand meinen Kopf nimmt und ihn in das Waschbecken drückt.

»Hab ich dich endlich, Freundchen«, sagt eine Stimme, die mir bekannt vorkommt.

Dann umklammern mich Arme und heben mich hoch.

»Was macht so ein kleiner Vogel mitten in der Stadt!«

Die Stimme gehört Tony. Tony ist Roma und lebt in dem Haus von Mariettas Tante in Langenzersdorf.

Die ganze Sippe ist dort ansässig und die resolute Tante

Resi hält schützend ihre Hände über die Großfamilie.

In den Sommermonaten zieht die Großfamilie mit einem Ringenspiel von Dorf zu Dorf.

Die Holzpferde hat der Vater von Tante Resi von Hand geschnitzt. Das Holz dafür soll aus Kärnten von unseren Bäumen stammen.

Aus irgendeinem Grund breche ich in Tränen aus, worauf mich Tony fest an sich drückt und mich aus der stinkenden Toilette trägt.

Die Holomeks haben ein ehrenes Gesetz: Niemand geht allein in die Welt. Egal was zu tun ist, die Holomeks gehen mindestens zu dritt aus dem Haus. Meist sind sie zu fünf.

»Wir müssen wie die Mäuse sein«, hat Gabor, der Älteste der Sippe einmal gesagt.

»Eine oder zwei Mäuse können sie mit dem Knüppel totschiagen, eine andere geht vielleicht in die Falle und eine weitere wird vielleicht von der Katze erwischt. Aber eine kommt immer durch und wird berichten vom Schicksal der andern.«

Lange Zeit habe ich nicht verstanden, was mir der alte Mann damit sagen wollte, bis Tante Resi mit dem Reisebus gekommen ist und die halbe Schule nach Mauthausen gebracht hat.

Als mich Tony draußen auf dem Rastplatz wieder absetzt, schaue ich in vier lachende Holomeks Gesichter, deren Name ich nicht kenne.

»Nächstes Wochenende haben wir Heimspiel«, sagt Tony und zeigt stolz auf den alten Wehrmachtstaster, der mit dicker Farbe rot-weiß-rot gestrichen ist.

»Bist du lieb?«, will das jüngste der Holomeks Kinder wissen und von mir auf den Arm genommen werden.

»Ist Marietta bei Tante Resi?«, möchte ich wissen, erhalte aber keine Antwort.

So fahren wir mit dem rot-weiß-roten Reklameauto quer durch die Stadt, die von riesigen Baugruben durchpflügt ist. Wien soll endlich eine U-Bahn bekommen, koste es, was es wolle.

Wir fahren über die Nordbrücke, die Wien mit dem Weinviertel verbindet. Unter uns eine stinkende Donau, die auch schon bessere Tage gesehen hat.

Auf der Hauptstraße kommt uns ein Auto mit Kärntner Kennzeichen entgegen. Ich hätte schwören können, den Großvater und meinen Bruder gesehen zu haben.

Fritzi hat noch einmal für alle Bier bestellt. Diesmal sind es nur Halbe. Dennoch möchte ich gern wissen, wo sie das alles lässt in ihrem zierlichen Körper.

Nach meiner Rechnung hat sie jetzt sage und schreibe vier Maß und eine Halbe intus. Was die beiden möchtegern Schauspielschüler angeht, kann ich das schwer beurteilen, die sind auch nüchtern kaum zu ertragen.

»Ihr müsst euch das vorstellen, Robert war der einzige in der Gruppe, der eine Runde weitergekommen ist. Und wir waren fünfzig Leute, wenn nicht über Hundert«, schnattert Noel und nippt neben dem Bier auch noch an einem Schnaps, bevor sie fortfährt.

»Er war eine Runde weiter und hat, weil sie mich haben durchfallen lassen, alles hingeschmissen, was für ein Idiot!«

»Das nennt man Solidarität«, erwidert Robert, »aus Solidarität habe ich das gemacht!«

»Ja, du Trottel, wie in Berlin und Hamburg. Du kannst machen, was du willst, ich steige trotzdem nicht mit dir in die Kiste.«

Noel nimmt einen kräftigen Schluck und wirft mir, beim Abwischen des Mundes einen lüsternen Blick zu.

»Mein Bruder ist verschollen und ich obdachlos«, murmele ich vor mich hin, in der Hoffnung, dass niemand mich versteht.

»Das Theater geht ohne Solidarität zu Grunde«, sagt Robert trotzig und stellt aus Versehen einem vorbeigehenden Menschen ein Bein, der mit dem Kopf auf das harte Pflaster des Glockenbachviertels fällt.

Der Möchtegerneleve merkt es überhaupt nicht, so wie er die dreiviertel Zoll-Platten auf der Rückbank des Autos

auch nicht wahrgenommen hat. Dieses Riesenbaby lebt eben in seiner eigenen Welt und reißt Schneisen in die so genannte reale Welt.

»Auf kurz oder lang können die das nicht ignorieren. Sie können nicht alle aus der Schule werfen. Einer für alle, alle für einen!«

Mit einem kräftigen Ruck hebt er das Glas in den nächtlichen Münchner Himmel.

Der so eben zu Sturz gebrachte Mensch, richtet sich auf und torkelt Richtung Viktualienmarkt. Ängstlich wirft er einen Blick auf den riesigen Schatten, den Robert an die gegenüberliegende Wand wirft.

Die Angst ist mehr als berechtigt, hat dieses Riesenbaby doch mit einem Furz mein gesamtes literarisches Leben zerstört, - zumindest die Anfänge und meine gesamte Hamburger Schaffenszeit.

Für den Rest bin ich schon selbst verantwortlich, wobei ohne das Hochglanzbild meines grinsenden Bruders, wahrscheinlich überhaupt nichts passiert wäre, hätte es bloß gebrannt.

»Der Typ ist total bescheuert«, spricht Noel in einer Lautstärke, als stände sie immer noch auf der Prozebühne.

»Morgen kommen wieder Busse mit Leuten die vorseprechen, übermorgen auch und, und, und«, dabei hält sie sich zitternd die rechte Hand mit der Außenfläche an die Stirn. Flüsternd fährt sie fort: »Eine Runde weiter kommen, ist wie ein Sechser im Lotto. Und der Blödmann zerreißt den Schein!«

»Es lebe die uneingeschränkte Solidarität!«, erwidert Robert trotzig und erhebt erneut die Halbe.

Während meiner Studienzeit im letzten Jahrhundert habe ich zwei Kommilitonen erleben dürfen, die im Rahmen ihrer mehrjährigen Verpflichtung beim damaligen Bundesgrenzschutz, die letzten Jahre bei vollen Bezügen studiert haben.

Zwei Außerirdische, die nichts Neues entdecken und ihr Leben am liebsten genauso problemlos wie bisher hinter

sich bringen wollen. Abreißen haben sie dazu gesagt.

Acht dieser Raumfahrer habe ich in meinen Seminaren gehabt, zwei davon will ich kurz erwähnen: Der eine hat Waffen gesammelt, Handfeuerwaffen, jeglicher Art. Nicht selten hat er eine oder mehrere seiner Lieblinge mit in die Uni gebracht. Einen ganzen Keller voller Munition, damit hat er immer wieder geprahlt. Selbst im Schlafzimmer haben Waffen in Schaukästen an der Wand gehangen, obwohl es seiner Frau, einer Schönheit, zuwider gewesen ist, unter Handfeuerwaffen den ehelichen Pflichten nachzugehen.

Der andere hat nichts dergleichen gehabt, keine Waffen, keine Frau, noch nicht einmal ein Zuhause. In einem Studentenappartement hat er gehaust, um seinem einzigen Hobby nach zu gehen, dem Bespringen seiner bundesgrenzschützerischen Kollegen.

Gern hätte ich beide zusammengebracht. Dem einen vom anderen erzählt, aber irgendwie bin ich den Schritt nicht gegangen.

So sitze ich im Glockenbachviertel eingeklemt zwischen Robert und Noel und gehe wieder nicht den letzten Schritt, und muss so vieles ertragen.

An der gegenüberliegenden Wand werden die Schatten größer und größer.

Naturgemäß sind wir die letzten, die der Wirt zum Nachhausegehen auffordert.

Zuvor hat er mir noch meine Kreditkarte abgenommen, die er missmutig beäugt hat, weil eine Ecke in sich zusammengeschmolzen ist.

»San des Ihre Kinder?«, will er am Schluss noch wissen und überreicht mir die Karte mitsamt einem Meter Rechnung.

»Dann nix für ungut«, sagt der Wirt und löscht Innen das Licht.

»München ist ein Dorf«, lallt Fritzi, »in Berlin geht man erst jetzt auf die Piste.«

»Um drei Uhr morgens?«, fragt ungläubig Robert und schlägt auf seine bunte Kinderarmbanduhr.

»Trottell«, zischt Noel und fängt im selben Moment an zu Kichern.

»Was gibt es da zu lachen?«

Robert scheint ein wenig irritiert.

Ich gehe einfach vor, da kann mir am wenigsten passieren.

Fast ist der Viktualienmarkt erreicht, da hakt sich Fritzi bei mir ein und gibt mir einen Kuss auf die Wange.

»Duuuuuu«, haucht mir Fritzi bierfeucht ins Ohr, »die beiden wissen nicht, wo sie schlafen sollen.«

Ich sitze in der Küche der alten Volksschule und werde von mindestens dreißig Augen beobachtet, wie ich den vierten Teller Nudelsuppe esse.

Tante Resi kocht die beste Nudelsuppe der Welt. Und wie ein Wunder, steht immer ein großer Kessel auf dem Herd.

Die kleinen Mädchen um den Tisch tuscheln, die Jungs schauen verlegen und bohren die Hände tief in ihre Hosentaschen.

Die Männer sind draußen auf dem Dorfplatz und bauen

das Ringelspiel auf. Wie jede Kirchweih mit den originalen Pferden, die sonst das ganze Jahr im Heimatmuseum stehen, das Tante Resi verwaltet.

Seit Jahren schreibt die Großtante von Marietta an einem Buch über die Holomeks, die zwischen 1938 und 1945 Schmidt geheißten haben. Ein Teil der Sippe ist bei dem Namen geblieben. So gibt es die Ansässigen, die Schmidts und die Reisenden, die Holomeks.

Ich frage nach dem Großvater, erhalte aber keine Antwort. Tante Resi verlässt sogar die große Wohnküche, was ich als schlechtes Zeichen deute.

Zwei der unzähligen Kinder ziehen an mir und drängen mich nach draußen. Es sind Zwillinge, das sehe ich auf den ersten Blick. Wenn sie den Mund öffnen, kommen nur Laute heraus, denn es fehlt ihnen die Zunge.

»Der Preis ihres Lebens«, hat Tante Resi einmal gesagt, als Marietta danach gefragt hat. »Sie wären sonst bei der Geburt erstickt!«

Ich schätze die beiden Kinder, ein Junge und ein Mädchen, auf ungefähr dreizehn Jahre. Jedes von ihnen hält eine Hand und so ziehen sie mich runter zur Donau.

Ein Gebilde aus Beton ragt in die Donau. Ein Bau, der noch nicht fertig gestellt ist, das ist sicher.

Vielleicht wird es eine Brücke, vielleicht aber auch eine Staumauer. Die Zwillinge zucken nur mit den Schultern. Sie zeigen aufgeregt auf die Betonblöcke, die aus dem Wasser ragen.

Auf den höchsten Sockeln stehen natürlich Schmidts und Holomeks, die unter Applaus der zahlreichen Schaulustigen in die Donau springen.

Es geht um Geld, denn Bündel an Geldscheinen wechseln die Besitzer, als die beiden Springer wieder auftauchen. Andere Jugendliche erklimmen die Betonsockel und warten auf ein Zeichen von Land. Geld wird eingesammelt und dann ein Zeichen gegeben. Wieder springen zwei ins Wasser und tauchen wenig später im dunklen Nass der Donau wieder auf.

»Diese Idioten«, sagt Franz Schmidt, der älteste Sohn und bietet mir eine Zigarette an.

Ich verstehe nicht und das sieht er mir an.

Franz ist der erste und einzige der studiert hat. Er ist Ingenieur und arbeitet an der Tauernautobahn. Er muss die eingestürzte Autobahnbrücke über dem Liesertal wieder aufbauen.

Franz ist absolut schwindelfrei und hat schon für die weltberühmte Traberfamilie auf dem Hochseil gearbeitet und Achterbahnen mitkonstruiert und errichtet.

»Was die da machen, ist lebensgefährlich«, sagt Franz und zieht dennoch lässig an der Zigarette.

»Dort unter Wasser stehen Betonfeiler aus denen Moniereisen hervorragen. Drei Buben hat es schon erwischt.«

Franz steckt einen Finger in den Mund und pfeift einen schrillen Ton. Mindestens vierzehn Kinder und Jugendliche schauen in unsere Richtung und setzen sich in Bewegung.

»Hast du was von Marietta gehört?«, frage ich vorsichtig.

Franz schaut mich an.

»Du hast Nerven!«

Fast eine Stunde hat es gebraucht, um auch das Riesensbaby am schlafenden Nachtportier vorbeizuschleusen.

Jetzt stehen die beiden in unserem Zimmer und können sich vor Lachen kaum halten.

Fritzi scheint das egal. Sie liegt auf dem Boden und starrt in den geöffneten kleinen Kühlschrank, neben sich eine geöffnete Flasche Augustiner, aus der es sprudelt, wie aus einer Sektflasche.

Ich bin hundemüde. Zudem brauche ich Ruhe.

Immerhin habe ich heute meine Nichte und meinen Neffen kennen gelernt. In einer Familie, die bis vor kurzem nur aus meinem Bruder und mir bestanden hat, eine Vergrößerung um hundert Prozent.

Ich weiß nicht, wie lange wir uns jetzt schon im

Hotelzimmer aufhalten. Zweimal hat jemand gegen unsere Wand geklopft.

Einmal sogar hat das Telefon geklingelt, was Noel dazu veranlasst hat, auf den Teppich zu kotzen. Schnell riecht der Raum, wie ein Schlafzimmer nicht riechen sollte.

Ich habe mir die beiden Sessel zusammengestellt und eine Decke erbettelt. Im Bett schnarchen Fritz und Noel. In der Badewanne liegt das Riesenbaby mit einem Federbett zugedeckt.

Ich öffne das Fenster und schaue hinunter auf den Viktualienmarkt, der noch nicht erwacht ist.

Die geschlossenen Häuschen und Buden erinnern mich an den Naschmarkt in Wien.

Mein Gott, wie lang ist das her...

Die Tante Resi hat mit mir gesprochen. Viel habe ich nicht verstanden. Ehre, Familienehre, darum soll es gehen. Wir, also meine Familie, soll sie verletzt haben. Nein, ich verstehe kein Wort.

»Ich liebe die Marietta«, sage ich trotzig und ziehe hastig an einer *Hobby*.

Ernte dafür aber nur Unverständnis, vor allem durch die Schmidts und die Holomeks. Ich habe nichts gemacht und bin innerlich ohnmächtig vor Wut und so viel Ungerechtigkeit.

Die Tante Resi spricht klar und leise:

»Die Marietta ist im Krankenhaus und lässt sich die Schande wegmachen.«

Ich verstehe nichts. Was soll ich getan haben?

Marietta und ich haben Händchen gehalten. Den Zungenkuss haben wir uns gegenseitig beigebracht und alles andere ist ein hoch heiliges Geheimnis. Nein, das kann sie nicht verraten haben.

»Dein Bruder hat ihr ein Kind gemacht, gegen ihren Willen. Jetzt wird es weg gemacht.«

Ich verstehe immer noch kein Wort, außer, dass ich wohl recht gehabt habe, meinen Bruder und den Groß-

vater gesehen zu haben.

Tante Resi hat mir eine Flasche selbst gebrannten Marillenschnaps mit einem Stamperl hingestellt, das ich immer wieder fülle und leere.

Mein Bruder und Marietta?

Nein, nein, und nochmals nein! So eine Geschichte gibt es nur in der Weltliteratur und somit auch in der öffentlichen Bücherei im Gemeindebau zu Weißberg. Ich habe das alles gelesen, selbst die Theaterstücke.

Mein Bruder und Marietta?

Sie ist doch viel zu jung für ihn. Mein Bruder steht auf ältere Semester, mindestens Lehrerin muss sie sein.

Eine Schlagersängerin hat er auch schon gehabt. Ich erinnere mich genau.

Im letzten Jahr ist das gewesen. Im Winter, oben in den Bergen, hat ein Filmteam aus München einen Streifen gedreht.

Mia Massalla hat die Frau geheißen und mein Bruder hat den Skilehrer gespielt.

Alle Welt weiß, dass mein Bruder nur etwas mit reiferen Frauen anfängt. Mindestens einundzwanzig müssen sie sein und dunkelhaarig.

Wie konnte ich das vergessen, natürlich dunkelhaarig, zumindest aber brünett.

Nein, mein Bruder und Marietta, das geht überhaupt nicht zusammen. Marietta hat lange blonde Haare, zudem wollen wir heiraten, wenn ich mit der Schule und dem Studium fertig bin.

Ich weiß nicht, wie viele Krankhäuser, Hospize oder Kliniken Wien hat, aber ich bin bereit sie alle nacheinander abzuklappern.

Um aber nach Wien zu kommen, brauche ich Geld.

Ich trinke noch einen Schnaps und lege mich dann auf das Sofa in der Stube, das mir Tante Resi als Bett hergerichtet hat.

Ich warte und warte, bis alle im Haus eingeschlafen sind. Dabei bin ich der erste, der in einen tiefen Schlaf

fällt:

Sonne bricht durch die hohen Baumkronen und verwandelt den sonst so dunklen Wald, in ein Spiel aus Licht und Schatten.

Es riecht nach frischem Fichtenharz und Schwammerln. Immer weiter laufe ich in den Wald, dessen steiler Anstieg mir nichts ausmacht. Ich kenne ja das Ziel und bin der erste, der es erreicht. Eine kleine und durch Sonne und Regen grau gewordene Holzbank.

Zwei Herzen habe ich bereits in eines der Bretter der Rückenlehne geritzt.

Unweit der Bank befindet sich ein Brennnesselgestrüpp, das ich vor einem Jahr angelegt habe. Ich bin richtig stolz auf das Versteck, denn es ist bis heute unentdeckt geblieben.

Vorsichtig greife ich ins feuchte Moos und taste mich vor, bis ich den Plastikrand zu greifen bekomme. Dann hebe ich den Topf mit den Brennnesseln hoch. Darunter befindet sich unser Depot: vor allem Zigaretten und Feuerzeuge.

Ich stecke mir eine *Johnny* an und schaue auf Weißberg, das unter mir liegt. Über das ganze Tal kann ich blicken.

Nur Mariettas Zuhause und der Hof des Großvaters sind nicht zu sehen. Das eine liegt in einer Kuhle und der andere thront auf der anderen Seite über dem Tal.

Trotzig puste ich den Rauch ins Tal und muss über mich selber lachen.

Denn vor einem Jahr haben Marietta und ich, den Rauch noch in den Boden gepustet und mit einer Hand einen Wedel benutzt, damit unten im Tal niemand unsere Rauchschwaden entdecken kann.

So ein Unsinn, von Weißberg aus ist die Bank überhaupt nicht zu sehen. Selbst mit dem teuren Zeissglas, das der Großvater für die Jagd benutzt, muss man schon genau wissen, wo sich die Bank befindet. Um sie herum sind die jungen Bäume bis zu einer Höhe von mindestens Einmeterfünfzig abgefressen. So sicher fühlt sich das Wild

hier.

An der Glut des Stummels zünde ich mir eine neue Zigarette an und werfe den glimmende Filter in das feuchte Moos.

Gibt es eine schönere Jahreszeit, als den Sommer. Wenn die Straßen nach Teer und Benzin riechen, die Wälder nach feuchtem Moos, Blaubeeren, Pilzen und dem Harz der Nadelbäume?

An den Häusern riecht es nach geschichtetem Brennholz und Blumen. Besonders die Tagetes verzückt mit ihrem Duft nicht nur die Schnecken. Bartnelken und Rosen tun ihr übriges.

In eine kleine Kladde schreibe ich das alles, die sonst gut verpackt und wasserdicht in einer Klarsichthülle in unserem Versteck liegt.

Ich schließe die Augen, ziehe an der *Johnny* und genieße die Sonnenstrahlen. Von weitem ist eine Kreissäge zu hören und manchmal auch Kinder, die im Naturbad an der Pension toben.

Im Unterholz bewegt sich etwas. Das wird Marietta sein. Ich blinzle und sehe sie vor mir. Da steht sie und lächelt mich an, im Rücken die Sonne. Wie schön sie ist.

Was für ein Sommer!

»Komm«, sagt sie und zieht mich ins feuchte Moos.

Sie öffnet die Bluse, braune Haut und ein schwarzes Bikinioberteil bieten sich meinem gierigen Mund an.

Heute also soll es passieren.

»Scheiße, Scheiße, Scheiße«, das sind die Worte, die mich erst aus dem Traum und dann aus dem Schlaf reißen, der ohnehin nicht der tiefste gewesen ist.

In meinem Alter sollte man nicht mehr aus zwei Hotelsesseln ein Nachtlager bauen.

Steif hänge ich in den durchgelegenen Polstern und kann mich nicht bewegen.

»Scheiße, Scheiße, Scheiße«, höre ich zum wiederholten Mal die gedämpfte Stimme. Aber da ist noch ein anderes

Geräusch, das ich nicht sofort deuten kann.

Zum Glück kann ich noch ein wenig meinen Kopf bewegen. Aber im Zimmer hat sich nichts verändert.

Fritzi und Noel liegen Arm in Arm im Bett und zersägen die Bayerischen Wälder - und ich komme aus den beiden zusammengestellten Sesseln nicht heraus.

Immerhin habe ich es geschafft, die Beine auf den Boden zu bringen.

Die nackten Füße berühren feuchtes Moos. Ich schließe die Augen und sehe Mariettas glänzenden Hals, im Wechselspiel von Schatten und Licht.

Aber das kann nicht sein, das ist fünfunddreißig Jahre her.

»Scheiße, Scheiße«, die gedämpfte Stimme geht mir langsam auf die Nerven. Sie hat es auch geschafft, dass Marietta verschwunden ist.

Dennoch, auch in der Realität habe ich nasse Füße. Das feuchte Moos ist feuchtwarm, aber glitschig. Ich versuche mich zu orientieren. Da ist dieses gleich bleibende Geräusch, das sich wie ein Rauschen anhört.

Die alte Tauernpasstraße mit ihren Serpentinien und den ständig tropfenden Felswänden. Ab und an ein Gebirgsbach, der türkises Wasser mit weißer Gicht in das Tal spült.

Ja, genau so hört es sich an. Auch da, wo die Mur, die Glan und die Gurk, Höhenmeter überwinden muss, plätschert und rauscht es ähnlich.

Vorsichtig setze ich einen Fuß vor den anderen, - auf dem nassen Moos sind Pfützen entstanden.

»Scheiße, Scheiße, Scheiße«. Die gedämpfte Stimme gibt nicht auf und hat mich endgültig in das Münchner Hotelzimmer zurückgeholt.

Es gibt kein feuchtes Moos in diesem Münchner Hotelzimmer. Nur zwei betrunkene Frauen, die schnarchend in einem Doppelbett liegen.

»Scheiße, Scheiße, Scheiße!«

Ich habe die gedämpfte Stimme erkannt und bin hell-

wach.

Das Riesenbaby jammert und das verheißt nichts Gutes.

Bis zu den Knöcheln stehe ich im Wasser und tapse weiter in Richtung Lichtspalt, der mich direkt zum Bad führt.

Robert liegt schräg in der Wanne und versucht das klaffende Loch in der Kachelwand mit seinem ausgezogenen Hemd abzudichten. Ein Unterfangen, das niemals gelingen wird, denn das Riesenbaby hat nicht nur die schwere Armatur aus der Wand gerissen, sondern auch ein Stück Kupferrohr.

Sieben Kacheln sind schon abgefallen und ich vermute, dass der Rest bald folgen wird. Denn auch das Waschbecken ist aus der Verankerung gerissen und hängt nur noch wegen einer Schraube und einem Klecks Silikons am weltberühmten seidenen Faden.

Die Armaturen liegen auf dem Grund des knöcheltiefen Sees. Zudem läuft die Badewanne nicht ab, über dessen Rand das Wasser nicht mehr schwappt, sondern sich wie ein Wasserfall ergießt.

Robert faselt etwas, dass er nur das Licht über dem Waschbecken hat ausmachen wollen und dass er beim Aufstehen aus der Badewanne ausgerutscht sei. In seiner Verzweiflung habe er versucht, sich an der Armatur am Waschbecken und nachdem das fehlgeschlagen sein, sich am Waschbecken selbst festzuhalten. Leider habe er dabei vollkommen die Balance verloren und ist rücklings nach hinten geknallt und hat dabei die Badewannenarmatur mit dem Krümmungsrohr aus der Wand gerissen.

Robert redet und redet, dabei habe ich längst wieder das Planschbecken verlassen und Fritzi geweckt.

»Wir müssen weg«, sage ich leise.

»Warum?«, will sie wissen.

»Sage ich dir später. Es ist ernst!«

Wie in Trance schlüpft Fritzi aus dem Bett und zieht sich an.

Zum Glück haben wir unser Gepäck unten im Auto

gelassen.

»Hast du einen Meldezettel ausgefüllt?«, will ich von ihr wissen.

»Nee, du?«

Ich drücke ihr einen Kuss auf die Stirn.

»Wo kommt denn all das Wasser...«

Da ich die Hände voll mit unseren Jacken habe, küsse ich sie einfach. Unsere Zungen finden sich, wie von selbst.

Für einen Moment spiele ich mit dem Gedanken, sie auf das Bett zu werfen, wo Noel weiter selig vor sich hin schnarcht.

»Eigentlich haben wir noch Glück gehabt«, faselt das Riesenbaby, »es hätte alles viel schlimmer kommen können. Die Spülung der Toilette scheint zu halten.«

Wen interessiert das?

Fritzi und ich sind schon auf dem Flur und sitzen in der Falle.

Der Aufzug kommt nach oben und auf der Treppe sind Stimmen zu hören.

»Meine Frau liegt in einer Wasserlache«, schimpft ein Gast.

»Wir kriegen das schon hin«, sagt der Nachtportier, ohne jegliche Überzeugung.

»Hast du ein Feuerzeug?«, flüstere ich Fritzi zu.

Aber sie reagiert selbst, stellt sich auf die Sitzgarnitur im Flur und hält eine lodernde Zippoflamme unter den Feuermelder aus Metall.

Ein Knacken ist zu hören und ehe Fritzi von den Polstermöbeln aus den siebziger Jahren heruntergeklettert ist, öffnen sich die Wassersprengler an der Decke.

Hand in Hand laufe ich mit Fritzi die Treppe hinunter, vorbei am Nachtportier und einem Hotelgast, dessen durchnässter Schlafanzug eng am Körper klebt.

»Feuer, Feuer«, ruft Fritzi und schon sind wir beide durch die Nachttür am Seitenausgang verschwunden.

Auch der Wagen springt gleich an. Ohne Führerschein führe ich den Kombi sicher auf die Autobahn Richtung

Salzburg.

Was soll einem Ausgebrannten schon passieren?

Hinten liegt immer noch die Berliner Küchentür, als Beweis.

Den Großvater habe ich oft vom Wirtshaus nach Hause fahren müssen. Mit dreizehn Jahren glaube ich, das erste Mal.

»Wer Trecker fahren kann, kann auch Auto fahren«, sind seine lallenden Worte gewesen und hat mich ge-zwungen vom Beifahrersitz aus, das Auto zu lenken, Gas zu geben oder auf die Bremse zu treten. Kupplung und Schaltung sind seine Sache gewesen.

»Das ist Männersache!«, hat er gesagt.

Aber schon ab meinem fünfzehnten Lebensjahr hat der Großvater nur noch hinten auf der Pritsche gelegen und ich musste den Wagen allein über die schlechte Straße auf den Hof bringen.

Nein, Autofahren macht keinen Spaß. Aber den Wagen mit einer schnarchenden Fritzzi und einer Berliner Küchentür, aus München auf die Autobahn zu bringen, gelingt mir, wenn auch erst beim zweiten Anlauf.

Doch, es macht Spaß früh morgens über die Leopoldstraße zu fahren und ab und an die Spur zu wechseln.

Es ist Sommer und es riecht nach Jugend.

Dann ist die Autobahn erreicht. *SALZBURG* steht auf einem Schild, es geht nach Hause.

Tu felix Austria!

Österreichischer Boden ist betreten!

Auch wenn man die Grenze als solche nicht mehr erkennen kann, - ich habe es gespürt.

Wie lange habe ich diese Linie nicht mehr überschritten?

Ich bin alt, wenn ich zwischen zwanzig und dreißig Jahre abwäge.

In Anbetracht meiner Beifahrerin bin ich uralte. Was wohl passieren würde, wenn die Polizei....?

Ich will gar nicht daran denken, denke es aber pausenlos.

Überhaupt denke ich jetzt, wo ich die Grenze zwischen Deutschland und Österreich überfahre mehr und anders. Während der Deutsche beispielsweise mehr Sorgen um die Gegenwart und die Zukunft hat, sorgt sich der Österreicher mehr um die Vergangenheit und um das, was hätte sein können. Ein Österreicher hätte nie und nimmer das Internet erfunden. Der Österreicher lebt immer schon in mehreren Welten, wozu noch ein Virtuelle. Im Grunde ist der Österreicher die Quelle, der Ursprung der Geschichtenerzähler, eigentlich bräuchte er noch nicht einmal Fernsehen.

Warum denke ich das in dem Moment, wo ich ohne Führerschein mit einer Scheintoten als Beifahrerin österreichischen Boden überfahre?

Eine schöne Autobahn, wenn ich durchfahre, könnte ich in drei Stunden Zuhause sein.

Aber nein, ich biege ab, nehme die Strecke, die mein Vater immer genommen hat, wenn er von München aus nach Kärnten gefahren ist. Die alte Passstrasse, die schon die Römer genommen haben.

Ob es die Wasserstürze noch gibt?

Die Mufflon, die erhaben auf kargen Gebirgsfelsen stehen, die abgelegenen Höfe oben auf den Bergkanten.

Hinter Hallein fahre ich ab und halte bei der erste Back-

hendlstation.

Jetzt eine *Hobby*, *Johnny*, *Flirt* oder *Memphis*, was würde ich dafür geben.

Als betrunkenener Dieb irre ich durch Wien und bilde mir ein, das Krankenhaus zu finden, in dem Marietta liegt.

Ich habe die Kasse des Heimatmuseums von Langenzersdorf geplündert, um nach Wien zu kommen. In einem Kaffeehaus habe ich günstig eine Dopplerflasche Grüner Veltliner und zwei Packungen Hobby erstanden. Die Flasche ist fast leer. Aber das Kaffeehaus am Westbahnhof hat die ganze Nacht geöffnet.

Nein, ich bin und bleibe orientierungslos. *Göttlicher Heiland*, *St. Josef*, *Barmherzige Brüder*, all die Namen sagen mir nichts.

Wie auch?

Ich kenne mich in dieser riesigen Stadt einfach nicht aus.

Als Kind bin ich einmal mit dem Großvater in Wien gewesen und habe im Grunde nur den Prater und das Praterstern Kino kennen gelernt.

Mit jedem Schluck Grünem Veltliner überkommt mich die Erkenntnis, dass ich ein Maulheld bin. Was habe ich Marietta alles versprochen?

Auf sie aufpassen wollte ich und jetzt?

Ich bin noch nicht einmal in der Lage, ihren Aufenthaltsort festzustellen.

Ein Nichts bin ich. Klein und allein mitten in einer Stadt, in der ich mich nicht auskenne. Die Doppler Flasche neigt sich dem Ende und mit ihr die Erkenntnis, ein Versager zu sein. Der beste Kamerad des Alkohols ist das Selbstmitleid.

Die Backhendlstation hat noch zu, habe ich anfangs gedacht.

Jetzt, wo ich einmal um das Haus gegangen bin, weiß ich, dass hier seit Jahren niemand mehr etwas verkauft hat.

Die Holztransporter und die Laster der Supermärkte

rasen an mir vorbei. Ein paar von ihnen hupen oder winken mir zu.

Unser Auto mit Berliner Kennzeichen ist das einzige, das auf dem riesigen Platz steht, der mit Schotter ausgelegt ist.

Grün ist das Tal, das sich bis zum Fuß des Tauerngebirges schlängelt.

Die Bauern sind auf den Wiesen und mähen, andere wenden schon das fast trockene Gras. Die ersten pressen das Heu bereits in riesige Ballen, die sie mit weißer Schutzfolie überziehen.

Bis hier her rieche ich das zähe rote Schmieröl der Traktoren und ihrer angehangenen Maschinen.

Ich höre die Musik aus den Lautsprechern, die heute jeder Bauer mit sich führt.

Punkt zwölf wird geläutet, selbst im Radio.

Im Holzbrunnen plätschert das Wasser. Aus einem Holzmandl ergießt sich das Wasser.

Müsste nach so vielen Jahren nicht alles fremd sein?

Ich sitze im Kaffeehaus gegenüber dem Westbahnhof. Vor mir eine volle Flasche Grüner Veltliner und zwei Packungen *Smart*, weil die *Hobby* aus sind.

Ob die Fremdenlegion mich schon nimmt?

Vielleicht ein Donauschiff mit Ziel Schwarzes Meer. Die Bulgaren sollen es mit den Pässen nicht so ernst nehmen, habe ich gelesen.

Warum nicht nach Deutschland, da lebt die Verwandtschaft. Mit Kusshand würden sie mich aufnehmen, mit Kusshand.

Es ist die raue kräftige Hand des Großvaters, die mich mit dem ersten Schlag ins Gesicht in die Realität zurückholt. Aber bei dem einen Schlag bleibt es nicht.

Jetzt, wo ich wach und in der Realität angekommen bin, setzt es eine nach der anderen. Mir ist es egal, wenn ich schon nicht Marietta schützen kann, warum sollte ich dann für mich...

Mit einem Schlag gehen Bild und Ton aus.

Trotz Tauernautobahn ist die Landstraße gut befahren. Je später es wird, desto zähflüssiger entwickelt sich der Verkehr.

Ich drehe mich im Kreis und beobachte einerseits die Bauern auf der rechten Seite des Tals, andererseits den Verkehr auf der linken, der direkt am immer nassen Fels entlang geht. Diese Strecke bedeutet eine Ewigkeit, wird aber belohnt durch seine Vielfalt, allein für die Wasserfälle lohnt es sich.

»Schön ist es hier«, sagt Fritzi, die sich von hinten angeschlichen hat und sich an mich presst, als wären wir ein Liebespaar.

Vor meinen Augen verschwimmt einiges. Sie sind nass und tränen. Das muss an den staubigen Straßen liegen.

»Wo sind wir?«, will Fritzi wissen.

»In Österreich«, sage ich, obwohl ich, was ganz anderes habe sagen wollen.

»Riecht geil«, erwidert Fritzi, »aber ab jetzt fahre ich wieder!«

So setzen wir die Fahrt durch das schmale Tal fort, kreuzen Orte, die mir als Kind in guter Erinnerung geblieben sind.

Wie wenig sich verändert hat, - Meine trockenen Augen tränen.

Fritzi staunt und freut sich, dass die Fahrt schleppend voran geht.

Dann endlich eine Jausenstation, die offen hat.

Kaffee, Almdudler und Wurstsemmeln sind bestellt.

Verwirrt, weil ich alles aus einer Selbstverständlichkeit heraus gemacht habe.

Der Großvater hört nicht auf, mich zu schlagen, weil ich die Familienehre auf das Ärgste beschädigt habe.

»Ich hätte Lust, dich nach St. Pölten ins Priesterseminar zu stecken«, sagt der Großvater. Er weiß vom Missbrauch.

Das ist ja die Drohung.

Ich blute. Der Kellner des Kaffeehauses gibt mir Papierstreifen aus rauem Klopapier, um die Wunden zu stillen.

Die Toilettenfenster sind vergittert. Flucht ist keine Lösung. Ich wüsste auch nicht wohin.

Ich starre in den Spiegel, wische die letzten Tränen weg und versuche Stolz in meinem Blick zu entwickeln.

Nein, ich lasse mich nicht unterkriegen. Auch ich kann mit dem Kopf durch die Wand, auch wenn mir das niemand zutraut.

Ich setze mich auf den Klositz und rauche eine krumme *Hobby*. Ich schmecke Blut. Nein, so lasse ich mich nicht mehr vorführen.

Mögen der Großvater und mein Bruder glauben, sie seien stärker. Ich werde sie eines Besseren belehren.

Fritzi fährt und ich gebe den Fremdenführer, aber nur für mich.

Denn ich sage kein Wort, schweige und starre wie ein Besoffener aus dem Fenster.

Es gibt Menschen, die können im Auto oder Zug lesen und sogar arbeiten. Ich kann das nicht, ständig muss ich hinaus schauen, bestaune die an mir vorbei rauschende Landschaft und stelle mir vor, wie es wäre, in den einzelnen Flecken, Ortschaften, Dörfern und Städten zu leben.

Denkt so ein Heimatloser?

Ich weiß es nicht. Ich tue es.

Ich bin eifersüchtig auf die Idylle. Ein einfaches Leben führen, wer möchte das nicht?

Alles ist schön, wo ich auch hinsehe.

Der Vorbeireisende verklärt die Welt und ich bin Meister in diesem Fach.

Überall könnte ich leben, stelle mir die tollsten Geschichten vor. Familien kommen zusammen. Grund wächst und Höfe werden zusammengelegt.

Trecker fahren vorbei. Das Postauto hält und Getränke-
wagen beliefern die Gasthäuser.

Parallelwelten, die mich verwirren.

Rastatt ist erreicht. Jetzt geht es hoch auf die Tauern.

Der Großvater flucht.

Wir stehen vor dem einspurigen Tunnel, der uns von
Kärnten trennt. Die Ampel zeigt seit mehr als einer halben
Stunde auf rot.

Am Nadelöhr gibt es keinen anderen Weg, man schaut
in die erleichterten Gesichter der Entgegenkommenden
aus dem Tunnel.

Mir ist das egal. Ich schweige. Bis zu meinem
Lebensende werde ich schweigen.

Im Kaffeehaus am Westbahnhof habe ich eine Gelübde
abgelegt: Ich schweige, damit werde ich sie bestrafen.

Vier Wochen dauern die Schulferien noch an. Um die
Großmutter tut es mir jetzt schon leid, sie wird am meisten
darunter leiden.

Fast eine Stunde stehen wir jetzt schon vor dem
einspurigen Tunnel auf steirischer Seite.

Ein paar Autofahrer sind bereits ausgestiegen und ha-
ben gegen die Tunnelwand getreten, in der irrsinnigen
Hoffnung, dass die rote Lampe auf grün umspringt.

Andere versuchen ihr Fahrzeug zu drehen, besinnen
sich dann aber eines Besseren, denn es gibt keinen anderen
Weg, um nach Kärnten zu kommen.

Natürlich könnte man bis Tamsweg fahren und dann
über die Flattnitz nach Kärnten kommen, aber das wäre
ein riesiger Umweg.

»Damit eins für alle Mal klar ist«, sagt der Großvater, der
seit Wien kein Wort mit mir gesprochen hat, »dein Bruder
hat die Marietta geschwängert und wir haben das in Wien
wieder korrigiert. Dem Untergeher habe ich seine
Schulden erlassen. Fortan werden dich die Burschen in
Ruhe lassen. Naturgemäß wirst du Marietta nicht wieder
sehen. Falls du es doch versuchen solltest, werde ich dich

grün und blau schlagen.«

Ich sitze hinten und denke nichts.

Es herrscht eine Leere, als hätte jemand den Stöpsel an meiner Seele gezogen. Vor mir die lange Mähne meines Bruders. Ein kurzer Handgriff und sein Genick wäre gebrochen. Der Scharni hat mir bei den Lämmern gezeigt, wie das geht.

Ich aber lausche nur der Ungeheuerlichkeit, die nachhaltig, immer und immer wieder wiederholt wird, so als befände ich mich in einer Kathedrale, in der gerade der Rosenkranz gebetet wird.

Ich mache nichts und bin regelrecht erleichtert, als ein Ruck durch den Wagen geht. Die rote Ampel ist auf grün umgesprungen. Der Großvater startet den Motor und fährt das Fahrzeug in den Tunnel.

Ich schließe die Augen, mich friert.

Obertauern ist erreicht.

Als stummer Fremdführer erzähle ich Fritzi, dass die Beatles hier ihren Film *Help* gedreht haben.

»Warum sprichst du nicht mit mir?«, will Fritzi wissen, »ist es wegen gestern Nacht?«

Wie selbstverständlich steuert Fritzi den Wagen auf dem Kiesparkplatz vor der Touristeninformation.

Jahrelang ein Ritual, wenn mein Großvater mich aus dem Internat in Deutschland in den Sommerferien abgeholt hat. Mein Großvater hat Zeit seines Lebens die Tauernautobahn gemieden. Zu viele Arbeiter haben dort ihr junges Leben gelassen, ist seine Meinung gewesen. Zudem sei eine ganze Landschaft durchschnitten worden. Dass sich die Berge irgendwann rächen werden, davon ist er felsenfest überzeugt gewesen.

»Der Berg vergisst nix«, hat er immer und immer wieder gesagt. »Auf mei Auto kommt ka Pickerl!«

»Ganz schön viel Beton«, sagt Fritzi und bläst Rauch auf eine der braunen Wiesen, die zwischen den Sesselliften und der Gondelbahn übrig geblieben ist.

»Ein Elend«, erwidere ich mit rauher Stimme. »Du hättest das hier mal vor vierzig Jahren sehen sollen!«

Fritzi's Augen werden schmäler. Ihre Augenbrauen verwandeln sich in liegende Fragezeichen.

Über was denkt sie jetzt nach?

Warum bin ich plötzlich so hell wach?

Es wird die Zahl *Vierzig* sein, die ich auch noch mit dem Wort *Jahren* verbunden habe.

Was denkt sie gerade?

Rechnet sie gerade nach, ob ich nicht nur ihr Vater, sondern vom Alter her, auch der Großvater sein könnte.

Aus dem stummen Reiseführer wird ein Plappermaul, das seinen Kopf aus der Schlinge retten will. Ich erzähle ihr von kurzen Lederhosen, von meiner Internatszeit in Deutschland und vom Schnee im Sommer.

»Der Pass ist oft genug nur mit Schneeketten zu befahren gewesen«, sage ich und komme mir vor, wie mein eigener Großvater.

Während ich in Richtung Espresso-Bar gehe, zieht mich Fritzi rüber zu einem der Hotels an der Hauptstraße.

»Du musst doch erst einmal ankommen«, sagt sie und führt mich wie eine Erwachsene in das Foyer und bucht ein Doppelzimmer für eine Nacht.

Da sitze ich auf dem Balkon eines Hotels in Obertauern und habe das große Verlangen eine zu rauchen.

Hier hat vielleicht Ringo Starr übernachtet, denke ich für den Bruchteil einer Sekunde, dann bin ich zurück in dieser Endlosschleife, in dieser elendigen Erinnerung.

Friesach, ab hier ist es nicht mehr weit.

Der Großvater verlässt die Bundesstraße und fährt den Bahnhof an.

Mein Bruder und ich müssen Säcke aufladen. Futtermittel für Junghühner steht auf den Säcken, die bleischwer sind.

Es herrscht eine stickige Luft im Inneren des Wagens, die durch die oberkrainische Volksmusik aus dem Radio

nicht besser wird.

Der Großvater nennt es Besatzerradio, die eine Stunde am frühen Abend. Da bringt der staatliche ORF slowenische Nachrichten, unterbrochen durch oberkrainische Volksmusik. Das ist der Preis, nicht Ö3 hören zu wollen.

Zwischen Gurk und Straßburg fährt der Großvater wieder ab. Diesmal werden Küken aufgeladen. Der Platz wird eng.

Mein Bruder muss nach hinten, - das Schwein, das meine große Liebe geschwängert hat. Zwischen uns, in Kartons kleine flauschige Küken, die sich sofort an die Finger schmiegen, wenn man die Hände in den Karton steckt.

Gedankenverloren streichle ich den Nacken meiner Bettnachbarin. Käme jetzt jemand durch die Tür und würde mich fragen, wer da neben mir auf dem Bauch liegt. Ich könnte die Frage nicht beantworten.

Wie in einer Powerpointpräsentation sind die Frauen meines Lebens an mir vorbeigezogen.

Die großen Lieben, die Flüchtigen, die Blassen, die Lauten, die Unvergessenen, die Namenlosen, die Aufdringlichen, die Unscheinbaren, die Österreicherinnen, die Deutschen, die Europäerinnen und die aus Übersee.

Während der nackte Körper meiner Bettnachbarin leicht dampft, schwimmt meiner im eigenen Saft.

Obwohl alles schon eine Ewigkeit her ist, pocht mein Herz wild und ich habe den Eindruck, dass es am Hals wieder heraus will.

Wie gut, dass ich nicht mehr rauche, sonst hätte ich die letzte Stunde bestimmt nicht überlebt.

Ich lege mich auf den Rücken, um von den Bildern loszukommen und starre an die frisch gestrichene weiße Decke.

»An was denkst du?«, fragt die Stimme neben mir.

Was soll ich da antworten?

Mein bisheriges Leben ist gerade im Eiltempo an mir

vorbeigerauscht, soll ich das sagen?

Ausgerechnet mit Fritz, die mindestens meine Tochter hätte sein können, habe ich den Fluch gebrochen. Sie ist die erste Deutsche mit der ich auf österreichischem Boden Sex habe.

Na wunderbar, da wird sich die Nachwelt und sie bestimmt freuen. Vielleicht wird ihre Mutter eine Messingplatte anbringen lassen, mit der sie zuvor meinen Schädel gespalten hat.

»Wir sollten weiterfahren«, sage ich leise und starre weiter an die Decke, die aus unerklärlichen Gründen außer dem Weißen nichts aufzuweisen hat.

Keine Risse, keine Schatten, die zu irgendeiner Reise hätten einladen können.

»Ich bin noch nicht mit dir fertig«, haucht Fritz und nagt an meinen weißen Brusthaaren.

Nein, ich rede immer noch nicht.

Einen Monat habe ich durchgehalten.

Die Großmutter leidet, der Großvater schweigt auch.

Er ist der Fels in der Brandung, zumindest glaubt er das.

Mein Bruder geht mir aus dem Weg. Er hat Schiss, das ich ihm den Schädel einschlage.

Ich warte auf eine Nachricht von Marietta und fahre unsere Plätze ab.

Nirgendwo ein Brief, nirgendwo ein Zeichen. Sie ist und bleibt vom Erdboden verschwunden.

Den Brüdern gehe ich aus dem Weg. Der Name meines Bruders steht bei ihnen ganz oben auf der Liste. Ich folge ihm auf dem zweiten Platz.

Mit meinem Bruder auf einem Steckbrief, wer hätte das gedacht.

Noch zwei Wochen und die Schulferien sind zu Ende. Es sei denn, ich gehe ich Österreich auf eine Schule. Aber mehrmals sind in der Stube Ortsnamen aus Deutschland genannt worden.

Seit zwei Wochen bin ich der erste, der morgens, noch vor dem Melken, die Kreissäge anwirft, um Holz in Blöcke zu sägen, die ich anschließend mit dem Beil teile. Kubikmeter um Kubikmeter verwandele ich Bäume in Brennholz und schichte sie im Schuppen auf.

Die Hände voller Schwielen und oft blutig, aber der Zorn bleibt.

Ganze Tage verbringe ich mit der Sense auf den Steilwiesen und schneide den Sommer herunter.

Egal, was ich den ganzen Tag auch tue, nachts liege ich wach und kann nicht schlafen.

Unendlich lange Sternschnuppennächte in denen ich zum Kettenraucher geworden bin.

Ich wünsche mir, dass Marietta so wie ich am Fenster sitzt, eine *Johnny* raucht und sich bei jeder Sternschnuppe etwas wünscht.

Warum nehme ich nicht die Kettensäge aus dem Schuppen und verwandle das Zimmer meines Bruders in ein großes Puzzle?

Warum tun sich Brüder das an?

Ist die Bibel vielleicht am allen Schuld?

Sind Kain und Abel die Blaupausen für mein jetzt schon verpfushtes Leben?

Zum Glück ist der Vorrat an Dopplerflaschen Veltliner im Keller unendlich.

Jedes Jahr bekommt der Großvater an seinem Geburtstag Grünen Veltliner geschenkt, obwohl alle Welt weiß, das der Großvater nur Rotwein trinkt. Am liebsten einen Südtiroler, allein aus Solidarität.

Erst später, kurz vor seinem Tod wird er behaupten, dass er das ganze Leben nur Weißwein getrunken hat, obwohl fast alle Fotografien, das Gegenteil beweisen.

Kettenrauchen und Saufen gehört zusammen. Das ist der Kärntner Blues. Besonders, wenn es um ein Mädchen geht.

Und hier geht es um ein ganz besonderes Mädchen, meine großen Liebe, die ich auch jetzt noch heiraten will.

All das, würde ich ihr so gern sagen, also schreibe ich es auf, stecke das Ganze in große orangefarbene Briefumschläge und verbrenne alles anschließend in der Küche, weil ich der österreichischen Post von Kind an misstrauere, - zumindest den drei Poststellen in unserem Tal.

Langeweile ist die beste Freundin der Neugier. Wasserdampf und Bügeleisen unerlässliche Helfer.

So sitze ich mit dem Transistorradio am Fenster, den weißen Stöpsel im Ohr, und empfangen über Kurzwelle die halbe Welt, die mich von einem Tag auf den anderen nicht mehr interessiert.

Warum ist mein Bruder so ein gottverdammtes Arschloch?

Wieder sind wir an der Ausfahrt vorbeigefahren.

Ist das seinerzeit mit meiner Exfrau nicht auch so

gewesen?

All meinen Ratschlägen und Ortskenntnissen zum Trotz, ist Marion nicht von der Autobahn, sondern stur den roten Lichtern hinterher gefahren.

Fritzi ist zu jung, um irgendetwas mit dem Wörthersee und seinen dazugehörigen unsäglichen Filmen anzufangen.

Hans Moser, Peter Alexander, Gunther Philipp, Roy Black sagen ihr nichts mehr. Nur Thomas Gottschalk und Mike Krüger scheinen ihr zumindest Namen aus einer fernen, fast vergessenen Welt zu sein.

»Da war ich Kind«, gibt sie mir zur Antwort und drückt aufs Gas.

Die Ausfahrt *Klagenfurt Nord* taucht im Scheinwerferlicht auf.

Keine Ahnung, ob wir hier abfahren müssen.

Für einen kurzen Moment habe ich das Denken eingestellt. Ein Reisender in einem fremden Land mit einem Monats Mautpikerl an der Windschutzscheibe, Gäste, nicht mehr und nicht weniger.

»Bachmannpreis«, sagt Fritzi in die Stille der dunkeln Fahrzeugkabine. »Mutter hatte mal einen Freund, der hat dort im Sommer gelesen. Im Herbst hat er sich dann am Wannsee erschossen. Nie machen wir etwas gemeinsam hat er in seinem Abschiedsbrief geschrieben.«

»Das Leben bleibt auf der Strecke und darüber saust der Zug, der dir die Blumen bringt«, erwidere ich und weiß, dass es die Antwort auf eine alte Frage ist.

»Du solltest Gedichte schreiben«, sagt Fritzi und saugt gierig an einer Zigarette. »Besonders die traurigen finde ich witzig. Nein, witzig wäre falsch, sonderbar eben. Deine Schwermut kann man regelrecht riechen. Friedhoflyrik, sagt Mutter.«

»Ich habe deiner Mutter nie Gedichte geschrieben«, sage ich und versuche die alten Bilder in mir ruhen zu lassen.

»Halt!«, schreie ich.

Fritzi steigt in die Bremsen.

Der Wagen gerät für einen Moment außer Kontrolle,

dreht sich mindestens zwei Mal und kommt dann an einer Böschung zum Stehen. Zum Glück ist es Nacht und kein Auto ist hinter uns gewesen.

»Du hast gerade eine Frau überfahren«, stottere ich.

»Was soll ich? Eine Frau auf der Landstraße? Du hast sie nicht mehr alle!«

Wutentbrannt versucht Fritzi die Fahrertür aufzureißen, was aber wegen der Steillage erst beim vierten Versuch gelingt.

»Mann, Mann«, höre ich sie fluchen.

Die Kellnerin von Krumpendorf. Ich bin mir ganz sicher, dass ich sie eben oben auf der Straße gesehen habe. Sie hat sich überhaupt nicht verändert gehabt.

Wie lang ist das jetzt her, dass ich mit Marion hier gewesen bin? Zwanzig Jahre?

»Warum hat sich die Kellnerin aus Krumpendorf nicht verändert? Die müsste doch jetzt längst...«, murme ich und werde von einer immer noch wütenden Fritzi unterbrochen.

»Weil du geträumt hast!«

Ein Sattelschlepper fährt hupend vorbei und lässt einen Teil seiner Lichtanlage aufblinken.

Als ich die Beifahrertüre öffne, ist es mir so, als würde ich aus dem Wagen geworfen, so steil sind wir am Abhang gelandet.

»Ruf einen deiner alten Freunde an, die sollen uns hier rausziehen. Ich brauch' ne Dusche und mindestens zehn Bier«, fordert Fritzi als Wiedergutmachung.

»Ich habe keine Freunde! Und hier schon gar nicht! Mein Dorf liegt noch gute fünfzig Kilometer von hier und dort bin ich eine Ewigkeit nicht mehr gewesen!«

»Na, wunderbar!«, erwidert Fritzi und schlägt mit der flachen Hand auf die Motorhaube.

Endlich habe ich die Böschung erklommen und versuche mich in der Dunkelheit zu orientieren, denn von einer Stadt in der Größe Klagenfurts ist nichts zu sehen. Es sei denn ein Krieg ist inzwischen ausgebrochen und

Verdunklung verordnet worden.

Grillen zirpen, vielleicht ist auch ein Heimchen darunter. Der über Tag heiß gewordene Asphalt, der Teer, der die Winterlöcher notdürftig gefüllt hat, die Wildkräuter und Gräser, Benzin das immer noch in der Luft hängt, Fritzis glimmende Zigarette, ein Wind, der von den Bergen herkommt und die Luft kühl und leicht salzig schmecken lässt.

Ich spüre regelrecht, wie jemand einen Anker herunterlässt.

»Und, wo sind wir jetzt?«

»Bin ich ein Reisebüro.«

»Scheiße, das Handy geht auch nicht!«, flucht Fritzi.

»Dann sind wir in Kärnten«, erwidere ich, »und zwar gar nicht so weit vom Gurktal entfernt.«

»Und jetzt?«

»Jetzt warten wir, bis es hell wird«, sage ich ohne jegliche Überzeugung, denn ich weiß, wie kalt es nachts hier in den Bergen werden kann.

»Hier ist eine Bank«, ruft Fritzi aus der Dunkelheit und winkt mit einem brennenden Feuerzeug.

Hinter der Bank steht ein Wegkreuz, das ich sofort wieder erkenne.

Rechts auf der Straße geht es zur Burg Hochosterwitz, links zum Längssee und damit ins Gurktal.

Selbst die Filmteams der unsäglichen Wörtherseefilme haben sich immer und immer wieder dieses Motivs bedient.

Jesus am Kreuz geschützt durch ein Schindeldach. Zu seinen Füßen ein rotes Vierundzwanzigstundenlicht und ein Wildwiesenblumenstrauß. Der Sockel und die Umrandung aus Stein, der jedes Jahr geweißelt worden ist.

Nicht immer hat das Wegkreuz ins rechte Bild gepasst oder hat an anderer Stelle gefehlt.

So ist eine zeitlang sogar ein eigener Obmann bestimmt worden, der für den Transport und für den Schutz am jeweiligen Aufenthaltsort zuständig gewesen ist. Wobei ich

eher glaube, dass die Filmleute das Wegkreuz einfach aus Pappmaché und Styropor nachgebaut haben.

Film ist Fälschung.

Meine Großmutter hat die größte Wegkreuzpostkartensammlung der Welt besessen, die später in meinen Besitz und dann leider in Rauch aufgegangen ist. Sie zeigen das Wegkreuz vor den großartigsten Kulissen.

Mal ist der Wörthersee, der Längssee, der Ossiacher See und einmal sogar der Milchstättersee im Hintergrund zu sehen gewesen, obwohl der Milchstättersee in einem ganz anderen Teil von Kärnten liegt.

Auch bei den Burgen als Kulisse sind die Fotografen und Filmleute nicht gerade wählerisch gewesen. Von der Hochosterwitz, über Landskron bis hin zur Straßburg sind sie alle mehrmals vorgekommen.

»Eines Tages werde ich dem Heiligen Vater in Rom schreiben und ihm die Bilder als Beweis schicken«, hat die Großmutter gesagt und das dünne Papier glatt gestrichen, das zwischen den einzelnen Blättern des Fotoalbums gewesen ist.

»Eine Sünd' ist das!«

»Sie macht das nur, damit ich nicht in die Hölle komm«, hat mein Bruder gesagt und verächtlich den Mund verzogen.

Ja, mein Bruder ist damals der größte gewesen. Nur, weil er es im Firmunterricht geschafft hat, den Pfarrer dazu zu bringen, ihn fast tot zu schlagen.

Dabei hat der Geistliche nur eine einfache Frage gestellt:

»Wie heißt unser Heiland, der Erlöser, der für uns am Kreuz gestorben ist?«

Naturgemäß haben alle Buben und Mädchen mit den Fingern geschnipst, um ihre Antwort dem Pfarrer kundzutun.

Mein Bruder aber soll nur dagesessen, die Beine auf die Tischkante gelegt und ihn verächtlich angeschaut haben.

»Wie heißt unser Heiland, der Erlöser, der für uns am Kreuz gestorben ist?«

Dreimal soll der Geistliche die Frage wiederholt haben. Längst ist es in der Firmklasse mucksmäuschenstill gewesen. Einen Kreis haben die Firmlinge um meinen Bruder und dem Pfarrer gebildet.

»Inri«, hat mein Bruder trocken gesagt.

»Inri?«

»Inri, steht doch oben drüber!«

Fritzi und ich lachen und prusten Wein aus unseren Mundhöhlen. Wir haben den Veltliner geöffnet, den Fritzi für ihre Mutter gekauft hat, - sechs Flaschen, von denen bereits zwei leer sind.

»Inri«, flüstert Fritzi und küsst mich auf die feuchten Lippen. Auch ihre sind weich und schmecken nach Wein und Leben.

»Den ersten Film werde ich über dich machen«, haucht sie, bevor wir beide nach hinten in den Graben kullern.

Selbst zwischen Silberdisteln, Brennesseln und sumpfigen Untergrund kann man träumen:

Das Casino von Velden erstrahlt im Glitzerlicht.

Flakscheinwerfer suchen am Himmel nach dem Planeten der Träume. Bunte Autos fahren vor, aus denen Hochglanztypen aussteigen und anfangs Schwierigkeiten haben, auf dem Schleim, der sich auf dem roten Teppich ausgebreitet hat, ihr Gleichgewicht zu halten. Denn roter Teppich ist nicht gleich roter Teppich.

Der Kärntner rote Teppich ist handgeknüpft. Dicke Taue liegen da auf dem Boden. Eng zusammengelegt, nur wartend, dass jemand die Karawanken wegbombt, um den Kärntnern einen Freihafen zu ermöglichen.

Der Besucher merkt das nicht, schwärmt von der Handarbeit, bis er sich auf die Fresse legt.

Filmfestspiele in Kärnten! Natürlich hat mein Bruder die eingefädelt.

»Scheiß dir nix!«, das ist schon früh sein Motto gewesen.

Da stehen sie alle, die Reichen und Schönen, die Möchtegern und die Immerwiedernetz, die Wichtigen und

Unentbehrlichen und fordern Einlass. Dabei ist es erst die Generalprobe.

Währenddessen liege ich mit Fritzi auf einem Felsen und beobachte das Ganze von oben. Wir tragen schwarze Kampfanzüge und schauen durch Zielfernrohre, die auf Gewehren stecken, die über zehn Kilometer das Muttermal von einem Ohrläppchen schießen können.

Fritzi und ich sind zu allem bereit. Denn heute Abend soll *die Goldene Gams* verliehen werden. Mein Bruder ist in fast allen Kategorien nominiert. Den für sein Lebenswerk bekommt er auf jeden Fall, das steht jetzt schon fest.

»Oder auch nicht«, flüstere ich in das ultraleichte Headset über das ich mit Fritzi verbunden bin.

Während sie wie eine Katze über die Dächer von Velden springt, wackelt bei mir jede Dachpfanne und bekommt Risse. Zum Glück haben wir unseren Rückzug anders geplant.

Das Casino ist erreicht. Über den Schornstein gelangen wir in das spinnenartige Netz der Klimaanlage.

»Du kriechst nur durch die großen Rohre«, flüstert Fritzi und zweigt ab.

Über eine Spezialbrille kann ich ihren weiteren Weg mitverfolgen und gegebenenfalls Anweisungen geben. Ich robbe also weiter und lande hinter der Bühne über den Garderoben der Künstler.

Ein Kichern und Gackern ist zu hören.

Unter mir zieht sich gerade das neu gegründete Kärntner Fernsehballett um. Alle tragen sie geschnürte Korsetts, damit das Dekolleté der Dirndl auch gut zur Geltung kommt.

In diesen Dingen ist mein Bruder Perfektionist. Auch die üppigen blonden und brünetten Perücken wird mein Bruder ausgesucht haben. Dafür kenne ich ihn zu gut.

Fritzi ist längst in die Katakomben hinab gestiegen, unter allen Umständen muss sie die Schatzkammer des Casinos erreichen.

Mit einem Spezialhandschuh schweißte sie die dreißig

Zentimeter dicke Stahldecke des Tresors auf, währenddessen unter mir mein Bruder sich eine Zigarette mit einem Benzinfeuerzeug anzündet. Er trägt einen weißen Smoking und zupft an der künstlichen Blume, die er sich ans Revers heftet. Dabei geht er noch einmal seinen Text durch:

»Meine Damen und Herren, liebe Freunde, als erstes möchte ich mich ganz besonders bei meiner aufopferungsvollen Familie bedanken...«

Ich muss weiter. Immerhin bin ich für den Fluchtweg zuständig.

Kopfüber seilt sich Fritzi in den Tresorraum ab und weicht zehn Zentimeter über dem Boden einem unsichtbaren Strahlennetz aus, das ständig in Bewegung ist. Selbst mit der Spezialbrille, die sie trägt, ist das kein leichtes Unterfangen.

Endlich habe ich das große Rohr erreicht, dass in der Senkrechten bis in den Tiefkeller führt.

Mit einer Metallschere verschaffe ich mir Zugang und atme heißes Waschmittel und Stärke ein. Ich bin auf dem richtigen Weg.

Umso tiefer ich in das Rohr hinabsteige, desto heißer wird es um mich herum. Zudem dröhnt ein ohrenbetäubender Lärm mir entgegen, als würde ich mich dem Maschinenraum eines Kreuzfahrtschiffes nähern.

Mit einem kurzen Blick auf die Uhr weiß Fritzi, dass sie gut in der Zeit liegt. Längst ist der Flaschenzug angebracht, mit dem sie die kostbare Fracht auf meine Ebene hievt.

Lavendel, Oleander, Jasmin, ich fühle mich wie ein frisch gewaschenes Badetuch, dass einfach nicht trocken werden will.

Wieder wage ich einen Schnitt an der Röhre und spüre auf der anderen Seite das gleiche Metall. Ohne Mühen habe ich den Ausgang gefunden.

Ein leises Surren ist zu hören und mischt sich unter die Geräusche die aus dem Keller kommen.

Fritzi arbeitet, wie ein Uhrwerk. Sack um Sack erreicht

mich, die ich nach und nach in das von mir aufgebohrte Loch stecke.

Dann wird es Zeit, dass Fritzi und ich den Tatort verlassen.

Wir nehmen denselben Weg wie die Säcke und gelangen über eine Rutsche direkt hinter das Haus.

Mag das Casino von Velden von vorne auch noch so edel und elegant ausschauen, von hinten gleicht es dem eines ganz normalen Beisl. In einer Ecke stapeln sich die leeren Wein- und Wasserflaschen, die schon mehrere Winter und Sommer überlebt haben. Unzählige leere Dosen, in denen sich Klammern, Nägel, Schmieröl oder andere Dinge befinden, die man vor Jahren gleich mal wegräumen wollte. Genau wie das luftleere Schlauchboot und das abgebrochene Paddel, die in einer Ecke liegen.

Mitten in diesem Verschlag sind Fritzi und ich gelandet.

Und jetzt?

Ich brauche eine dritte Person, damit die Geschichte weitergeht und zwar so, wie ich es möchte.

Ich könnte einen Freund aus Kindertagen angerufen haben. Aber mir fällt beim besten Willen keiner ein. Was wohl mehr damit zu tun hat, dass von meinen einstigen Kameraden niemand mehr lebt.

Mit dreizehn Jahren hat das Sterben unter meinesgleichen begonnen.

Der erste, glaube ich, ist der Siggi gewesen, der sich im ersten Bad der Eltern, mit Zentralofen, Badewanne und Toilette aufgehangen hat. Alles hat noch nach Mörtel und frischem Holz gerochen.

Drei Jahre lang haben sich die Eltern dafür mehr als krumm gelegt, nicht mehr draußen auf dem Häusl ihr Geschäft zu erledigen, und dann das.

Dabei hat der Siggi die Eltern nur erschrecken wollen, so der Toni, der kleinere Bruder.

Aber durch den noch frischen Mörtel ist der Haken ausgerissen, an dem das Sicherheitsseil gehangen ist.

Seltsamerweise hat die Duschstange gehalten, an der

sich der Junge mit dem Brauseschlauch erdrosselt hat.

Hätte der Vater einen Plastikschauch anstatt des teuren Metallschlauches gekauft, wäre diese unsägliche Sache überhaupt nicht passiert.

So haben sich auch Siggis Eltern direkt nach der Beerdigung getrennt. Sie ist mit dem Toni nach Graz zu ihrer Schwester und er hat fortan nur noch im Wirtshaus gesessen bis man ihn auf dem Friedhof am Grab seines Sohnes gefunden hat, - das Jagdgewehr noch in den Händen.

Siggi, den rothaarigen Jungen mit den vielen Sommersprossen, erwecke ich wieder zum Leben und mache ihn zum Sohn des Schmieds, weil ich eine Esse brauche, um die Goldgämsen, zwölf an der Zahl, einzuschmelzen.

Siggi, inzwischen um die fünfzig Jahre alt, hat nun eine Glatze. Nur die Sommersprossen und die helle Knabenstimme sind ihm geblieben. Heute ist er Dozent in St. Veit und unterrichtet in Solartechnik.

Nebenbei ist er ein begnadeter Bildhauer geworden und hat mit der Erfindung eines Spezialdübels Millionen gemacht.

Siggi ist für die Logistik unseres Unternehmens zuständig. Er hat das Boot besorgt und fährt uns mitsamt der Beute auf die andere Wörthersee-Seite nach Krumpendorf, wo uns die Kellnerin mit einer schwenkenden Laterne erwartet.

»Siehst du, ich habe sie doch nicht überfahren«, raunzt mir Fritzi zu und versetzt mir einen leichten Stoß in die Rippen.

Nein, die Kellnerin aus Krumpendorf lebt und scheint seit unserer letzten Begegnung vor über zwanzig Jahren, nicht älter geworden zu sein.

Zu viert fahren wir nach Weißberg und schmelzen noch in derselben Nacht unser Diebesgut ein.

Während uns die Kellnerin aus Krumpendorf Frühstück macht, fiebern wir dem großen Moment zu.

Siggi schlägt die Form auseinander. Der Anblick ist so

überwältigend, dass die Kellnerin aus Krumpendorf das Tablett mit vier Portionen Eiern mit Speck fallen lässt.

Es gibt Träume, die sind so schön, dass man sie getrost in mehreren Nächten weiter träumen kann.

Fritzi und ich beschließen das und lassen uns in die Dunkelheit fallen.

Auch wenn sechs leere Flaschen im Straßengraben liegen, ist die Nacht schnell zu Ende.

Es ist die Feuchtigkeit dieses Landstriches, die sich erst in die Kleider schleicht und dann in die Knochen treibt. Wenn sie den Kopf erreicht, ist es ohnehin zu spät, dann ist der Schwamm drin, der nur mit dem Drilling oder dem Jagdgewehr entfernt werden kann.

Fritzi hingegen schläft den Schlaf der Gerechten in einem Anorak, eingehüllt in eine Decke aus dem Wagen, die nach Pferd und Meerschweinchen stinkt.

Ich friere und kann mich kaum bewegen. Über Nacht scheint ein Spaßvogel die Zwischenräume meiner Wirbelsäule betonierte zu haben. In Armen und Beinen kribbelt es und die Zunge fühlt sich wie Bimsstein an.

Ich schaue mich um.

Rechts geht es zur Burg Hochosterwitz und geradeaus nach St. Georgen am Längssee.

Ich schaue auf die grünen Damenturnschuhe und mache mich auf den Weg.

Unweit habe ich die Spitze eines Türmchens entdeckt, das auf dem Dach eines großen Bauernhauses steht und in dem eine Vesperglocke hängt. Ich kenne diesen Hof, er gehört einem Anwalt aus dem Chiemgau, der hier hineingeheiratet hat. Manfred von Amstetten, weißer Mercedes Cabrio mit weißen Sitzen.

Es gibt keine Zufälle. Auch, dass mein Großvater und mein Bruder mich seinerzeit in Wien gefunden haben, ist kein Zufall gewesen.

»Du bist und bleibst ein Trottel«, hat mein Bruder gesagt und zu Hause die Koffer gepackt, weil die Untergehersöhne ihn bedroht haben.

Auf verschiedene Art und Weise wollen sie meinen Bruder töten. Der eine ganz langsam, der andere wiederum ganz schnell.

Einen Brief haben sie meinem Bruder geschrieben, der nur so vor Rechtschreibfehlern wimmelt.

Dennoch ist mit den Untergeherbrüdern nicht zu spaßen, auch wenn sie das Wort *Schwansabschneiden* mit *S* und *weckblasen* schreiben.

Mein Bruder geht in ein Internat nach Deutschland. Darauf legt er besonderen Wert.

»Ich komme in kein Internat, ich gehe in ein Internat«, sagt mein Bruder und zündet sich einen Zigarillo an, den er sich auf der Kärntner Straße gekauft hat.

»Am Gürtel stehen die besseren Weiber als im Prater«, hat er noch gesagt. Dabei habe ich kein Wort verstanden.

Irgendwann früh morgens ist der Großvater zur Großbaustelle der Tauernautobahn gefahren und hat den Brüdern ins Gewissen geredet.

»Hier«, hat mein Bruder gesagt und mir zum Abschied ein Matchboxauto geschenkt: einen weißen Mercedes Cabrio mit roten Sitzen.

»Trottel, schalt mal das Hirn ein!«

Wenig später ist er in den Wagen des Großvaters gestiegen. Alle haben sie Tränen in den Augen gehabt: die Großmutter, die Großtante Anni, der Johann, der Scharni, der Martin und die Renata.

Nur ich bin da gestanden, mit einem Spielzeugauto in der Hand mit dem ich nichts anzufangen gewusst habe.

Eine halbe Stunde habe ich vom Wegkreuz bis zu dem Anwesen gebraucht, das einem bayerischen Rechtsanwalt gehört. Von weitem höre ich schon das Plätschern des Brunnens, der aus einem ausgehöhlten Baumstamm besteht.

Kein Auto steht vor der Tür und auch ein Hund bellt nicht.

Dafür plätschert das frische Quellwasser aus der Leitung direkt in den Stamm, der innen schon ganz glitschig ist.

Aber das ist meinem pochenden Kopf egal.

Ich öffne den Mund weit, wie ein Wels, und trinke

gierig. Schnell hat die Zunge sich wieder von einem Bimsstein in feuchtes Fleisch verwandelt. Auch wenn das Wasser leicht nach Eisen schmeckt, was daran liegt, das auf dem Grund des ausgehöhlten Baumstamms Bierflaschen zur Kühlung liegen.

Die Eingangstür ist verschlossen, etwas, das es zu meiner Kindheit nicht gegeben hat. Da hat es keine versperrten Türen gegeben.

Selbst das Versteck des Schlüssels für den Waffenschrank ist mir seit der Grundschule bekannt gewesen.

Die einzige Tür, die stets verschlossen gewesen ist, ist die zum Kirchturm gewesen. In jeder Gemeinde bis nach Klagenfurt rein, sind die Aufgänge zu den Kirchtürmen verschlossen gewesen, was aber die Selbstmordrate nicht auf das geringste gemindert hat.

Ich gehe einmal um den Hof herum, der mehr als einen gepflegten Eindruck macht. Alles wirkt irgendwie steril und künstlich.

Erst als ich den Stall öffne, bemerke ich es. Auf dem Anwesen sind überhaupt keine Tiere, stattdessen stehen in Stall und Scheune Autos aus einem ganzen Jahrhundert.

Ich greife nach einem der unzähligen Pokale, - wähle dabei einen der größten aus -, und fülle ihn draußen mit Wasser.

Als ich das Wegkreuz erreiche, ist Fritzi wach und nicht mehr allein.

Zwei Autos haben am Rand geparkt. Der Postler und der Bäcker haben gehalten und scheinen sich gut mit Fritzi zu unterhalten.

»Schau mal«, begrüßt mich Fritzi und hält eine Tüte Kaisersemmel hoch.

»Servus Postler!«

»Servus!«

Misstraurisch werde ich beäugt. In meiner Stimme haben sie wohl eine Klangfarbe herausgehört, die sie mit der Muttermilch aufgesaugt haben.

Der Bäcker sagt schon gar nichts mehr und überlegt,

wer ich wohl sein könnte.

In der Zwischenzeit reiche ich Fritzi den Siegespokal mit Wasser, den sie mit einem Zug leert.

»Sie haben einen Abschleppdienst gerufen«, sagt Fritzi. Vielleicht ist es das, was ich an ihr mag.

Jede andere hätte gesagt, ich habe einen Abschleppwagen besorgt.

Fritzi hat Charakter.

»Und? Ist unser bayrischer Freund wieder da?«, fragt der Postler.

»Iwo, der Trottel hat nicht einmal Bescheid gegeben. Jetzt bring ich ihm die Semmel und wenn es sein muss, bis zum Sanktimmerleinstag«, erwidert der Bäcker und lacht.

Die beiden Frühaufsteher verabschieden sich mit einem Hupkonzert und fahren in entgegengesetzter Richtung weiter.

»Wo warst du?«, will Fritzi wissen und verschlingt die zweite Semmel.

»Drüben auf dem Hof«, sage ich und zeige in die Richtung aus der ich gekommen bin.

Ich setze mich an den Straßenrand und fange an zu weinen.

Drüben auf dem verlassenen Hof steht in der Scheune zwischen all den Oldtimern ein weißer Mercedes Cabrio.

Seit zwei Tagen ist mein Bruder in Deutschland. Der Großvater und Lämmlein begleiten ihn.

»Jetzt bist du der Herr im Haus«, sagt die Großmutter und fährt mir zärtlich über das Haar. Sie ist die einzige, die das darf. Bei anderen werde ich sonst zum Lämmlein.

Als Fünfjähriger soll ich dem Bischof von Gurk so fest in die Hand gebissen haben, dass sie ihn nach Spittal ins Krankenhaus gebracht haben. Bis zum Knochen sollen meine Milchzähne gedrungen sein, nur weil der Geistliche versucht hat, mir über das Haar zu fahren.

Alle auf dem Hof gehen ihrer gewohnten Arbeit nach und entlasten mich, so gut es geht.

Im Grunde habe ich Urlaub. Selbst die Steilwiesen muss ich nicht schneiden.

Wortlos hat der Johann die Sense genommen und ist mit ihr die Steilwiese hinauf.

Auch alle anderen im Haus behandeln mich wie ein rohes Ei.

So schlendere ich durch die Wiesen, überquere Kämme, um letztendlich doch wieder in der Nähe des Untergeher Hofes zu landen.

Jeden Tag mache ich das.

Jeden Tag gehe ich einen anderen Weg, öffne Gatter, betrete fremdes Land, grüße deren Besitzer auf ihren Traktoren und habe das Gefühl, dass alle Welt weiß, dass ich im Heimatmuseum von Langenzersdorf die Kasse geplündert habe.

Vielleicht aber verwechseln sie mich mit meinem Bruder und haben in Erfahrung gebracht, dass ich der Marietta ein Kind angesetzt habe, was mein Großvater in Wien hat wegmachen lassen.

Dafür ist der Großvater bekannt. Alles, was ihm nicht passt, räumt er aus dem Weg.

Ich weiß nicht, wie er es genau macht, aber er macht es anders, als die anderen.

Ja, ich bin ein Einzelgänger. An den schnellen Schritten kann die Außenwelt das erkennen.

Die Leute auf den Höfen reden über mich, wenn sie mich sehen. Ein paar von ihnen schütteln den Kopf, andere winken mir zu oder laden mich auf eine Himbeersoda und eine Jausen ein.

Auf diesen abgelegenen Höfen finde ich immer andere Aussichtspunkte, um auf das Dorf zu schauen. Dabei habe ich stets das Untergeheranwesen als Ziel vor Augen.

Fast jeden Tag hängt frische Wäsche auf der Leine. Marietta muss zu Hause sein, denn von ihren Brüdern würde keiner einen Handschlag im Haus machen.

Der Vater fährt auf dem langen Streifen neben dem Haus mit dem Traktor seine Runden. Der zweite Schnitt

muss gewendet werden. Den Rest, und das ist der größte Teil des Grundstückes, bearbeitet er mit der Sense. Für einen allein ein riesengroßes Areal mit Steilhängen und ewig feuchten Stellen.

Zudem gibt es keine Wiese in der so viele Steine liegen, wie beim Untergeher. Was nicht von ungefähr kommt. Denn jeder Lkw-Fahrer lässt es sich nicht nehmen, mindestens einmal pro Strecke am Untergeheranwesen zu halten und einen Findling abzuladen, als Rache für die Spitze S-Kurve.

Ein weißer Mercedes Cabrio erweckt mein Interesse. Durch das Jagdglas des Vaters nehme ich es ins Visier.

Ich überlege, wann ich es zum ersten Mal gesehen habe.

Es ist zu Beginn der Sommerferien gewesen, dessen bin ich mir sicher. So ein Auto aus den fünfziger Jahren sieht man nicht alle Tage in dieser Gegend.

In Velden oder Pötschach schon eher, da fahren ja auch Rolls Royce und Ferraris herum. Aber doch nicht hier, im so genannten *Vergessenen Tal*.

Der Abschleppwagen ist da und zieht den Kombi mit dem Berliner Kennzeichen und der Berliner Tür, die auf der Rückbank liegt, auf die Pritsche.

Wir steigen in das Führerhaus des Lastwagens, das nach Öl und Zigaretten stinkt.

Auf dem Boden unzählige leere Zigaretenschachteln und Getränkedosen, die schon beim Starten aus ihren Verstecken kullern.

Wenige Zeit später stehen wir auf dem Innenhof einer Autowerkstatt, umringt von einem Meister, zwei Gesellen, vier Lehrlingen und einer nicht deutsch sprechenden Hilfskraft.

»Bis morgen fei nicht«, murmelt der Meister und kratzt sich am Stiernacke.

»Den rechten Kotflügel a bisserle ausbuchten, dann wird's scho gehen«, meint einer der Gesellen und gibt den Lehrlingen Zeichen, den Wagen auf die Hebebühne zu

schieben.

»Kommens morgen nach Mittag«, sagt der zweite Geselle und reicht uns seine verschmierte Ölhand.

»Wir könnten mit dem Bus weiter«, meint Fritzi, mit der ich seit einer halben Stunde am Alten Platz sitze und einen Kaffee trinke.

Etwas anderes bereitet mir mehr Kopfzerbrechen: meine Finanzen. Ich habe seit unserer Abreise voll und ganz den Überblick verloren.

Immer wenn es etwas zu zahlen gewesen ist, habe ich meine EC-Karte aus der Hand gegeben. Ich muss unbedingt eine Bank aufsuchen und den Kontostand abfragen.

»Das dauert eine Ewigkeit«, erwidere ich und halte Ausschau nach einem Geldinstitut.

Naturgemäß muss ich das gestohlene Geld aus dem Heimatmuseum von Langenzersdorf auf Schilling und Groschen zurückzahlen. Da ich kein Taschengeld bekomme und mein Sparschwein leicht wie ein Vöglein ist, nutze ich meine Spaziergänge, um Pilze und Beeren sammeln.

Bis auf die Steinpilze gebe ich alles bei der Sammelstation ab, die neben dem alten Forsthaus liegt. Dort soll es spuken.

Die Seelen von mindestens drei Förstern, wobei der eine nur ein Försteranwärter gewesen ist, sollen in dem alten Kasten aus Holz keine Ruhe finden, weil sie von Wilderen hinterrücks erschossen worden sind.

Ich glaube an so etwas nicht, aber dennoch ist mir das Haus, das direkt am Wald liegt und dadurch düster wirkt, nicht geheuer.

Die Steiner Moni hingegen, die die Pilze und Beeren annimmt, ist immer freundlich. So wäre die Sammelstation bestimmt ein beliebter Treffpunkt in Weißberg, gäbe es die keifende Alte im Hintergrund nicht, die jeden neu hereinkommenden Sammler und dessen Eimer und Taschen misstrauisch beäugt. Dabei ist die Alte so gut wie blind.

Bräunlich weiß sind ihre Augen und die Iris ist so gut wie nicht mehr zu erkennen.

Alle professionellen Sammler aus Weißberg, und davon gibt es viele, fahren lieber in den Nachbarort und geben dort das Gesammelte ab.

»Die Beeren san zu schwer«, keift die Alte und schlägt mit dem Krückstock auf die Dielen.

»Mutti, i hab noch nix wogen«, erwidert die Moni und schneidet Grimassen, die die Alte nicht sehen kann.

»Der Sauhund hat a Stein mit drin«, grantelt die Alte.

»Da is nix Mutter!«

»Da ist immer was!«

»Beste Ware, ich hab alles kontrolliert!«

»A Sauhund is des. Und die Schwammerln soll er vorm Wiegan putzen!«

Die Moni gibt auf und reicht mir den kleinen Pinsel mit dem ich die Pfifferlinge vom Waldboden befreien kann.

In nur zwei Tagen habe ich meine Schuld bei der Großmutter bezahlt, die stellvertretend das Geld für ihren Mann entgegennimmt. Ein mildes Lächeln huscht über ihr Gesicht. Sie mag mich, dessen bin ich mir sicher, ein schönes Gefühl in unsicheren Zeiten.

Ich habe Geschmack am Geld verdienen gefunden. Von Tag zu Tag werden die Rucksäcke, die ich auf meine Wandertouren mitnehme größer und größer.

»Pass auf, dass der Förster dich nicht für einen Wilderer hält«, gibt mir der Adi mit auf den Weg und schenkt mir ein Messer, das schärfer, als eine Rasierklinge ist.

»Des is a Bowiemesser«, sagt der Adi, »wenn's das wirfst, des bleibt imma stecka!«

Zum Beweis nimmt er das Messer und schmeißt es über eine Distanz von mehr als zehn Metern gegen einen Baum, wo es flatternd stecken bleibt.

Ich schlendere allein durch Klagenfurt und bilde mir ein, dass sich die Stadt verändert hat.

Die Wirklichkeit ist sicher eine andere, denn das viel zu

große Fußballstadion und die Bankpaläste sind hier in der historischen Innenstadt nicht zu finden.

Da, in dem Eckhaus mit dem Erker, das mich an das Hotel am Viktualienmarkt in München erinnert, ist eine Bank.

Hektische Betriebsamkeit herrscht in der Eingangshalle, etwas, das mir schon als Kind aufgefallen ist:

Betritt ein Kunde eine österreichische Bank, kommt sofort Leben in die Bude. Es ist wie bei dem Besuch im Märchenwald. Die Kinder stehen vor dem Haus der Witwe Bolte, drücken einen Knopf und schon geht das Theater los. Max und Moritz sitzen auf dem Dach und angeln sich die Hühner durch den Kamin, die unten bei der Alten auf dem Feuer liegen.

Der Kunde betritt eine österreichische Bank und schon fangen die Schreibmaschinen an zu klappern, klingeln Telefone, öffnen sich Türen, aus denen Menschen in Anzügen mit Papieren stürmen, um gleich hinter der nächsten Tür wieder zu verschwinden.

Stauend steht der Kunde in der Lobby und schaut auf sieben Uhren, die alle eine andere Zeit anzeigen. Schaut man aber genauer hin und ist vielleicht auch noch Cineast, dann befindet man sich plötzlich in den Kulissen eines Billy Wilder Films mit dem Titel: *Eins, zwei oder drei...*

So in dieser Vorstellung verhaftet, betrete ich das Geldinstitut. Ich höre Schreibmaschinengeklapper, obwohl alle Angestellten hinter Computern sitzen. Auch klingeln Telefone, die von niemand abgenommen werden.

An den Wänden hängen Bilder aus der näheren Umgebung, die beruhigen sollen. Schöne, heile Welt. Eigentlich fehlt nur dezente Volksmusik aus Deckenlautsprechern.

»Was wünschen Sie?«, fragt eine Frau mit leicht angehauchten Dialekt, so wie es die Touristen mögen.

»Ich würde gerne wissen, wie viel Geld noch auf meinem Konto ist«, sage ich und reiche der jungen Frau meine Kreditkarte herüber.

»Jo, da schau ma mak«, sagt die Dirndlträgerin, die sich

absichtlich mit ihren aufgetupierten Haaren ein paar Jahre älter gemacht hat.

Gediegne siebziger Jahre denke ich und muss lächeln.

Wie oft bin ich mit dem Großvater in Klagenfurt gewesen?

Wie oft mit ihm in eine Bank gegangen?

»Hände hoch, das ist ein Banküberfall«, hat der Großvater gesagt und sich dabei einen gelben Tropfen in die Feinrippunterhose gegönnt. Bei dem Personal in der Bank, die ihn mit großen Augen angestarrt haben, werden es wohl mehr, als ein paar Tropfen gewesen sein.

Naturgemäß haben die Angestellten die Hände unter den Tischen gehabt. Warum haben sie nie geschossen?

»Die Karte ist gesperrt«, sagt die Dirndlträgerin freundlich, »soll ich sie direkt einbehalten?«

»Nein«, schreie ich so laut ich kann.

In einem Raum ohne Hall ein Wort ohne Silben zu schreien, ist ein blödsinniges Unterfangen.

Für den Bruchteil einer Sekunde schauen die Mitarbeiter kurz auf und lauschen anschließend wieder der Endloschleife aus Schreibmaschinengeklapper und Telefonklingeln.

Nur die Elektronische Kamera über dem Schalter scheint Interesse an mir gefunden zu haben. Sie bewegt sich und folgt meinen Bewegungen.

Ich reiße der Angestellten die Karte aus der Hand, als sei sie das Kostbarste auf der Welt.

»Die Karte is eh gesperrt!«, erwidert trotzig die Bankangestellte und fletscht laut mit dem Kaugummi. Aber niemand hört das. Dafür sind die Vorhänge zu schwer und der Teppichboden zu dick. Ein Hall freier Raum. Selbst ein Schuss würde nicht mehr als ein Plop hervorbringen.

Warum schließe ich nicht einfach alle Vorhänge und fordere das, was mir zusteht?

»Bist oder bist es nicht?«

Lachend steht ein Trachtler vor mir und grinst mich mit seiner braungebrannten Visage an.

Curd Jürgens für Arme, denke ich, da haut mir mein Gegenüber auf die Schultern und nennt meinen Namen.

»Ganz schön dick geworden, was? Hast wohl nix zum Pudern!«

Der Trachtler lacht und stellt sich als Klaus Mair vor, Direktor dieser Bank.

Er hätte jetzt auch sein Coming-out haben können. Niemand außer mir hätte ihn gehört, geschweige denn verstanden.

Herr Mair führt mich in das Direktorenzimmer in der ersten Etage, das fast genau so groß ist, wie die Schalterhalle unten. Die Wände sind aus Zirbenholz und erinnert eher an ein Gasthaus, als an das Zimmer eines Bankdirektors.

Auf dem Schreibtisch mit der Größe einer Tischtennisplatte steht nichts außer einem kleinen Laptop. Auf der anderen Seite des Raumes eine Bauernsitzecke, zu der mich der Direktor hinführt.

»Mei, wie lang is des jetzt her?«, sagt Herr Mair und füllt zwei Stamplerl bis zum Rand.

»Vom Vater, der brennt noch immer!«

Ich kippe die durchsichtige Flüssigkeit in einem Schluck herunter und spüre wie eine Wärme, eine Hitze in mir hochsteigt und meinen Rachen in einen Hochofen verwandelt.

»Wie viel brauchst denn?«, will er wissen.

»Nun!«

»Verstehel!«

»Ich schreib dir einen Scheck aus«, sagt der Bankdirektor, der mich mit jemandem verwechseln muss, und macht sich sofort an die Arbeit.

»Bei deinen Sicherheiten!«

Ich habe keine Sicherheiten. Mein einziges Hab und Gut ist vor ein paar Tagen verbrannt oder durch Löschwasser zerstört worden. Dieser Mann, der mir vollkommen unbekannt ist, muss mich verwechseln.

»Weist«, fährt der Bankdirektor fort, »eigentlich müsste

ich drüben im Glashochhaus sitzen. Bis zum Tod des Landeshauptmanns habe ich drüben in der Vorstandsetage meine Tage verbracht. Zum Glück habe ich noch rechtzeitig die Kurve gekriegt. Du hättest die Augen vom Vorstand sehen sollen, als ich ihn um den Posten des Direktors für dieses Haus gebeten habe. Für verrückt haben mich alle gehalten und hinter meinem Rücken getuschelt. Jetzt sitzt die eine Hälfte des Vorstands im Häfen und die andere ist auf der Flucht oder tot. Die Haie vor der dalmatinischen Küste sollen besonders gefräßig sein.«

Jetzt dämmt es mir langsam. Der Trachtler da am Schreibtisch ist der Klaus. Natürlich!

Klaus, der Junge mit den tausend blauen Flecken und der Angst vor dem Wasser. Klaus, den jeder angeboxt hat, einfach so, weil es jeder gemacht hat. Selbst die Erstklässler haben den Klaus in die Ecke geschubst.

Naturgemäß kann ich mit einem Klaus Mair nichts anfangen, wo er in der Schule und im Trachtenverein immer nur der Klaus gewesen ist.

Der Klaus, der einzige Junge aus der Schule, der nicht schwimmen kann und es auch nicht lernen will. Ein Einzelkind schon von der ersten Klasse an.

»Ich muss dann mal wieder, bin nicht allein da«, sage ich heisern.

»Hast geheiratet? Ich habe vier Kinder und drei Enkel«, sagt der Klaus in seinem fünfzigsten Lebensjahr.

»Hier!«, sagt er noch und hält mir das Bild seiner Frau unter die Nase.

Die schöne Stefanie. Klaus, der Nichtschwimmer hat die schöne Stefanie geheiratet. Ich komme aus dem Stauen nicht mehr heraus. Die Stefanie hat keinen ran gelassen, sondern allen nur die kalte Schulter gezeigt.

Selbst mein selbstverliebter Bruder hat es nicht geschafft, sie ins Stroh oder auf irgendeine Rückbank zu zerren. Da ist die Stefanie eisern gewesen, auch, als das Gerücht durch die Kneipentoiletten gegangen ist, sie sei lesbisch. So etwas hat die Stefanie überhaupt nicht

interessiert.

»Respekt, Respekt, Klausl«, sage ich und erlebe im selben Moment eine Verwandlung in meinem Gegenüber.

Erst denke ich, der Trachtler zittert, hat vielleicht Parkinson oder eine andere unheilbare Krankheit. Aber nein, das Zittern ist nur der Auftakt. Was folgt ist wahrlich ein Ausbruch, eine Explosion. Als erstes zerreißt der Klausl den Scheck in kleinste Fetzen. Dann tanzt er durch den Raum, dessen Wände mit Zirbenholz verkleidet sind, und gibt das Rumpelstielzchen.

»Nein, nein, nein«, brüllt er, »ich bin nicht das Klausl, nein das Klausl bin i schon lang nimmer nit!«

Er wirft sich auf den Boden, wälzt sich hin und her und schlägt mit den Fäusten auf den schweren Teppichboden.

»Nein, nein, nein, der Klausl bin i nit!«

Ich verlasse den Ort des Grauens und schlendere zurück zum Alten Markt, wo Fritzl von ihrem Platz aufspringt und mit einer Zeitung winkt.

Weißberg steht in der Zeitung.

Von überall her kommen die Künstler und stellen ihre Skulpturen und Bilder aus. Auf drei verwaisten Höfen haben sich bereits Kreative aus Italien, den Niederlanden und Polen niedergelassen.

»Wie geil ist das denn«, sagt Fritzi und boxt mir in die Seite. »Lass uns sofort hinfahren!«

»Erst einmal brauchen wir ein Hotelzimmer«, sage ich, der seine Kreditkarte in der Bank liegen gelassen hat.

»Unsinn, wir mieten uns ein Auto!«

Fritzi ist nicht mehr zu halten.

»Wovon? Ich habe meine Karte drüben in der Bank liegen lassen«, sage ich und wünsche mich nach Berlin zurück.

Marietta arbeitet am Tag in Straßburg bei einer Schneiderei, das habe ich durch Renate in Erfahrung gebracht. Sie hat ein schlechtes Gewissen, weil sie doch nichts ver-raten darf. Ich küsse sie auf den Mund, weil ich voller Freude bin.

»Hast du auch mit meinem Bruder?«, will ich von Renate wissen.

»Trottel!«, sagt die beste Freundin von Marietta und ich weiß, dass diese Informationsquelle für immer versiegt sein wird.

Das Pilze- und Beerensammeln hat ein Ende. Ich werde mit der Puch meines Bruders nach Straßburg fahren.

Ich sitze nachts am Fenster, pflege den Kettenraucher und den Veltlinersäufer in mir und ergebe mich ins Selbst-mitleid. Da können noch so viele Sternschnuppen den Kärntner Nachthimmel durchkreuzen.

Mariettas Großtante aus Langenzersdorf hat geschrieben und sich für die schnelle Rückzahlung des Darlehns bedankt. Von Diebstahl ist nicht die Rede. Immer und wieder lese ich die Karte und verfallende am Ende einer jeden

Nacht in einen Weinkrampf.

Da ich die Steinpilze unter der Hand bei den Hoteliers in der Umgebung verkauft habe, ist mir genug Geld geblieben, um jeden Tag das Motorrad meines Bruders zu betanken.

Marietta fährt mit dem sechs Uhr Bus zur Arbeit, das habe ich schon am ersten Tag herausbekommen. Es ist der zweite in dem sie sitzt und starr nach vorne schaut. Wie ein Wilder schlage ich gegen die Panoramascheibe und wecke alle Pendler, die für ein paar Minuten in den Schlaf zurück gefunden haben. Sie tuscheln und zeigen mit dem Finger auf mich.

»Schleich di«, raunzt der Busfahrer, der die Seitentür geöffnet hat und damit droht, mich zu verprügeln.

Nur Marietta rührt sich nicht und starrt weiter ins Leere.

Ich fahre dem Postbus hinterher, halte bei der Raiffeisenstation, der Hühner- und der Schnapsfabrik und an all den Haltestellen, wo Menschen zu- oder aussteigen. Meist sind es Frauen mittleren Alters.

Die Höfe schmeißen nicht mehr genug Gewinn ab. Und für ungelernete Frauen gibt es in den Fabriken für einen Hungerlohn immer was zu tun.

Die jungen Frauen gehen in die Gastronomie und ins Hotel. Wer fesch ist, bekommt auch Trinkgeld und ist manchmal auch zu mehr bereit.

Marietta steigt am Anfang von Straßburg aus und geht dann Richtung Schwimmbad.

Ich schalte den Motor aus, stelle die Maschine an der Espresso-Bar ab und folge ihr zu Fuß.

Sie weiß, dass ich hinter ihr bin, aber sie dreht sich nicht um.

Was habe ich ihr bloß getan?

Ich sitze am *Alten Markt* und lese Zeitung.

Sie haben meinem Bruder eine ganze Seite gewidmet. Der verlorene Sohn ist zurück, das muss gefeiert werden.

Der verlorene Sohn rettet ein Dorf, eine Region, ein ganzes Land. Kleiner haben es die Gazetten nicht.

Über tausend Kilometer muss ich fahren, damit mich dieselbe Aufnahme, des erfolgreichen Bruders angrinst.

Die Kleine- und die Kronenzeitung brennen leicht, wenn man Feuer hat.

Im Mittelteil suche ich nach aktuellen Bildern. Da sind aber nur der Bürgermeister, irgendwelche Obmänner und andere Hänsel abgebildet, zu kennen, die ein Bild von meinem Bruder in die Kamera halten. Naturgemäß immer dasselbe Bild, so als gäbe es hier die Ankunft des Messias zu feiern.

Nein, ich gebe mir hier auf dem Alten Markt mitten in der Klagenfurter Innenstadt keine Blöße.

Zudem gerade Fritzi von irgendwo her kommt und mit einem Umschlag winkt.

Nein, mein ständig grinsender Bruder wird mir diesen schönen Tag nicht vermiesen.

»Hier deine Karte und den Umschlag, den du in der Bank liegengelassen hast«, triumphiert Fritzi, »ich habe mich als nahe Verwandte ausgegeben.«

Ich möchte gar nicht wissen, was sie dem Klausl erzählt hat. Wahrscheinlich hat sie sich als meine Nichte ausgegeben.

»Ich habe ihm gesagt, dass wir auf Flitterwochen und in Venedig vollkommen ausgeraubt worden sind.«

Lustlos öffne ich den Umschlag und zähle in aller Öffentlichkeit das fremde Geld. Es sind fünftausend Euro.

Änderungsschneiderei Reinsperger steht auf einem Schild aus Messing. Das einzig Glänzende an diesem Haus aus dem letzten Jahrhundert. 1904 steht über dem Eingangsbogen. Hier also verbringt Marietta ihre Tage. Der heißeste Sommer seit Jahren, und sie muss ihn drinnen verbringen. Dabei ist sie gern draußen. Die knappe freie Zeit, die ihr auf dem Untergeherhof geblieben ist, hat sie in der Sonne verbracht.

Mich würde brennend interessieren, wer jetzt auf dem Hof den Haushalt führt?

Aber wen sollte ich da fragen?

»Lass uns einen Mietwagen nehmen«, bettelt Fritzi und macht Hundeaugen.

»Meinetwegen«, erwidere ich, »aber nur, wenn wir nicht in Weißberg übernachten.«

»Das ist egal«, sagt Fritzi und klatscht vor Freude in die Hände. Und ob das nicht genug wäre, setzt sie sich auf meinen Schoß, um mir einen Kuss zu geben.

Lustlos fahre ich mit der Puch meines Bruders herum, lege mich so schräg in die Kurven, bis Funken sprühen. Von den Lastwagenfahrern und Pendlern, die um diese Uhrzeit unterwegs sind, ernte ich Hupkonzerte.

Mir egal, wenn es mich die nächste Kurve raus haut. Ich fahre nach Klagenfurt und über Feldkirchen wieder Richtung nach Hause.

Gogausee steht auf einem Schild. Dort habe ich erst schwimmen und dann rauchen gelernt.

Mit dem eigenen Schlauchboot so weit hinausgefahren, dass uns die Erwachsenen nicht mehr haben sehen können.

Ich fahre weiter.

Gleich kommt die neue Trasse, mit ihrer gefährlichen Kurve. Unterhalb liegt die alte Poststation und Remise, in der einst Napoleon genächtigt haben soll.

Weißgelb ist der barocke Bau, der einem kleinen Schloss gleicht. Die Natur ist schleichend auf das Haus zugekommen und wartet darauf, ihre unzähligen Hände über das Gemäuer zu legen.

Wieder hat ein Auto die Kurve falsch eingeschätzt und ist geradeaus gefahren, dabei hat es die Leitplanke durchbrochen und ist von oben in ein Nebengebäude der alten Poststation gestürzt. Das alles kann noch nicht so lange her sein, denn die Bremsspur ist genau zu erkennen.

Sirnitz steht auf einem Pfeil, dem ich einfach folge.
Auf dem Parkplatz neben dem Tatarmandl steht ein weißer Mercedes Cabrio. Das Verdeck ist geschlossen, die Scheiben beschlagen. Leicht bewegt sich das Chassis im Rhythmus.

Ich fahre weiter, um in Sirnitz zu frühstücken.

Die Hotels und Pensionen haben alle noch zu. Auch das Café mit dem angrenzenden kleinen Spielwarengeschäft.

Ich fahre in den Hinterhof, wo die Tür zur Backstube offen steht.

»Was machst du denn hier?«, begrüßt mich der Winfried, der hier im zweiten Lehrjahr ist.

»Ein bisschen rumfahren«, sage ich.

»Willst a Häferl Kaffee?«, fragt mich der Lehrling, der aus unserem Dorf stammt.

»Und a Semmel dazu.«

»Bitte sehr, bitte gleich.« Winfried lacht und schmeißt mir seine Schachtel *Hobby* zu.

»Hast du die Kathi gesehen?«, will Winfried wissen.

Kathi ist die Kellnerin und stammt aus Deutsch-Griffen. Seit dem Osterfeuer sind die beiden ein Paar.

Es riecht nach Sommer. Ich zünde mir eine Zigarette an und starre in einen leuchtenden blauen Himmel. Heute wird ein heißer Tag, das spüre ich.

»Was hältst du von dem?«, will Fritzli wissen.

Wie konnte sie aller Welt erzählen, dass wir geheiratet haben. Im Gegensatz zu meinem Bruder habe ich noch einen Ruf zu verlieren.

In Anbetracht meines Alters aber auch wieder egal. Zudem gehöre ich zu den Leuten, deren Namen man nicht vergisst, ihn dennoch nicht weiß, weil man ihn sich nie gemerkt hat.

Was also habe ich für einen Ruf zu verlieren?

»Mir egal, Schatzi, Hauptsache, er gefällt dir!«

Fritzli schaut mich mit großen Augen an, schneidet ein paar Grimassen im Rücken des Autohändlers, und ent-

scheidet sich dann für einen Jeep, der einem Panzer ähnelt.

»Schau mal«, ruft Fritz, »der Wagen hat so gar eine Seilwinde.«

»Ihre Kreditkarte bitte«, sagt der Händler, die ich ihm selbstverständlich reiche.

Meinetwegen kann er die leicht angebrannte Plastikkarte auch behalten. Das Konto ist ohnehin leer und gespernt.

Hupend verlasse ich den Innenhof und biege nicht Richtung Berg, zum Hochrindl ab, sondern fahre zurück ins Tal.

Der Parkplatz am Tatarmandl ist leer.

Ich fahre Richtung Weissberg und ignoriere das Schild mit dem Pfeil nach links. Weiter geradeaus, dieselbe Strecke, die ich um sechs Uhr schon einmal gefahren bin. Mehrmals fahre ich meine Runde um den Zammelsberg bis die Tanknadel schlagartig auf null fällt.

An der Tankstelle trinke ich einen Kaffee. Im Stüberl sitzen ein paar Jäger, die einen Bock begießen. Adi sitzt dabei und gibt mir mit dem linken Auge ein Zeichen. Ich folge ihm auf die Toilette.

»Trottel, die Deutschen, schießen auf alles, was sich bewegt. Aber treffen tun's nix richtig!«

Er macht eine Geste, die mir sagen soll, dass er das Tier mit einem Genickbruch erledigt hat.

»Ka wunder, das di kan Krieg gewinna känna!«

Ich trinke meinen Kaffee aus und will gerade gehen, da hält mich einer der Jäger fest.

»Trink einen mit, mein Junge, du siehst aus, als ob du einen vertragen könntest.«

Den Mann, der unvorsichtigerweise den Arm um meine Schultern legt, habe ich noch nie gesehen. Von seiner ganzen Art passt er nicht in dieses Tal, selbst als Urlauber nicht.

Selbstverliebt, mehr fällt mir zu dem Jäger nicht ein. Wer sonst trägt bei der Jagd Goldkettchen an Hals und Handgelenk.

Ich mache mich frei und verlasse das Stüberl.

»Was für eine geile Karre«, sagt Fritzi und holt mich zurück in die Gegenwart. »Tausend Gänge, wie geil ist das denn!«

Sie gibt Gas und wir sausen an dem Bauernhof vorbei, an dem ich Wasser geholt habe.

Die Straße hat man ausgebaut, auch scheint der Wald ein wenig geschrumpft worden zu sein. Überall gibt es Kahlschläge, ein Zeichen, dass Bargeld gebraucht wird.

Von weitem tauchen die Zwiebelträume des Doms zu Gurk auf. Spätestens in Straßburg werde ich auf die Bremse treten.

Seit dem ich weiß, wo Marietta arbeitet, sind die Tage länger als sonst. Nichts vergeht, außer dass sie früh morgens in den Bus steigt, um zur Arbeit zu fahren, und der Fahrt am Abend, die sie wieder zurückbringt.

Jeden Tag fahre ich im Kreis, bis der Tank leer ist, aber es bringt mich nicht weiter.

Zwischendurch sammle ich ein paar Steinpilze und verkaufe sie direkt an die Gastronomie. Das Geld lege ich sofort wieder in das Benzingemisch an, das die Puch meines Bruders literweise schluckt.

Ich setze mich ins Freibad von Straßburg und beobachte von der kleinen Terrasse aus das Haus der Änderungsschneiderei.

Gegen Mittag kommt Marietta vor die Tür, um eine Zigarette zu rauchen. Sie macht ein paar Schritte und kommt direkt auf dem Maschendrahtzaun des Schwimmbads zu.

Ob sie mich gesehen hat?

Ich nehme mir vom Nachbartisch die Zeitung und halte sie vor mein Gesicht.

VERMISST mehr kann ich nicht lesen, da ich das Blatt zu nah vor meine Augen halte.

Ich bohre kein Loch in die Zeitung, so tief sinke ich

nicht. Stattdessen zünde ich mir eine Zigarette an und lege das Blatt so, das ich darin auch lesen kann.

Ich starre in Kathis Gesicht, der Sirnitzer Kellnerin, die aus Deutsch-Griffen kommt. Seit zwei Tagen ist sie abgängig, wie die Zeitung schreibt. Sie ist einfach nicht zur Arbeit erschienen, obwohl sie am Morgen rechtzeitig das elterliche Haus in Deutsch-Griffen verlassen hat.

»Die Kathi ist ein lustiges Madl«, so die Eltern, womit die Polizei einen Suizid ausschließt.

»So eine draht si nit ham«, sagt mein Tischnachbar und folgt einem Bikinioberteil, das drei Nummern zu klein an einem nassen Frauenkörper klebt.

Die Polizei sucht Zeugen.

Ich ziehe mich an und verlasse das Schwimmbad.

Marietta steht immer noch da. Mit den Schuhen hat sie irgendetwas in den Steinchenboden gekratzt, das sie aber bei meinem Kommen sofort wieder zerstört.

»Servus!«

»Servus!«

Beide schauen wir zu Boden. Als ich weitergehen will, hält sie mich fest.

»Gehen wir noch zusammen?«

»Und, was hast du geantwortet?«, will Fritzi wissen.

»Ich weiß nicht. Das ist schon zu lange her«, erwidere ich und schaue auf Straßburg, das uns zu Füßen liegt. Unten auf dem Parkplatz des Hotels steht der Mietwagen mit Kärntner Kennzeichen.

Zwanzig Jahre ist das her, dass ich mit meiner Exfrau aus Hamburg den Aufstieg zur Burg gewagt habe. Hier ist der Entschluss gefallen, die Novelle zu schreiben, die letztendlich zur Trennung und Auszug aus der gemeinsamen Wohnung geführt hat.

»Das glaube ich dir nicht«, Fritzi lässt einfach nicht locker. »So etwas vergisst man nicht. Und du schon gar nicht!«

Berliner Göre, denke ich. In dem Sommer ist soviel passiert, dass ich mich nicht an jedes Detail erinnern kann.

»Mitkommen«, sagt der stellvertretende Gendarmerieposten von Straßburg, der über die Landesgrenzen dafür bekannt ist, den Touristen das Geld abzunehmen.

Er, der Erfinder von beweglichen Verkehrsschildern und dem langsam fahrenden Wohnmobil als Lockvogel, trennt mich von Marietta, die mir traurig hinterher schaut.

»Das ist er, das ist er!«, ruft Winfried aufgeregt und zeigt mit dem Finger auf mich.

»Du hast also die Kathi, als letzter gesehen?«, sagt der Postenkommandant, an dessen Schreibtisch der Bäckerlehrling aus Sirnitz sitzt.

»Habe ich nicht!«, antworte ich trotzig und verstehe die ganze Aufregung nicht.

»Ich hab dich doch noch gefragt«, mischt sich Winfried ein und will mir an die Gurgel.

»Und ich habe dir gesagt, dass ich nichts gesehen habe!«
Wütend schaue ich in die Runde.

»Es ist so. Wir haben die Kathi gefunden«, sagt der stellvertretende Gendarmerieposten und kratzt sich unter der Schirmmütze.

»Ja, dann ist ja gut!«

»Sie ist tot! Tot! TOT!

Winfried ist nicht mehr zu halten und muss von zwei Anwärtern zum Polizeidienst abgeführt werden.

»Wir werden dich jetzt nach Klagenfurt überführen, dort wirst du erkennungsdienstlich behandelt. Keine Sorge, dein Großvater ist schon informiert.«

Tausend Gedanken schwirren mir durch den Kopf. Sie beginnen, haben aber kein Ende.

Wieso, ist der Großvater zu Hause?

Und was habe ich mit Kathis Tod zu tun?

Warum hat Marietta so traurig geschaut?

Wer fährt die Puch nach Hause?

Dann wird mir das Denken abgenommen.

Im Polizeiauto geht es nach Klagenfurt. Fotos werden von mir gemacht, Fingerabdrücke genommen. Alles ist

ähnlich, wie man es aus dem Fernsehen kennt. Ein Arzt erscheint und nimmt mir Blut ab.

Dann taucht mein Großvater in Begleitung der Reitererzwillinge auf, ihres Zeichens Anwälte der übelsten Art.

Wo die zwei Schwergewichte in ihren braunen Trachtenanzügen auf den Höfen auftauchen, baumelt in derselben Nacht der Bauer am Kälberstrick.

Hinter einer Glaswand sehe ich fünf Erwachsene gestenreich diskutieren, währenddessen ich mit einer rosa Klopapierrolle versuche, die Druckerschwärze von den Fingerkuppen zu bekommen.

Zur Begrüßung verabreicht mir der Großvater eine Watschen, die alle tausend Gedanken mit einem Mal bündeln.

Ich bin kein Mörder!

Stumm fahre ich mit dem Großvater nach Hause.

»Alter Schwede!«, sagt Fritzi, »die Bullereirumfummelei fehlt mir noch in der Sammlung!«

Ich höre nicht zu und suche nach dem Haus mit der Änderungsschreinerei, das von hier oben, von der Straßburg aus, nicht zu sehen ist.

Vom Burgvorplatz hat man einen guten Blick. Nichts hat sich verändert. Die Menschen leben in ihrem Optimismus und bauen Haus um Haus.

Was mache ich hier eigentlich?

Offenbare mich einem Mädchen, das sich eingebildet hat, beim Film Karriere zu machen.

Niemand macht beim Film Karriere, wenn es der Geldgeber nicht will, der die Kohle ohnehin nur geliehen hat.

Fritzi, möchte ich sagen, die Branche ist eine aussterbende Gilde von alten Männern, die nur geil auf deinen Körper sind. Aber habe ich ein Recht dazu?

Ich bin ja im Grunde noch älter, als die aussterbende Gilde.

Film heißt Hungertuch, Kunst überhaupt. Ja, das möchte ich ihr auf der Burg zu Straßburg sagen.

Mein Bruder, das Hochglanzgesicht, wie kann ich es für mich und für andere zerstören?

Ich sitze mit Fritzi in der Gaststube mit angrenzender Fleischerei. Hier gibt es den besten Speck und die besten Würstl des Landes. Eine Konstante, die geblieben ist.

Angewidert starrt Fritzi auf meinen Teller gebratener Rinderleber. Sie selbst hat sich für die Kärntner Kasnudeln entschieden, in denen sie lustlos herumstochert.

»Und hat man den Mörder gefasst?«

Ich schüttele mit vollem Mund nur den Kopf.

»Erst ein Dieb und jetzt ein Mörder!«

Der Großvater kann es nicht fassen und schlägt mit der Faust so fest gegen das Lenkrad, das es an einer Stelle einen Riss bekommt.

Naturgemäß weiß er, dass ich niemanden umgebracht habe. Vielleicht ärgert er sich darüber, sich mit den Reitererzwillingen eingelassen zu haben. Aber sie sind die besten Juristen des Landes und haben Verbindungen nach ganz oben.

»Auf See und vor Gericht ist man allein in Gottes Hand«, murmelt der Großvater und fährt die Tankstelle an.

Als wir beide das *Stüberl* betreten, verstummen die Berufskraftfahrer und die Jäger und schauen uns an, als würden Lassiter und Django in der Tür stehen.

»Zwei Halbe«, brüllt der Großvater und haut mit der Faust auf den Tisch. Dann geht er zur Wurlitzer und drückt seinen Freddy Quinn.

Schön, schön, schön war die Zeit... tönt es aus den Boxen.

Der Wirt höchstpersönlich bringt uns das Bier und zwei Stamperl auf Kosten des Hauses.

»Damit das für allemal klar ist, mein Enkel ist kein Mörder. Und wer etwas anders behauptet, sollte den Mut haben, es mir ins Gesicht zu sagen!«

Der Großvater reicht mir ein Stamperl Obstler und prostet mir zu.

Das Zeug brennt höllisch in der Kehle und im Magen. Aber ich verziehe keine Miene.

Die Kraftfahrer und Jäger haben genug gesehen und gehört. Sie drehen sich wieder um, streuen Gerüchte und erzählen sich Anekdoten.

Wir trinken noch zwei Halbe und essen ein Gulasch. Dann fahren wir nach Hause.

»Das Gerücht ist für allemal aus der Welt«, sagt der Großvater und wickelt eine halbe Rolle Pflasterband um das angebrochene Lenkrad.

»Komischer Ort«, sagt Fritz bei dem Spaziergang durch Straßburg, das seinem Namen alle Ehre macht. Die Straße, die den Ort durchteilt, war und ist charakteristischer Mittelpunkt dieses Flecken. Allein, durch die schmalen Bürgersteige nicht ganz ungefährlich. Erst vor und hinter dem Burgfried geht das Dorf in die Breite.

Zum Glück hat die Espressobar noch auf.

Als wir den Laden betreten, herrscht für einen Moment völlige Stille.

Die männliche Dorfjugend zieht Fritz mit Blicken aus. Ich dagegen werde misstrauisch beäugt. Der ganze Ort scheint eine einzige Konstante zu sein.

»Hier möchte ich nicht begraben sein«, flüstert Fritz mir ins Ohr und schiebt die Zungenspitze nach.

»Man kann es sich nicht immer aussuchen«, sage ich, was aber im Zischen der Espressomaschine vollkommen untergeht.

In Friesach ist ein Mädchen verschwunden und auf der Flattnitz auch.

Offiziell entschuldigt sich die Polizei bei mir und dem Großvater.

»Nix für ungut«, sagt der stellvertretende Gendarmeriepostenkommandant.

Die Reitererzwillinge überlegen eine Schadensersatzklage gegen den Österreichischen Staat in Millionenhöhe.

Dafür müsste ich nach Wien und mich in Steinhof untersuchen lassen.

Steinhof, Steinhof sperr'! Türe auf, der Wimmer kommt im Dauerlauf...

»Einmal Steinhof, immer Steinhof«, sagt mein Bruder, der die Schule geschmissen hat.

Er hat den Kampf gegen den Großvater gewonnen, ist aber seltsamerweise darüber nicht glücklich, was er sonst durch seinen Zynismus zum Ausdruck bringen würde.

»Ich werde Schauspieler«, sagt mein Bruder und pustet den Rauch von drei Zigaretten gegen die Scheunendecke.

»In London ziehen sie an Ofenrohren«, sagt mein Bruder und kichert.

Die Luft riecht süßlich.

»Lass dir von dem Alten nicht das Leben vermiesen. Und, wenn gar nichts mehr geht, sag ihm, dass er die Eltern auf dem Gewissen hat, die Nummer läuft immer!«

Mein Bruder lacht kindisch und raucht weiter an dem riesigen Tabakschlauch.

Ich beachte ihn gar nicht und habe seit Wien kein Wort mehr mit ihm gewechselt.

Wenn er mein Zimmer betritt, behandle ich ihn wie Luft. Manchmal aber steigt die Wut so schnell in mir auf, dass ich das Zimmer verlassen muss, damit kein Unglück passiert.

Die Ferien sind vorbei und ich muss auf das Gymnasium nach St. Veit.

Kein Internat der Welt möchte einen Schüler, der einmal unter Mordverdacht gestanden ist, schon gar nicht, wegen einem Tötungsdelikt mit sexuellem Hintergrund.

Ich nehme denselben Bus wie Marietta. Wir halten Händchen und sagen oft kein Wort.

Die Pendler aus der Gegend haben sich an unseren Anblick gewöhnt und lassen uns in Ruhe. Meist haben wir eine Doppelbank für uns.

Einmal die Woche steigt Marietta nicht in Straßburg aus, sondern fährt mit mir weiter nach St. Veit. Dort soll sie

eigentlich eine Schule besuchen, aber wir machen gemeinsam blau und erleben den Tag. Noch ist es warm und wir genießen die Sonne.

Wir schlendern durch die Innenstadt und machen in einer Nebenstraße halt vor einem Schild, das uns magisch anzieht: *Pension Bauer*

Der Scheinwerfer eines Autos streift die Decke des Hotelzimmers. Ich schaue auf die Uhr. Fritzi ist immer noch nicht zu Hause. Halb zwei, so lange hat in Straßburg kein Lokal auf.

Oder vielleicht doch? Sollte sich in all den Jahren doch etwas geändert haben?

Es ist Mitte der Woche, da hat niemals ein Lokal länger als bis Mitternacht auf.

Müsste ich sie nicht suchen?

Ich hasse Machtspielchen. Im Grunde läuft ja alles darauf hinaus.

In der Espresso-Bar hat sie sitzen bleiben wollen, während ich zum Aufbruch gedrängt habe.

Sie ist sitzen geblieben und ich bin gegangen.

Lächerlich das Ganze!

Noch lächerlicher aber ist die Tatsache, dass ich hellwach auf dem Bett liege und die Lichtstrahlen der vorbeirauschenden Autos zähle.

Wahrscheinlich wird sie unten auf der Bank sitzen, eine Zigarette nach der anderen rauchen und darauf warten, dass ich vor die Tür trete, um sie zu suchen.

Nein, Fritzi, den Gefallen werde ich dir nicht tun.

Marietta und ich haben das Geld für die *Pension Bauer* zusammen.

Der Spätsommer hat sich endgültig verabschiedet. Jetzt sind selbst auf der Villacher Alpe die Tage düster und grau. Auf den Passstraßen ist der erste Schnee gefallen, während im Tal die Obstwiesen voller Laub sind.

Telefonisch haben wir das Zimmer für ein Wochenende bestellt. Marietta hat sich dabei, als Sekretärin einer Kraft-

futterfabrik ausgegeben.

Wir haben uns vor Lachen nicht mehr eingekriegt.

Schwieriger wird es mit den Alibis.

Ich werde bei einem Christian Bachmann übernachten. Der Vater sitzt im Klagenfurter Stadtrat. Als Gegenleistung muss ich ihm ein Tütchen weiblicher Schamhaare besorgen.

Da ich mich schäme, Marietta anzusprechen, schneide ich mir die eigenen ab, tränke sie in Parfüm und stecke den Klumpen in einen Umschlag.

»Leistung gegen Leistung«, sage ich zum Christian Bachmann und fühle mich wie mein unsäglicher Bruder.

Am Montag, nach besagtem Wochenende, soll er die heiße Ware erhalten.

Marietta muss über das Wochenende in der Änderungsschneiderei Reinsperger aushelfen. Ihre Brüder sind weit weg auf der Autobahnbaustelle. Hoher Besuch aus Wien hat sich angesagt, um ein fertig gestelltes Teilstück zu besichtigen.

»Schön, dass du direkt Anschluss gefunden hast«, lobt mich der Großvater und steckt mir einen tausend Schillingschein zu. Das macht er nicht aus Liebe zu mir. Mit dem Geld soll ich dem Christian Bachmann zeigen, wer wirklich im Tal das Sagen hat.

»Aber zuvor richtest du die Zimmer her«, sagt der Großvater und meint die Etage über dem Geräteschuppen, wo sich eine Ferienwohnung befindet.

Vor Jahren gebaut und liebevoll von meiner Großmutter eingerichtet, soll sie den deutschen Verwandten als Unterkunft dienen. Niemand ist je zur Sommerfrische gekommen.

Der Großvater vermietet nicht mehr an Fremde, da ist er eisern, aber die Jellineks aus dem 2. Wiener Gemeindebezirk kommen immer im Herbst, seit ich denken kann. Er, der Chemieprofessor und sie, die verkappte Musikerin, die als Klaviervirtuosin Karriere hat machen wollen und als Musiklehrerin geendet ist.

»Ich habe mich halt für die Familie und gegen Karajan entschieden«, sagt die Jellinek beim Begrüßungskaffee und spitzt die dünnen Lippen.

Die Jellinek soll drei Fehlgeburten erlitten und eine Tochter zur Welt gebracht haben, die aber seit ihrer Kindheit unter einer seltenen Schwermut leidet.

Andauernd soll die junge Jellinek das Bedürfnis haben, sich auszuziehen und dabei die schlimmsten Wörter in den Mund nehmen.

Nähert man sich ihr unvorsichtigerweise, tritt sie nach einem, kratzt, beißt und spuckt vor einem aus.

»Da ist der Teufi drin«, sagen die Großeltern im Chor, wenn von der jungen Jellinek die Rede ist.

Einmal im Jahr kommen die Jellineks aus dem Wiener 2. Bezirk auf unseren Hof, um auf die Jagd zu gehen.

Drei Wochen halten sie sich bei uns auf, und ich habe längst verstanden, was sie unter auf die Jagd gehen verstehen.

Den ganzen Tag sind sie im Wald und schleppen am Abend die letzten Beeren und Pilze in Eimern und Rucksäcken in die Ferienwohnung, in der neben einem Kühlschrank auch eine Tiefkühltruhe steht.

Am Abend sitzen sie bei uns am Tisch und verschlingen den selbst gemachten Speck, die Hauswürstl und den Käs, als wäre es die letzte Mahlzeit in den nächsten Jahren.

Das selbst gebackene Brot der Großmutter lassen sie links liegen und greifen lieber noch nach dem Geselchten und der Leberwurst.

Bis dahin schweigen die Jellineks, weil ihre Rachen bis zur Mundöffnung gefüllt sind. Selbst die Butter scheint ihnen ohne Brot zu schmecken.

Wird dann der erste Obstler serviert, nachdem eine teure Südtiroler Weinflasche längst getrunken, fängt das Geplapper und Geschnatter an.

Der Großvater reicht dem Jellinek die Schachtel mit den *Krummen Hunden* und beide gehen paffend über den Hof.

Währenddessen ist in der Stube die Jellinek nicht mehr

zu halten. Alles und jedes weiß sie. Auf der einen Seite ist Wien die Weltstadt, auf der anderen ein provinzielles Drecksnest.

Da werden Namen und Örtlichkeiten durch den Raum geschmissen, die niemand am Tisch kennt, außer der Jellinek.

Trotzdem sitzen die Großmutter, die Großtante Anni und die Renata da und lauschen der Wiener Stimme.

Die Uhr zeigt nach drei Uhr.

Fritzi ist immer noch nicht im Hotel angekommen. Vielleicht hat sie sich ein eigenes Zimmer genommen.

Ich rufe in der Rezeption an und erfahre, dass ich bereits dreimal angerufen und dieselbe Frage gestellt habe.

»Ich weiß nicht, wo Ihre Tochter ist«, sagt der Nachtportier und legt auf.

Frechheit!

Eingeschlafen wird er sein und das verzweifelte Klopfen von Fritzi an der Eingangstür überhört haben.

Ich weiß nicht, wo Ihre Tochter ist, wie er das gesagt hat, mit so einem gewissen Unterton.

Mein Bruder hätte hier mit drei Minderjährigen einchecken können und die Rezeption hätte das für das Normalste von der Welt gehalten.

Mein Bruder ist ja auch Künstler. Bekannt aus Funk und Fernsehen, dass ich nicht lache.

Auch ich bin Künstler, wenn auch nur in geheimer Mission.

Die Jellineks fahren mit ihrem alten Opel auf den Hof, wo die ganze Familie versammelt ist, selbst mein Bruder.

Brav mache ich meinen Diener und reiche zweimal die Hand, bevor ich mit einer Sporttasche vom Hof radle.

Ein Stück strample ich neben dem Postbus und gewinne das Rennen. Ich lasse das Fahrrad in den Graben rollen und besteige an der Haltestelle den Bus.

Marietta und ich sind die einzigen Fahrgäste, freude-

strahlend sehen wir dem Wochenende entgegen.

Ein weißer Mercedes Cabrio überholt hupend den Bus und schneidet ihm an der Abzweigung nach Klagenfurt den Weg ab.

Kurz nach vier Uhr morgens stehe ich unten vor dem Hotel und werde misstrauisch vom Nachportier beäugt, der abwechselnd ins Meldebuch und durch das Guckloch nach draußen schaut.

Was glaubt er, dass alles nur ein Trick ist und ich mit meiner Tochter abhauen will, die ich längst im Kofferraum verstaubt habe?

Es ist kalt geworden und dieses Hippie Jäckchen aus meinem Kiez in Berlin wärmt überhaupt nicht. Ich schaue an mir herunter und sehe grüne Damenturnschuhe an meinen Füßen. Die Hose hat mehr als Hochwasser. So kann ich unmöglich nach Weißberg zurück.

Morgen muss ich mich erst einmal neu einkleiden. Geld ist ja da.

Ich drehe meine Runde durch Straßburg, was nicht ganz ungefährlich ist, da die Hauptstraße über einen nur kleinen Bürgersteig verfügt. Sieben Einwohner aus Weißberg haben hier ihr Leben gelassen, - die meisten von ihnen beim Verlassen des Gasthauses.

In der Espresso-Bar brennt noch Licht. Die Jalousien sind geschlossen und nur durch schmale Ritze dringt Kerzenschein.

Leise läuft Musik und ich höre Stimmen.

Ich mache mich lang, ich mache mich klein, auf der Suche nach dem idealen Spalt, aber den scheint es nicht zu geben.

Naturgemäß könnte ich gegen die Fensterscheibe klopfen, aber ich mache das nicht.

Ich habe durch festes Pressen des Ohrs an die Scheibe Fritzi Stimme herausgehört. Sie ist am Leben und scheint bester Dinge.

Also kann ich ja ruhig wieder ins Bett.

Ich gehe den Weg Richtung Schwimmbad an der Änderungschneiderei vorbei, die es längst nicht mehr gibt. Das fehlende Messingschild hat einen blassen Fleck an der Fassade hinterlassen.

Der steile Aufstieg zur kleinen Kapelle unterhalb der Burg ist unverändert, nur ich bin außer Atem. Das bin ich früher nicht gewesen.

Während unsere Sporttaschen in der *Pension Bauer* stehen, streife ich mit Marietta durch Klagenfurt.

Anfänglich scheuen wir uns sogar, nebeneinander herzugehen, aus Angst, jemand könnte uns erkennen. Aber mit der Dunkelheit fällt unsere Scheu.

Was mit einem Händchenhalten begonnen hat, ist jetzt ein Engumschlungensein. An jeder Ecke bleiben wir stehen und saugen uns fest.

Mein Bruder hat doch überhaupt keine Ahnung von der Liebe.

Das hier ist Liebe!

Die Unendlichkeit ist Liebe!

Liebe Klagenfurter schaut her, dass hier ist Liebe!

Harte Stockschläge auf Rücken und Rippen bremsen unsere Euphorie.

Ein älterer Herr in Kärntner Tracht gibt den Zuchtmeister.

»Noch Kinder, aber auf offener Straße...«, sagt er.

»Wie bei den Hottentotten«, pflichtet ihm eine Kirchgängerin bei, die ein Gebetbuch in den Händen hält.

Marietta und ich flüchten in einen Innenhof und fallen erneut übereinander her. Unsere Zungen können nicht voneinander lassen.

Nein, geküsst wird sie mein Bruder nicht haben.

Nein, mein Bruder ist nicht der Kusstyp, der will nur flach legen und Trophäen sammeln.

Ich hasse das Teufelchen, das neben mir steht und versucht, meine süßesten Stunden zu versalzen.

»I liab di«, flüstert mir Marietta ins Ohr und schiebt ihre

Zunge nach.

Stöcke nähern sich dem Innenhof.

Die Alten scheinen uns gefolgt zu sein.

Zum Glück hat der Arkadenhof einen zweiten Ausgang.

Laut und demonstrativ schließe ich mit dem Schlüssel, den mir der Nachtportier nach langem Zögern gegeben hat, die Hoteltür auf.

Durch den Türspalt hinter der Rezeption sehe ich den Mann schlafend auf einer Pritsche liegen, wie er schmatzend auf die andere Seite dreht.

Anstatt nach oben auf das Zimmer zu gehen, folge ich den Messingbuchstaben und einem Pfeil, die den Weg zum Schwimmbad weisen.

Die Türen sind unverschlossen. Warme Luft schlägt mir entgegen.

Ein feines leises Plätschern erfüllt den Raum.

Ich lege mich auf eine der weißen Liegen und lausche der Musik.

Eine Stunde vor Mitternacht betreten Marietta und ich die *Pension Bauer* und fischen uns leise den Schlüssel vom Brett, um den alten Mann hinter dem Empfang nicht zu wecken.

Leise schleichen wir die Treppe hinauf. Wir müssen in den zweiten Stock.

Schon in der ersten Etage werden wir von Lustschreien begrüßt, die aus den Zimmern dringen.

Marietta und ich schauen uns fragend an, dann kichern wir und verfallen, oben angekommen, in einen Lachkrampf.

»Ruhe da draußen«, brüllt eine Tenorstimme aus einem der Zimmer.

Marietta beeilt sich die Tür aufzuschließen.

Da sind wir also, denke ich und schaue mich um. Ein bisschen erinnert mich das Zimmer an den *Kommissar*.

Erik Ode ermittelt oft in solchen Räumen, wo das

Waschbecken im Zimmer ist. Überall Handtücher. Am Waschbecken hängen zwei, auf dem kleinen Tisch unter dem Fenster auch ein weißes Pärchen und selbst auf dem Bett liegen zwei Frotteetücher.

Wahrscheinlich hat die Besitzerin der *Pension Bauer* einen Reinlichkeitstick, ähnlich wie die Jellinek aus dem 2. Wiener Gemeindebezirk.

Obwohl die Ferienwohnung auf unserem Hof auf das gründlichste gereinigt und desinfiziert worden ist, packt die Jellinek erst einmal ihr eigenes Reinigungsmittel aus und beginnt, vor allem die Sanitäranlagen zu putzen. Sie schrubbt und wienert und kommt dabei ganz außer Atem.

Mein Bruder und ich haben sie dabei des Öfteren beobachtet.

»Die hat eine Spermaphobie«, sagt mein Bruder mit dem ich auf einer Leiter stehe.

»Sie wird in jungen Jahren mit dem Zeug in Verbindung gekommen sein und seitdem ekelt sie sich davor. Aber einen schönen Arsch hat sie. Der klassische Apfell«

Mein Bruder tritt in die Fußstapfen von Siegmund Freud und ich verliere das Gleichgewicht bei soviel Schwachsinn.

Mit dem Betreten des Zimmers ist das Lachen verstummt.

Da stehen Marietta und ich in einem Zimmer mit Waschbecken und einer Garnitur Handtücher, die für eine Fußballmannschaft reichen würde, und wissen nicht, was wir machen sollen.

Im Grunde weiß ich nicht, was ich machen soll.

Marietta hat ja schon und das mit Folgen, die ein Arzt in Wien, auf welche Art und Weise auch immer, beseitigt hat.

Und schon sind sie da diese Bilder.

Der Alptraum. Ärzte mit Zangen, Nadeln, Messern und riesigen Staubsaugern rücken Mariettas Unterkörper zu Leibe.

»Lass uns was trinken«, sagt Marietta leise und öffnet die Sporttasche, um den Wein und die Gläser herauszuholen.

Sie scheint meine düsteren Gedanken zu erraten.

Ich werfe mich aufs Bett, das wie eine Luftmatratze auf dem Goggaussee reagiert.

Immerhin liege ich schon.

Marietta zieht unterdessen die Jacke aus und hängt sie an den Haken.

Verdammt, ich habe meine noch an.

Ich pelle mich ungeschickt aus der Jeansjacke und versuche sie, unter dem Bett zu verstecken. Marietta füllt die Gläser und reicht mir eins.

»Fester, fester, du Sau«, tönt es hinter der Tapete in meinem Rücken.

Marietta schüttelt die Haare und lächelt mich an.

Sie öffnet einen Knopf ihrer Bluse. Ich kann den Rand eines bunten Bikinioberteils sehen.

»Ja, ja, ja...«, schreit eine Frau mit einer Stimme, die mich an Losverkäufer auf dem Jahrmarkt erinnert.

Marietta füllt die Gläser und ich lege mich auf dem Bauch, weil ich mich für meine Erektion schäme.

Wir trinken einen Schluck und küssen uns mit warmen nassen Lippen.

Ich schließe die Augen und sauge mich fest.

»Ja, ja, ja...«, krächzt die Frau aus dem Nebenzimmer und schlägt mit der Hand gegen die Wand.

Wir stellen die Gläser beiseite und beginnen einander zu erforschen.

Wasser plätschert und beruhigt, wäre da nicht ein nerviges Klopfen gegen die Fensterscheibe.

Ich öffne die Augen und richte mich auf.

Fritzi steht draußen und klopft gegen die Panoramafenster des hoteleigenen Hallenbads, das aus mehreren kleineren Scheiben besteht. Mit beiden Armen rudert sie und winkt mir zu.

Ich quäle mich aus der Liege und versuche eines der Fenster zu öffnen.

»Echt schräg, das Kaff«, sagt Fritzi, die ich mit einem

Schwung durch das Fenster hinein hebe.

»Wau, wie geil ist das denn«, fährt sie fort, befreit sich aus meiner Umarmung und in sekundenschnelle von ihren Kleidern.

Mit einem eleganten Sprung gleitet sie ins Wasser und taucht bis zum Beckenende.

»Komm rein, du...«

Fritzi ist untergetaucht und schnellt nach paar Sekunden wie eine Rakete an die Oberfläche.

Wie schön sie ist.

»Das Wasser ist wunderbar!«

»Ich verfolge da gerade einen Gedanken«, sage ich und schließe das Fenster.

»Hallo? Die Musik spielt im Jetzt!«

Mag sein, denke ich. Aber kann ich Marietta jetzt allein in der Pension Bauer zurücklassen?

Hat sie nicht ein Recht darauf, dass die Geschichte bis zum Ende erzählt wird?

»Später!«

»Später sind wir alle mausetot, jetzt rockt das Leben!«

Fritzi versucht mit einem Handkantenschlag auf der Wasseroberfläche mich nass zu machen.

So nicht, so nicht.

Ich entledige mich meiner Kleider und springe kopfüber ins Wasser. Etwas, was ich lange nicht mehr gemacht habe.

Bei einem Übergewicht und einer Beckentiefe von ein Meter und fünfzig ein gefährliches Unterfangen. Im letzten Moment kann ich mit den Händen schlimmeres verhindern.

Zwei der Holomeks Kinder haben nicht so viel Glück gehabt und sind bei Langenzersdorf in der Donau von Furniereisen aufgespießt worden.

Mit Schmerzen tauche ich wieder auf, lasse mir aber nichts anmerken.

Da steht Fritzi vor mir und strahlt mich an, als sei ich der...

Mir fällt nichts ein, für wen mich Fritzi halten könnte.

Ich könnte ja noch nicht einmal sagen, warum sie mich eigentlich mag.

»Du mit deinen Gedanken«, sagt Fritzi und drückt sich an mich.

An was, soll ich da noch denken?

»Dann schlag mi doch!«, ruft eine Stimme aus dem Nachbarzimmer.

Marietta und ich hören schon lange nicht mehr hin.

Wir entdecken gegenseitig unsere Körper und belohnen jede Region mit Streicheleinheiten.

Noch habe ich meine Unterhose an, was aber ein Witz ist, da ohnehin das meiste schon herauslugt.

Auch Marietta trägt noch den Slip, den ich mehrmals versucht habe, herunter zu ziehen.

»Später«, haucht sie in mein Ohr und versetzt mich dadurch in einen immer erregteren Zustand.

Nein, heute gibt es kein zurück mehr. Heute muss es passieren.

Marietta befreit sich aus meiner Umklammerung und steht auf. Sie streift sich ein T-Shirt über, nimmt die Packung mit den Scheidenzäpfchen und verschwindet auf den Flur. Denn es gibt nur eine Toilette auf jeder Etage.

»Warum hat sie das denn nicht im Zimmer gemacht?«, will Fritzzi wissen, die nass und nackt auf mir liegt.

Was soll ich darauf antworten?

»Anderes Jahrhundert, anderer Planet!«, sage ich und spüre einen warmen Körper, der sich fest an mich presst.

»Du Luada!«, schreit eine Bauernstimme hinter der Tapete und weckt mich aus meiner süßen Wolke.

Wo ist Marietta?

Sie wollte doch nur kurz auf Toilette?

Eine Zigarette glimmt im Aschenbecher. Ich kann also nicht lange eingeschlafen sein.

Ich schaue mich um. Mariettas Sachen sind alle noch da.

Ich stehe auf, ziehe mir die Jeans an und ein T-Shirt über.

Still ist es, als ob in allen Zimmern Halbzeit herrschen würde.

Ich öffne die Tür und schaue vorsichtig nach rechts und nach links. Der Flur ist menschenleer.

Von rechts sind wir gekommen, dann werden links die Toiletten sein.

So folge ich der eigenen Logik vertrauend nach links und stoße tatsächlich auf zwei Türen. Hinter der einen verbirgt sich ein Bad, die andere ist abgeschlossen.

Ich presse mein Ohr an die Holztür und meine ein leises Schluchzen vernehmen zu können.

Zaghaft klopfe ich gegen die Tür und flüstere Mariettas Name.

»Marietta, Marietta!«

Der Schlüssel dreht sich im Schloss und die Klinke wird heruntergedrückt.

Marietta hat geweint, das sehe ich auf den ersten Blick.

Aber ich stelle keine Fragen, denn ich kann mir die Antwort schon denken.

Wie einen gebrechlich kranken Menschen führe ich Marietta zurück auf unser Zimmer.

»Bin gleich wieder da,« sage ich und verlasse den Ort, der unser Glück werden sollte.

Unweit der *Pension Bauer* liegt die *Pianobar*. Hier soll der Legende nach Udo Jürgens mit seiner Band aufgetreten sein.

Eines der Stammlokale meines Bruders.

Hier treffen sich die reichen Großbauernsöhne und versuchen mit den Sternchen der Wörtherseefilme anzubündeln, die allesamt hier verkehren.

In den Ecken sitzen langhaarige Literaten mit Nickelbrillen und kritzeln mit Bleistiften Unkenntliches in dicke Kladden und lassen sich von der lauten Musik aus den Boxen nicht irritieren.

An der Theke stehen die *Nibilisten*, wie mein Bruder sie nennt, die man daran erkennt, dass sie Zigaretten nur mit langen Filterspitzen rauchen, Absinth oder Ricard auf Eis trinken. Ohne Wasser, versteht sich.

Die *Pianobar* ist ab einundzwanzig und für Leute, die mindestens zehntausend Schilling mit sich führen.

Der Türsteher macht bei mit eine Ausnahme, weil er weiß, dass ich mit Adi dem Schlachter befreundet bin. An den Wänden mit Kleister aufgetragene Plakate und Zeitungsausschnitte.

An der Wand das Who ist who, derer, die der Großvater nicht mag. Qualtinger, Heller, Horton, Peter Vogel, Ambros, Danzer, Hirsch, die Pluhar und übergroß Frank Zappa.

Mein Bruder steht zwischen den *Nihilisten*, den *Existenzialisten* und den *Homophilen*, die sich andauernd durch das Haar fahren. Von den Schriftstellern ist nur einer da, der wie erstarrt da sitzt und der Musik von Procol Harum lauscht.

Ohne Vorwarnung reiße ich meinen Bruder vom Hocker und werfe ihn zu Boden. Sofort springe ich nach und habe Oberhand.

Die Wochendrevoluzzer haben einen Kreis gebildet und schauen interessiert zu, wie sich Bruder und Bruder prüfen.

Theorien werden ausgetauscht und neu erstellt. Einige fühlen dich bestätigt. Auch darin, dass der Jüngere gewinnen muss. So funktioniert eben Evolution.

Ich knie auf den Oberarmen meines Bruders und schaue ihm ins Gesicht.

Vor zwei Jahren ist er an meiner Stelle gewesen und hat den Mund geöffnet, um seinen Speichel in mein Gesicht plätschern zu lassen.

Ruhig mit klaren Rehaugen schaut er zu mir hoch und wartet.

Nein, mein Bruder hat keine Angst.

In unserem nahen Umfeld diskutieren sie gerade, ob der Brudermord im Bezug auf das Archaische generell nicht überschätzt wird.

Während ich rechts von meinem Bruder herunterrolle, dreht sich mein Bruder auf die linke und packt sich die

erst besten Füße eines *Nihilisten*. Ich hingegen schnappe mir einen *Existenzialisten* und bringe ihn mit einem Ruck zu Boden.

Wie die Kegel fällt die umstehende gaffende Meute.

Nur die Homophilen haben sich aus dem Staub gemacht, kommen aber nur bis zum Ausgang, wo Adi steht und dem ersten Pärchen, das Küssen auf seine Art beibringt.

Knochen knacken, Blut spritzt.

Während die *Nihilisten* über die *Existenzialisten* herfallen, krabbeln mein Bruder und ich durch einen menschlichen Tunnel, um am Eingang Adi zu beruhigen, damit nichts Schlimmeres passiert.

»Und Marietta?«, will Fritzi wissen, die sich einen Joint gebastelt und aus der Hotellobby eine Flasche Weißwein entwendet hat, ohne dabei den Nachtportier geweckt zu haben.

Dabei ist sie vollkommen nackt in die Lobby spaziert.

»Wenn ich erwischt werde, kann ich immer noch behaupten, ich sei Schlafwandlerin. Nackt glaubt mir das jeder«, so Fritzi, die mich mit schmalen Augen angrinst.

Im Schwimmbad ist rauchen bestimmt nicht erlaubt, denke ich und muss über meine Gedanken lachen.

Als ich die *Pension Bauer* wieder erreiche, ist der Parkplatz leer.

Auch im Haus ist es ruhig.

Maritta ist spurlos verschwunden.

Auf dem Tisch neben den Handtüchern ein Zettel, der mich beruhigen soll.

Sie liebt mich, sie liebt mich, mehr, als ich mir vorstellen kann. Aber in so einem Haus hätte sie ohnehin nicht können. Ich sollte nicht traurig sein. Es würde sich schon über kurz oder lang eine Möglichkeit ergeben.

Wenigstens hat sie mir den Wein und die Zigaretten dgelassen.

Ich lege mich angezogen auf das Bett und fühle mich wie ein amerikanischer Privatdetektiv, der gerade den Fall seines Lebens lösen muss.

Am nächsten Tag werde ich gegen Mittag geweckt.

»Du Sau, du!«, tönt es hinter der Tapete, dabei werden Möbel verrückt und Fleisch geklopft.

Der Kopf dröhnt und im Mund schmeckt es nach Schwefel.

Ich tapse zum Waschbecken und halte den Kopf unter den Hahn. Das Wasser ist kalt und betäubt ein wenig. Zumindest verschwinden die Blitze.

Ich schaue in den Spiegel und halte mich selbst für einundzwanzig, obwohl ich erst sechzehn Jahre alt bin.

Ein paar Kratzer an der Stirn und schwarze Ränder unter den Augen, das hat die Nacht mir als Erinnerung geschenkt.

Mariettas Brief liegt neben den Handtüchern.

Ich öffne meine Sporttasche und hole einen Umschlag heraus.

CHRISTIAN BACHMANN steht da in großen Blockbuchstaben. Ich füge noch ein sehr vertraulich hinzu. Werde ihn persönlich in den Briefkasten werfen, - soviel Zeit muss sein.

Fünfzehn Kilometer muss ich zu Fuß laufen, denn die Familie Bachmann wohnt außerhalb von Klagenfurt.

Die Villa steht auf einer künstlichen Anhöhe, das sieht man auf den ersten Blick. Das Haus ist neu. Die Hecken und Bäumchen sind klein und mickrig, dafür sieht der Rasen aus, als wäre er künstlich und direkt aus dem *Minimundus*.

Der Bachmann ist ein Günstling des Landeshauptmanns und wird es mal ganz bis nach oben schaffen.

Jeder, der hier mit dem Auto vorbei fährt, sieht auf den ersten Blick, dass es der Vater vom Christian geschafft hat.

Der Großvater mag die Neureichen nicht, die nach seiner Ansicht viel zu große Häuser in die Landschaft setzen.

Genau gegenüber des Steilhangs hat sich ein Imbiss-

budenbesitzer aus Deutschland einen Traum erfüllt.

Er hat das Anwesen des Traxlers gekauft, der in der Nacht alle Kühe und Schweine aus dem Stall gelassen hat, bevor er sich in seinem Stall erhängt hat.

Nur den Ochsen hat er zuvor mit dem Bolzenschussgerät erledigt und mit dem Blut eine Nachricht hinterlassen.

ZWEI GEHÖRNTE OCHSEN

Mehr hat da nicht an der im Sommer frisch geweißelten Wand gestanden.

Die Traxlerin soll mit dem Reiseschreibmaschinenvertreter durchgebrannt sein und jetzt in Salzburg oder Mailand leben.

Seit den Leichenfunden im Fischteich glaubt das niemand mehr.

Der Imbissbudenbesitzer aus Deutschland hat den maroden Stall abgerissen und eine Halle aus Metall errichten lassen, in der Tag und Nacht Licht brennt und als wäre das nicht genug, die ganze Zeit klassische Musik läuft.

Angeblich geben die Kühe bei Mozart und Händel mehr Milch.

Die angetrunkenen Bauern, die vom Feuerwehrfest, der Kirchweih oder vom Fußballturnier kommen, benutzen den Stall, als ihren ganz persönlichen Polarstern.

So stehe ich vor dem Haus des Neureichen und Günstlings des Landeshauptmanns und lasse den dicken Brief in den schmiedeeisernen Briefkasten mit Kärntner Wappen plumpsen.

Wenig später bin ich zurück auf der Bundesstraße und halte den Daumen raus.

Ein Tatvorgang, der von dem Großvater stark bestraft wird.

An diesem frühen Sonntagnachmittag sind nicht viele Autos unterwegs. Die Ferien sind längst vorbei. Ein paar Pensionisten genießen oben auf der Alpe die letzte Herbstsonne. Aber hier unten im Tal herrscht bis auf die Jägerschaft Tristesse.

Ein Mercedes Cabrio mit geschlossenem Dach und deutschem Kennzeichen kommt vorbei und fährt langsam an mich heran. Das Fenster der Beifahrertür wird heruntergedreht.

»Kann ich dich mitnehmen?«, fragt der Fahrer mit leicht bayerischem Akzent. »Ich muss zur Flattnitz rauf.«

Besser hätte es nicht sein können.

Ohne ein Wort zu sagen, steige ich ein.

Was hat der Großvater mir seit frühesten Kindheit eingebläut: Rede nicht mit Fremden!

»Aus welchem Stall kommst du?«, fragt der Mann, der nach süßlichem Parfüm riecht.

Aus keinem, könnte ich antworten und die Handbremse ziehen. Aber der Weg nach Weißberg ist weit und am Sonntag fahren keine Postbusse. Zudem ist der Kopf schwer und ich bin müde.

Warum also sollte ich mich nicht von diesem Lockenköpfchen nach Hause bringen lassen?

Während ich versuche mit dem rechten Auge, die Fahrbahn nicht aus dem Blickfeld zu verlieren, fixiert das linke Auge unauffällig den Fahrer.

Anfang dreißig würde ich ihn schätzen, braun gebrannt mit der Vorliebe zu Gold. Goldene Uhr, Armband, Ringe, Halskette.

Wer läuft denn so durch die Gegend?

Die Haare kastanienbraun mit kleinen Locken. Bei beidem wird ein Friseur nachgeholfen haben. Der Hemdkragen steht hoch, dafür sind fast alle Knöpfe offen. Die Brusthaare sind schwarz und erinnern eher an eine Wildsau.

Nein, der Fahrer passt so gar nicht in unsere Gegend, eher an den Wörthersee, in einen der Jachthäfen.

»Segelst du?«, will er wissen, »ich hab ein Boot und könnte dich mal mitnehmen!«

Der Mann scheint meine Gedanken lesen zu können.

Da es im Inneren des Wagens nur nach Leder und süßlichem Parfüm riecht, traue ich mich nicht, eine

Zigarette anzuzünden.

Aber da liegt noch ein anderer Geruch in der Luft, den ich nicht orten kann. Obwohl die Fenster geöffnet sind, hat er sich in die Lederpolster, in den Leinenhimmel und selbst in die lackierten Metallteile geätzt.

Gurk ist erreicht.

Aber auch von hier ist der Heimweg noch lang.

»Ich kaufe und verkaufe Häuser«, sagt der Fahrer, »wenn du mal was weißt, ruf mich ruhig an, soll nicht dein Schaden sein.«

Straßburg liegt vor uns.

»Hast du eigentlich eine Freundin?«, will er wissen.

Also doch schwul, denke ich und überlege, wie ich aus der Falle wieder herauskomme.

Ich könnte in Straßburg unverhofft ins Lenkrad greifen. Dort, wo die Gendarmarie ihren Posten hat. Ein gefährliches Unterfangen, denn die Straße ist recht schmal. Bei einem entgegenkommenden Fahrzeug würde das das Todesurteil für uns beide bedeuten.

Auch könnte ich auf die Hupe drücken. Bei einem deutschen Kennzeichen würde die Polizei bestimmt hinterher fahren.

Könnte, könnte, könnte, - ich tue nichts.

Fritzi liegt nackt in Embryohaltung auf mir und schläft. Ich bin eben kein guter Geschichtenerzähler.

Ein einziges Mal habe ich mich in Berlin breitschlagen lassen, aus meinen Werken zu lesen.

Ein halbes Jahr ist man hinter mir her gelaufen, hat bei mir angerufen, mich vor der Tür abgefangen, bis ich endlich ja gesagt habe.

In kleiner illustrierter Runde soll ich lesen. Zuvor ein üppiges Büffet und verschiedene edle Tropfen, alles finanziert von irgendeiner Stiftung.

Ich selbst bekomme achthundert Euro für eine Viertelstunde lesen und Smalltalk mit Frau und Herrn Wichtig.

Eine für meine Verhältnisse lustigen Text habe ich ausgesucht, um die Abendgesellschaft zu unterhalten.

Gerade mal drei Sätze habe ich gelesen, dann bin ich durch ein lautes Schnarchen unterbrochen worden.

Für einen kurzen Moment schaue ich auf, doch keiner der Anwesenden hält die Augen geschlossen.

Ganz im Gegenteil. Sie schauen mich an, als sei ich ein Varietékünstler, der gleichzeitig laut lesen und schnarchen kann.

Ich beginne also meine Lesung von neuem.

Der Schnarcher denkt überhaupt nicht ans Aufhören. Im Gegenteil, er ist lauter geworden.

Als ich aufstehe, um meine Lesung vorzeitig abubrechen, sehe ich den lauten Störenfried. Es ist das Schoßhündchen der Gastgeberin, das auf ihrem gewaltigen Schoß eingeschlafen ist.

Von weitem sehe ich die orange blinkende Straßenlaterne von Weißberg.

Während der ganzen Fahrt habe ich kein einziges Wort mit dem Mann hinter dem Lenkrad gewechselt.

Jetzt gebe ich ihm ein Zeichen, dass da er an der Haltestelle anhält, wo die Lkws ihren Wendehammer haben.

Ich ziehe das Fahrrad aus dem Graben und radle nach Hause.

Kurz vor dem Hof erst bemerke ich, dass ich die Sporttasche im Auto vergessen habe.

Was mache ich hier eigentlich?

Hat es nicht ausgereicht, in Berlin meine Wohnung in die Luft zu sprengen, nur weil mein grinsender Bruder auf Hochglanzpapier nicht hat brennen wollen?

Nein, jetzt schleppe ich auch noch ein nacktes Mädchen durch das Labyrinth eines Kärntner Hotels und schwanke dabei, wie ein Betrunkener.

Dabei wiegt sie keine sechzig Kilo, aber ich bin außer Form. So schnaufe ich mit Fritzli auf den Schultern die Treppe hinauf. Das Geräusch des Fahrstuhls würde mit Sicherheit den Nachtportier auf den Plan rufen.

Die Jellineks sitzen bei uns in der guten Stube und trinken mit der ganzen Hofgemeinschaft Kaffee.

Selbst mein Bruder hat sich am Tisch dazugesellt und beobachtet die Gäste aus dem 2. Wiener Gemeindebezirk aufs Genaueste.

Ab und an schreibt er etwas in ein kleines Notizbüchlein, das ich zuvor noch nie bei ihm gesehen habe.

All das sehe ich von draußen.

Seelenruhig schiebe ich das Rad an allen vier Fenstern der guten Stube vorbei und stelle es in den Schuppen.

Dann gehe ich ins Haus und sperre mich auf der Gästetoilette ein.

Ich betrachte mich im Spiegel und versuche herauszufinden, ob man die Lüge sehen kann.

Ich drehe den Kopf nach links, dann nach rechts und habe dabei das Gefühl, als würden meine Ohren glühen. Ich wasche mir die Hände und das Gesicht.

Gleich werden sie mich in der guten Stube fragen, wie es bei den Bachmanns zu Hause aussieht und was der Christian für ein Junge sei.

Ich spüre die tausend Schilling in der Gesäßtasche. Sie scheinen zu brennen.

Jemand klopft gegen die Tür.

»Holst du dir gerade einen runter oder setzt du dir gerade den goldenen Schuss?«, will mein Bruder wissen.

Da ich nicht mit ihm rede, gebe ich ihm auch keine Antwort.

Ich öffne die Tür und stoße meinen Bruder zur Seite.

In der guten Stube gebe ich den wohlherzogenen Jungen, reiche den Gästen brav die Hand und mache einen Diener.

Ich setze mich an meinen Platz und schaue direkt in das Brillengesicht der Jellinek, die mich mehr als mustert.

»Ja, ja, jetzt sind es keine Kinder mehr«, sagt die Jellinek und fährt sich mit der Zunge über den bröckelnden Lippenstift auf ihrem Mund, der wie Staub auf ihren Teller rieselt.

»Jetzt fangen die Geheimnisse an!«, fährt sie fort und fixiert mich über den Rand ihrer Brille.

Gut, die Jellinek hat mich mit Marietta in Klagenfurt gesehen. Aber, was besagt das schon. Ich könnte sie da getroffen haben.

»Hat er schon eine Freundin?«, will sie wissen und fährt fort, dass in ihrer Nachbarschaft eine fünfzehnjährige lebt, die im Winter ihr zweites Kind bekommt.

»Dafür hat er keine Zeit«, antwortet der Großvater für mich und schaut mich ernst an.

Ich nehme mir eine Donauwelle und esse sie mit Heißhunger.

Immerhin ist das die erste Mahlzeit am heutigen Tag.

»Die Jellinek«, sage ich laut und hätte Lust auf eine Zigarette. Ich öffne das Fenster und schaue in die Kärntner Dunkelheit.

Fritzi liegt auf dem Bett und schnarcht vor sich hin.

Zum Glück müssen wir das Zimmer nicht mit zwei angehenden Schauspielschülerinnen teilen.

Ich trinke den Wein aus und schmeiße das leere Glas aus dem Fenster.

*Land der Berge, Land am Strome, Land der Äcker, Land der Dome...*tönt es bis unter das Dach.

Der Großvater wird vor dem Fernseher eingeschlafen sein.

Ich werde nie mehr schlafen.

Meine Sporttasche in den Händen dieses parfümierten Lockenköpfchen, ein Gedanke, der mich in den Wahnsinn treibt.

Kondome, Scheidenzäpfchen, all das befindet sich in der Tasche. Naturgemäß auch Mariettas Brief und meine

Kladde.

Meinem Bruder fehlt ein Stück seines linken Schneidezahns, nur weil er versucht hat, dieses Buch in die Hand zu nehmen.

Die Vorstellung, ein Fremder würde die Tasche öffnen, raubt mir den Verstand.

Als ob ich nicht genug Probleme hätte.

Nein, nach dem Kaffee unten in der guten Stube, hält mich die Jellinek fest, auf so eine unangenehme Art und Weise.

»Ich weiß alles«, spukt sie mir ins Ohr und streichelt mich am Hals.

Ich zünde mir in der Dunkelheit eine Zigarette an und überlege, wie alt die Jellinek ist.

Mindestens fünfzig Jahre, - Friedhofsfleisch.

Ich soll in die Ferienwohnung kommen, wenn ihr Mann mit dem Großvater oben auf der Alm ist, um auf die Jagd zu gehen.

Drei Tage habe ich Zeit, - Galgenfrist.

Ich ziehe an der Zigarette und starre in den Sternenhimmel. Wieder ein Satellit abgestürzt, - von wegen Sternschnuppe.

Warum haue ich nicht einfach ab?

»Weil du ein Angsthasi bist«, sagt mein Bruder, der plötzlich in der Tür steht und mir einen Joint anbietet.

Ich brauche meine Sporttasche und will nicht zu der Jellinek in die Ferienwohnung.

Die Nationalhymne ist verstummt, im Haus ist Ruhe eingeleitet.

Die Großmutter wird den Fernseher abgeschaltet und den Großvater im Sessel schlafen gelassen haben.

Wenn der Großvater im Sessel schläft, heißt das nichts anderes, dass er sich über meinen Bruder oder mich geärgert hat.

Der Großvater demonstriert seine Enttäuschung mit Ablehnung. Da bleibt er stumm, wie ein Fisch.

Wenn die Jellineks nicht da wären, würde er durchs

Haus laufen.

Die Haare würde er sich nicht nur raufen, sondern ins Dorf gehen und richtig aufmischen.

»Lass dich bloß nicht mit der Jellinek ein«, fährt mein Bruder fort, »du bist jetzt in dem Alter. Bei mir hat sie es auch zwei, drei Male versucht.«

Mein Bruder und die Jellinek. Ich weiß nichts vom Leben. Selbst auf dem eigenen Hof lebe ich hinter dem Mond.

Ich beiße mir auf die Zunge. Nein, ich rede nicht mit dir. Du hast mit meiner großen Liebe geschlafen, ihr ein Kind gemacht, das sie hat abtreiben müssen. Jetzt ist sie verstört und unsere beiden Familien verbieten es, dass Marietta und ich uns sehen können.

Nein, Bruderherz in diesem Leben rede ich kein Wort mehr mit dir.

»Ich brauche deine Hilfe«, sage ich kleinlaut und zünde mir eine Zigarette an.

Ich beobachte Fritzi dabei, wie der Kellner ihr Ei im Glas serviert und ihre Augen strahlen, wie bei einem Kindergeburtstag.

»Weichgekochte Eier in einem Glas, wie krass ist das denn. Die spinnen, die Ösis«, sagt Fritzi, die in bester Laune zu sein scheint.

Ich hingegen habe Muskelkater und Kopfschmerzen, die mit Blitzen in den Augen mit ein her gehen.

»Der Herr!«, sagt der Kellner knapp und serviert mir einen Streifen mit Kopfschmerztabletten.

Seine linke Augenbraue verrät mir, dass er uns beide im Verdacht hat, gestern Nacht im Schwimmbad gewesen zu sein.

Ich stehe auf und hole eine Zeitung, die in ein Holzgestell eingespannt ist.

Fritzi kommt aus dem Staunen nicht mehr heraus.

»Der Mensch von Welt hält mit der einen Hand die Zeitung und mit der anderen isst er die Eier!«

»Grandios!«

Fritzi klatscht vor Freude in die Hände und reißt mir den Zeitungsständer aus der Hand. Demonstrativ hält sie den Zeitungsständer zu hoch.

Ich stehe auf, stelle mich hinter sie und bringe ihre Arme in Position.

Die anderen Gäste im Frühstücksraum schauen irritiert.

Wir sind auf Flitterwochen, möchte ich ihnen zu-rufen, aber das würde die Hotelgäste noch mehr irritieren.

Ich sitze im Auto des Großvaters und rauche eine Zigarette nach der anderen.

Nach meiner Armbanduhr, die auch im Dunkeln leuchtet, sind vielleicht erst zehn Minuten vergangen.

Ich glaube ihr nicht, denn ich zünde mir bereits die vierte Zigarette an.

Seit einer gefühlten Stunde ist mein Bruder auf dem Grundstück des Mannes, der mich mitgenommen hat und in dessen Wagen ich die Sporttasche vergessen habe.

Naturgemäß geht es nicht um die blöde Sporttasche, in die ich sogar einen Schlafanzug gesteckt habe, sondern um die Kladde mit meinen intimsten Aufzeichnungen.

Es hat kein Hund gebellt, was ich als gutes Zeichen gewertet habe.

Mein Bruder ist der geborene Einbrecher.

Schon als Kind hat er mir gezeigt, wie man mit einem einfachen Messer Geld aus dem Porzellansparschwein herausholen kann, ohne es zu zerstören.

Auch Schlösser sind für meinen Bruder kein Problem gewesen. Mit Haarnadeln, Büroklammern oder Schraubenziehern, die er auf dem Amboss zu einem neuen Werkzeug verändert hat, öffnet er fast jede Tür.

Selbst, wenn innen der Schlüssel steckt, behilft er sich mit einer Zeitung, die er unter den Türspalt schiebt.

Mein Bruder scheint für den Beruf des Einbrechers und Ganoven geboren zu sein.

Sein Lieblingsfilm ist *The Rat Pack* mit Frank Sinatra, Dean Martin und Sammy Davis junior.

Wenn Gauner, Gauner beklauden, bekommt mein Bruder gläserne Augen. Solche Filme liebt er.

»Dann ist es an der Zeit, dass wir zu ihm hinfahren«, sagt Fritz. Dabei schwingt sie die Zeitung wie eine Fahne und isst gleichzeitig das Ei im Glas.

»Ich brauche was zum Anziehen«, sage ich und schäme mich für meine grünen Damenturnschuhe.

Wir fahren zurück. Es geht nach St. Veit, wo ich mich von Kopf bis Fuß neu einkleiden lasse.

»Weiß steht dir gut«, sagt Fritz, »schwarz aber auch.«

Zum Glück hat sie mich nicht in die Kärntner Tracht gezwungen, - die traurigste aller österreichischen Trachten.

Da stehe ich vor unzähligen Spiegeln, muss mich zeigen und drehen, in immer wieder neuen Kleidern. Nein, nichts

gefällt mir. Kein Wunder, wenn Geist und Körper auseinander gedriftet sind.

Alles passiert ohne Ton. Denn ich bin längst in der Vergangenheit verschwunden, abgetaucht im verworrenen System der Erinnerung und Verklärung.

Der Sommer geht zu Ende und die Gerüche bleiben.

In stoischer Ruhe fährt ein Bauer seine Runde und weiß nicht, was er mir damit antut.

Die Kleider, die ich kaufe, riechen nach Fett, Tran, die einem vorgaukeln, Naturprodukte eingekauft zu haben.

Nein, ein Kärntner Bauer, ein Geschäftsmann, werde ich nie.

»Schwarz macht schlank«, sagt Fritzi und amüsiert sich.

Ich behalte die neuen Kleider direkt an und trage die alten in Plastiktüten zum Auto.

Jedes Mal, wenn ich Namen höre, mit denen ich etwas verbinde, schaue ich erschreckt auf. Aber da ist niemand, den ich wieder erkenne.

Eine Zigarettenschachtel lang ist mein Bruder verschwunden, dann taucht er aus der Dunkelheit mit meiner Sporttasche wieder auf.

Während der Rückfahrt durchsuche ich sie.

Die Kladde ist zum Glück da. Sie liegt noch zwischen Schlafanzug und einer Sporthose, in die ich Gleitcreme und Kondome eingewickelt habe.

Lämmlein schlägt nicht an. Er wird mit dem Großvater und dem Jellinek auf der Jagd sein.

Vorsichtshalber schließe ich mich in meinem Zimmer ein. Bei der alten Jellinek kann man nie wissen.

Da mein Bruder sie mehrmals hat abblitzen lassen, wird sie auf mein junges Fleisch bestehen.

Zusätzlich klemme ich einen Stuhl unter die Klinke. Der Frau aus dem 2. Wiener Gemeindebezirk traue ich alles zu.

Aber auch das will mein Bruder noch für mich regeln.

Goggausee taucht auf einem Schild auf.

Ich schließe die Augen und sehe Marietta neben mir auf der Decke liegen.

Ein einziges Mal haben wir das geschafft.

In aller Öffentlichkeit haben wir Hand in Hand, außer Atem und mit zitterndem Körper auf dem Rücken gelegen und in den Himmel gestarrt.

Ob sie das gleiche gedacht hat, wie ich?

Wir haben uns festgehalten und geglaubt, nichts könnte uns auseinander bringen.

Zum Glück muss sich Fritzi auf die Straße konzentrieren, die hier sehr kurvenreich und nicht ungefährlich ist. So bekommt sie nicht mit, was gerade in mir vorgeht.

Gleich kommt die Kurve, in der unterhalb, die alte Poststation mit der Remise liegt, an der schon unzählige Autofahrer den Tod gesucht und gefunden haben.

Ein Riese rüttelt gegen meine Zimmertür, der so stark ist, dass der Stuhl aus der Verankerung unter der Klinke umkippt.

»Mach die Tür auf oder ich trete sie ein!«, schreit der Großvater.

»Jetzt beruhig dich doch«, höre ich die Großmutter.

»Saubua, i schlag di tot!«

Nein, so hab ich den Großvater noch nicht erlebt.

Dann fällt die Tür zusammen mit dem halben Rahmen in mein Zimmer.

Der Großvater zieht mich an den Haaren aus dem Bett und schleift mich nackt durch das Haus nach unten.

Schon oben auf dem Flur gerate ich ins Stolpern, aber das ist ihm egal.

Wie ein Sack schleudert er mich hin und her und treibt mir so unzählige Holzsplitter in den nackten Körper.

»Was hab i dir gesagt, Rotzbua. Lass di Händ von der Untergeherin!«

Der Großvater holt mit seiner Pranke aus.

Zum Glück geht die Großmutter dazwischen und schaut ihn ernst an.

»Das sagt der richtige!«

Mit diesem Satz, der seine Wirkung nicht verfehlt hat, lässt sie ihn stehen.

Der Großvater verstummt, damit erlischt auch die Wut und er zieht sich wortlos in sein Arbeitszimmer zurück.

Erst jetzt sehe ich die Jellinek in der Eingangstür stehen. Siegessicher lächelt sie mich in ihrem Jagdanzug und dem Wildschützhütchen an.

Nein, nein, du bekommst mich nicht. Du wirst nicht *die Erste* sein, dessen bin ich mir sicher.

Allein die Vorstellung, dich nicht mehr aus meinem Gedächtnis zu bekommen, weil man die erste ja bekanntlich nicht vergisst, ist mehr als furchterregend.

Sirnitz steht auf dem Pfeil, dem wir aber nicht folgen.

Gleich kommt das Hinweisschild nach Weißberg. Ich muss Fritzi irgendwie ablenken.

So überschlage ich ein paar Tage, an denen nichts Wesentliches passiert ist.

Seit der kurzen Auseinandersetzung mit der Großmutter, ist der Großvater fast die ganze Zeit auf der Alm.

Der Jellinek hat immer noch nicht seinen jährlichen Bock geschossen, wobei er viel lieber auf Mufflons gehen würde.

»Dafür ist die Herde zu klein«, sagt mein Bruder und grinst mich an.

Er kann es einfach nicht lassen, nur weil ich ihm erzählt habe, dass die Jellinek auf Mittag versucht hat, mich unsittlich zu begrabschen.

»An die Eier wollte sie dir«, sagt mein Bruder und dreht sich einen Joint.

Mit ihrer Hand hat sie zumindest mein linkes Knie gestreichelt und ist in einem Zeitraum von höchstens einer Minute, fünf Zentimeter den Oberschenkel nach oben gewandert.

Das Schlimmste an der Sache ist aber gewesen, dass mich diese Berührungen erregt haben.

Naturgemäß gegen meinen Willen, aber mein Körper hat sich auf die Seite der Jellinek gestellt. Der Verräter sitzt unter der eigenen Haut, manipuliert von einer Schabracke aus dem 2. Wiener Gemeindebezirk.

Ich schreibe einen Brief an Marietta und schlage ihr vor, dass wir beide einfach verschwinden.

Marietta und ich haben einen Weg gefunden, uns Briefe zuzusenden, ohne dass sie von anderen gelesen und zerrissen werden.

Ich stecke meine Briefe in die geleerten Milchkannen, die am Straßenrand auf einer Art Tisch am Untergeranwesen stehen.

Marietta hat es einfacher. Sie gibt den Brief, einfach dem Milchfahrer mit, der ihn bei uns in den Hohlraum zwischen zwei Schindeln an der Scheune steckt.

Zum Glück ist Fritzi an der Abzweigung vorbeigefahren. Die Sache mit der Jellinek scheint sie mehr zu interessieren.

Aber, warum setzt sie jetzt den Blinker und fährt links auf die Tankstelle?

Es ist nicht irgendeine Tankstelle. Es ist die Tankstelle mit dem Stüberl.

Ob Fritzi sie aus meinen Erzählungen erkannt hat?

»Wir müssen tanken. Außerdem habe ich Durst und Hunger«, sagt sie und kreuzt die Fahrbahn.

Während sie tankt, vertrete ich mir die Beine und schaue mich um.

Bis auf einen Verkaufsshop mit automatischer Schiebetür hat sich nichts verändert.

Ich überlege, was an der Stelle früher gestanden ist. Ich vermute einen Gesellschaftsraum für Feiern jeder Art, sicher bin ich mir aber nicht.

Gab es da nicht auch ein Bügelzimmer?

Und hat der Besitzer nicht zwei bildhübsche Töchter?

Das Wetter lädt zum draußen sitzen ein.

Die Holztische und Bänke hat es schon zu meiner Zeit

gegeben. Selbst das Kinderkarussell steht noch am alten Platz.

Zumindest bilde ich mir das ein.

Wie oft habe ich hier gesessen und auf Marietta gewartet?

Manchmal ist sie nur mit dem Bus oder im Auto des Vaters an mir vorbeigefahren.

Alle müssen sie hier vorbei. Manche halten und hinterlassen Nachrichten.

Der Tankstellenbesitzer ist der bestinformierte Mensch im ganzen Tal.

Fritzi setzt sich mit Sonnenbrille zu mir, die sie zu einer Fliege mutieren lässt.

»Einen Kaffee und eine Halbe«, sage ich zu dem Mann, der auch in die Jahre gekommen ist, aber nichts von seiner Unnahbarkeit und einer gewissen Eleganz verloren hat.

Goldene Uhr, Siegel- und dunkler Edelsteinring, das ist seit jeher sein Markenzeichen gewesen.

»Immer wie aus dem Ei gepellt«, hat der Großvater immer gesagt und hinzugefügt, dass der, der nix schafft, auch Zeit hat, für die morgendliche Toilette.

Nein, der Besitzer der Tankstelle und des Stüberl mit Bundeskegelbahn hat mich nicht erkannt.

Wie auch?

Ich habe mindestens zwanzig Kilo zugenommen. Mein Haar hat nicht mehr die Struktur eines australischen Grasbaums, sondern ähnelt eher dem Lametta an der Weihnachtstanne.

»Kennst du den?«, will Fritzi wissen.

»Sicher, das ist der Besitzer. Siehst du den Balkon da oben, wo die Wäsche hängt. Da wird in wenigen Minuten, genauer gesagt um Viertel Zwei, die Wirtin im Kittel und mit Lockenwickler im Haar heraustreten, ein Handtuch ausschlagen und nach unten schauen, wer hier alles sitzt.

Kurz nach dem der Wirt die Getränke bringt und wir eine Brettljausen bestellen, betritt die Wirtin den Balkon, schlägt ein Handtuch aus und schaut nach unten.

Fritzi kann es nicht fassen.

»Das hast du bestellt!«

Nein, würde ich gern sagen, ich bin nur der Idiot, der sich alles merken kann: Gesichter, Begebenheiten, Gerüche, und, und.

Ja, ich bin der sentimentale Hund, der alles gesammelt hat, vom Zuckertütchen, über voll geschriebene Bierdeckel.

Aber all das ist in Luft aufgegangen, verbrannt und zu guter Letzt endgültig durch das Löschwasser zerstört worden.

Das letzte Archiv ist und bleibt der Kopf.

Marietta und ich schreiben uns jeden Tag.

Wir träumen uns weg, schmieden Pläne, die wir in den darauf folgenden Briefen wieder verwerfen.

Auf allen Höfen, die eine Jagd gepachtet haben, werden die Nächte lang.

Es wird geschossen, was das Zeug hält.

Die Tankstelle hat jetzt rund um die Uhr auf.

Jäger aus aller Herrenländer treffen sich hier und spielen die archaischen Rituale durch.

Da werden Innereien roh gefressen, die ein Einheimischer gerade mal den Katzen vorwerfen würde.

Aber die Einheimischen verdienen Geld mit den so genannten Jägern aus Deutschland oder Wien.

Mein Bruder, der auch schon mehrmals als Jagdführer für die verschiedenen Hotels und Pensionen gearbeitet hat, ist der Betrug an den Gästen von Anfang an klar geworden.

»Das sind halt Nutten. Die Weiber bauen im Bett ein Häuschen«, dabei faltet er die Hände und öffnet sie zu einem Dreieck, »und die anderen führen die Trottel tagelang im Wald herum.«

Die Sonne brennt.

Ich trinke die Halbe und Fritzi den Kaffee.

Dennoch spüre ich, dass es dabei nicht bleiben wird.
Gerade an der Tankstelle gilt es, nicht hängen zu
bleiben, denn dann weiß die Welt alles und man ist
verloren.

Wieder sind es Autoeräusche, von denen ich wach werde. Diesmal müssen es doppelt so viele sein.

Zwischen Stall und Scheune ist es durch die Scheinwerfer der Autos hell auf dem Hof. Die Blaulichter werfen bizarre Schatten. Zwischen lautem Stimmengewirr werden Türen geknallt.

Kisten werden aus der Ferienwohnung des Großvaters getragen.

»Was sagen Sie dazu?«, fragt eine Stimme.

»Ich sage nichts!«

»Unmöglich!«

Nach dem Großvater wird gerufen, aber der ist nicht da. Ich schleiche rüber ins Zimmer meines Bruders, aber das ist leer.

Die Autos fahren vom Hof. Ruhe kehrt ein. Ich lege mich zurück ins Bett und träume von Marmelade auf frischem Brot und Marietta.

Fritzi gefällt das, so nah an der Straße zu sitzen. Sie zeigt auf den gegenüberliegenden Hof, der menschenleer zu sein scheint.

»Schau mal Schafe!«, ruft sie.

Ich kenne den Hof auf der anderen Straßenseite, der bisher keinem Besitzer Glück gebracht hat.

Der erste Bauer von dem ich gehört habe, hat seine Frau im Jauchesilo ertränkt, so zumindest das Gerücht, was ihn vor Gericht und anschließend ins Gefängnis gebracht hat. Da muss ich fünf Jahre alt gewesen sein.

Die Bauernkinder sind in ein Heim gekommen. Ihr Vormund hat die Felder an die umliegenden Bauern verpachtet.

An einem einzigen Tag ist die Schafsherde geschlachtet worden, was man mit einem riesigen Fest gefeiert hat.

Jeder aus der Umgebung hat soviel Fleisch mitgenommen, wie er hat tragen können. Die große Scheune ist

ausgeräumt und fortan für große Landmaschinen der Genossenschaft genutzt worden.

Zehn Jahre später hat irgendwann dann in der Nacht Licht im gegenüberliegenden Haus gebrannt.

Der Schafzüchter ist frühzeitig entlassen worden, hat es geheißen.

Alle Möbel hat er aus dem Fenster geworfen und mit einer Axt zerhakt, dabei sei er auf einen Abschiedsbrief gestoßen, der einwandfrei von seiner verstorbenen Frau verfasst worden ist.

Zusammen mit seinem Anwalt hat er seine Unschuld beweisen können, hat aber dennoch keine Entschädigung bekommen, da er seinerzeit das Hohe Gericht nicht von der Schwermütigkeit seiner Frau unterrichtet hat.

Als der Bauer auf sein Anwesen zurückgekehrt ist, haben Unbekannte mit dem Blut des Hofhundes *DU SCHAF* auf die Hoftür geschrieben.

Noch in derselben Nacht hat sich der Bauer das Leben genommen.

Als ich mit meiner Exfrau das erste und einzige Mal hier gewesen bin, habe ich bei einer Theaterpremiere in Klagenfurt einen Mann kennen gelernt, der für das Büfett zuständig gewesen ist.

Der Mann ist aus Deutschland gekommen, nachdem er sich einer Geschlechtsumwandlung unterzogen hat, um mit seinem langjährigen Lebensgefährten hier seinen Lebensabend zu verbringen.

Ein Piefke, transsexuell und noch schwul, das ist selbst für den Kärntner zu viel.

Als Tage später in der Kleinen- und der Kronen Zeitung von einem gewaltigen Hofbrand im Gurktal die Rede ist, habe ich sofort gewusst, welches Anwesen gemeint gewesen ist.

»Krass«, sagt Fritzi und lässt sich die Brettljausen schmecken, - besonders die Hirschwürstchen und den Käse mit Kümmel.

»Das also ist die besagte Tankstelle«, stellt Fritzi fest.

Ich nicke nur. Denn der Wirt nähert sich mit großen Schritten und stellt eine Halbe und ein Spezi auf den Tisch.

Naturgemäß mustert er mich. Siebenmal ist er bisher an unserem Tisch gewesen, wobei vier Mal mehr als ausgereicht hätten.

Der Besitzer der Tankstelle wäre längst nicht mehr Besitzer der Tankstelle, würde er sich nicht jedes Gesicht, jede Unterhaltung und Begebenheit merken können.

Jetzt kommt er gerade an seine Grenzen und das wurmt ihn.

Naturgemäß traut er sich nicht zu fragen, das würde seinen Ruf ja schlagartig ruinieren.

Er schwänzelt regelrecht um uns herum, um mich auch von allen Seiten betrachten zu können.

Höhepunkt dieser Peinlichkeit ist das Fallen lassen eines Messers, das ihn dazu zwingt in die Knie zu gehen.

Bei einem Mann mit über siebzig Jahren immer ein Risiko, denn er nimmt dabei das volle Tablett nicht aus der Hand.

An der Tür bleibt er stehen und unterhält sich mit seiner Frau, die mit frisch toupierten Haaren neben ihm steht und den Kittel gegen ein Dirndl getauscht hat. Unauffällig zeigt der Wirt auf mich.

Die Polizei und die anderen Autos sind in den frühen Morgenstunden auf die Alm gefahren.

Nur ein paar Gipsreste liegen unweit des Autos mit dem Wiener Kennzeichen.

In der Ferienwohnung brennt noch kein Licht, die Jellinek scheint einen tiefen Schlaf zu haben.

»Vielleicht träumt sie gerade von dir«, sagt mein Bruder und schnippt eine Zigarette in die Pfütze.

Er sieht aus, als sei er durch einen Kamin gerutscht, so schwarz ist er im Gesicht.

Überhaupt, wieso ist mein Bruder zu der frühen Uhrzeit schon auf?

Am Küchentisch gibt es an diesem Morgen nur ein Thema: Wilderer sind im Revier.

Ein Mufflon ist angeschossen worden, ein zweites höchstwahrscheinlich tot, da es nur eine Schweißspur gibt, die sich aber unterhalb unserer Alm verliert.

Der ganze Hegerring ist auf den Beinen und versucht den Berg und das Tal abzusperren. Die Bergwart und drei Freiwillige Feuerwehren aus der Umgebung haben sich angeschlossen.

Ungefähr hundert Personen bilden jetzt einen Kreis, der von Minute enger gezogen wird.

»Da kamt a niema ausi«, sagt der Scharni und lässt die Finger krachen.

Die Mufflons sind so etwas, wie seine Kinder. Er macht eine Schraubstockbewegung und alle am Tisch hören wir das Genick knacken.

Anni lacht blöde und sabbert auf ihre Honigsemmel.

Die Großmutter bekreuzigt sich, schaut auf die Uhr und spricht ein Stoßgebet.

Niemand weiß, was sie da redet, denn aus dem leicht geöffneten Mund kommen nur Zisch- und Pfeifgeräusche.

»Lass uns auf die Alm fahren«, sagt mein Bruder, der frisch geduscht am Frühstückstisch erscheint.

So fahre ich mit meinem Bruder auf dem Motorrad auf die Alm. Vorbei am Untergeherhof, wo unten in der Küche Licht brennt und nasse Wäsche auf der Leine dem Herbstwind trotzt.

Die scharfe S-Kurve verhindert, dass ich das Anwesen länger im Blick habe.

Bevor die Bundesstraße steil nach oben führt, fahren wir links an der Jausenstation ab, über die kleine Brücke und halten uns am Fuße des Berges.

Mehr als sieben Kilometer sind es, die wir fahren müssen, bevor der Weg in Serpentina nach oben führt.

Vor der letzten Kehre steht eine Polizeisperre, die uns durch winkt, nachdem wir die Helme abgenommen haben.

Geschlossen steht der Hegerring und spielt: *die Sau ist*

tot.

Der Jellinek wird abgeführt und hinten in den Polizeiwagen geschmissen.

»Schaß Wiener!«

»Judas«, soll der Großvater gesagt haben und sich sofort zurückgezogen haben, - naturgemäß nicht auf die eigene Alm.

Vor der letzten Kehre, da wo jetzt die Polizei steht, geht ein Weg weiter in den Wald hinein. Dort hat der Großvater das Wildgehege. Auf dem Weg dort hin steht ein Holzhaus.

Das Schwarze Haus, wie wir Kinder es genannt haben. Hier wohnt Tante Lizzy, die beste Krapfenbäckerin des Landes und die Liebhaberin des Großvaters.

Was haben wir uns da alles vorgestellt, wenn mein Bruder und ich, uns an das Schwarze Haus herangeschlichen haben.

»Was ist aus der armen Frau geworden?«, will Fritzi wissen und holt mich zurück in die Sonne.

Ich bin betrunken, meine Begleitung könnte mindestens meine Enkelin sein, und wir sitzen am exponiertesten Platz von ganz Kärnten.

»Fahr mich nach Haus«, jammere ich und wundere mich, wie schnell gezahlt wird und ich, ohne Komplikationen im Auto sitze.

»Idioten«, sagt Fritzi und meint es gut mit mir.

Wir fahren zurück nach Straßburg, wo ich zusammen mit Fritzi in unserem Hotelbett in einen tiefen Schlaf falle, obwohl erst später Nachmittag ist.

Zusammen mit Fritzi, der Kellnerin und Siggi fahren wir zurück nach Krumpendorf, wo wir mit unserer kostbaren Fracht das Boot besteigen.

Noch auf dem Wasser, Velden vor Augen, ziehen wir uns um.

Drei von uns verwandeln sich durch dunkelblaue Uniformen, in Sicherheitsleute. Die große Sonnenbrille, die Schirmmütze und der Knopf im Ohr sind das i-Tüpfel-chen einer perfekten Verkleidung. Nur die Kellnerin bleibt in ihrer Rolle.

Da es unmöglich ist, über die Versorgungsrohre in den Sicherheitstrakt zu gelangen, werden wir diesmal von vorne kommen.

Der ganz große Auftritt scheint uns die beste Möglichkeit zu sein, um ungehindert hinter die Bühne zu gelangen.

Große Flagscheinwerfer suchen den Kärntner Nachthimmel ab.

Im Eingangsbereich, direkt neben dem roten Teppich spielt eine Kapelle ein Madley aus den erfolgreichsten Liedern von Udo Jürgens, der heute Abend, so wie mein Bruder, posthum für sein Lebenswerk geehrt wird.

Zu dritt betreten wir den roten Teppich und führen auf einem Gepäckwagen aus Messing unsere Überraschung mit.

Polizei und Security erweisen uns mit militärischem Gruß die Ehre.

Ein Blitzlichtgewitter geht auf uns nieder und ein Reporter versucht seinen Zuschauern glaubhaft zu vermitteln, dass er im Bilde sei.

Vor einer großen Sponsorenwand bleiben die Stars und Sternchen stehen und lassen sich in allerlei Posen fotografieren.

Da unsere Fracht schwer ist, kommen wir mit dem Gepäckwagen nur schwerlich voran.

»Ist das nicht der Bruder?«, höre ich eine Stimme hinter

der Absperrung fragen.

»Von wem?«, will ein anderer wissen.

»Vom Jürgens vielleicht!«

Ich versuche mir unter der großen Sonnenbrille, nichts anmerken zu lassen. Durch den Knopf im Ohr höre ich Fritzis Stimme:

»Du scheinst ja eine große Fangemeinde zu haben!«

Ich sage nichts, sondern konzentriere mich auf den Einlass.

Ein Herr im Smoking blockiert mir den Weg.

»Ich dachte die Preise sind im Keller«, stellt der Chef der Securityfirma fest und flüstert etwas in ein Mikrofon, so groß wie ein Stecknadelkopf.

»Schöner Kalauer«, erwidere ich und lasse einen verwirrten Mann hinter mir.

»Wir sind durch«, flüstere ich ins Mikrofon.

Aber, was ist da?

Diese beiden riesigen Schatten vor uns, die uns den Weg in den Festsaal versperren. Es sind die einzigen Menschen, die ich an ihrem Schattenriss erkenne: Noel und Robert.

Nein, nein, nicht in meinem Traum.

Was haben diese Stümper und Zerstörer in meinem Traum verloren?

»Weil es nicht dein Traum allein ist«, antwortet Fritz und presst sich an mich.

»Ich wollte den beiden eine Chance geben. Vielleicht könnten die zwei durch den Abend führen.«

»Ich hatte eigentlich an die Berben und den Adorf gedacht«, erwidere ich.

»Träum weiter«, sagen wir im Chor und können uns vor Lachen kaum halten.

Zum Glück sind Noel und Robert so mit sich selbst beschäftigt, dass sie uns nicht erkennen.

Wir haben den Bühnenbereich erreicht und hören hinter dem Glitzervorhang aufgeregt Stimmen.

Aus dem Kellertresor sollen die Preise verschwunden sein. Alle Trophäen sind weg. Es gibt keine Spuren. Alles

deutet auf die Aktion von Profis hin, - wahrscheinlich von slowenischen Freischärlern.

Stolz schauen wir vier uns an. Die Kellnerin aus Krumpendorf ist wieder zu uns gestoßen und soll uns den Rücken frei halten.

Seelenruhig schieben wir den schweren Wagen mit den Preisen hinter die Bühne und ernten dort offene Münder von Polizei- und Securitykräften.

Mein Bruder steht mitten unter ihnen und wischt sich den Schweiß von der Stirn.

»Unsinn«, sage ich in das Stecknadelkopf große Mikrofon. »So ist mein Bruder nicht. Er ist irgendwo im Keller und vergnügt sich mit ein oder zwei Balletttänzerinnen.«

»Ich glaube dir kein Wort«, erwidert Fritzi und stiefelt von der Bühne.

Ich werde wach und liege allein im Bett.

Es braucht einige Zeit, um zu begreifen, wo ich bin.

Hotelzimmer, Straßburg, Kärnten.

Wenn das keine Ernüchterung ist?

Ich schaue auf die Uhr und schleppe mich aus dem Bett ins Badezimmer. Unter der Dusche begrüßt mich kaltes Wasser und beschert mir erst Minuten später eine wohlige Wärme.

Ich rasiere mich und ziehe die neuen Sachen an, die ich mit Fritzi gekauft habe.

Ein fremder Mensch schaut mir entgegen, warum auch nicht.

Ich mache einen Bogen um Menschen, die sich im Griff haben.

Die Polizeiberichte dokumentieren etwas anderes.

»Er war immer freundlich, immer nett«, sagt der Beamte, der unzählige Müllsäcke mit klein gehakten Körperteilen aus dem Keller hievt.

Nein, damit will ich nichts zu tun haben.

Ich halte Abstand, imaginär, als hätte jemand um mich herum Warnschilder aufgebaut.

Ich föne die Haare und wünsche mich eigentlich nicht mehr nach draußen.

Ich werde bestärkt, als ich die Espressobar betrete.

Die jungen Leute rücken zusammen und geben Fritz frei.

Jetzt sitze ich neben ihr, halte ihre Hand und dränge zum Aufbruch.

Die Jugend zeigt Respekt. Sie lässt uns gehen.

»Ich wollte dich schlafen lassen«, sagt Fritz und setzt ein Zeichen.

Ich schweige und folge ihr durch die Nacht.

Dabei gibt es noch so viel zu berichten.

Unser gemeinsamer Traum in Velden und die Sache mit den Jellineks ist auch noch nicht zu Ende erzählt.

Während ich mit beiden Händen mein Herz festhalte und meine Schmerzen in ein Hotelkissen puste, liegt Fritz nackt auf dem Rücken und raucht eine Zigarette, als sei nichts gewesen.

Wie schön sie doch ist, denke ich und verspüre gleichzeitig Verachtung für den Franzosen, der den Orgasmus, als kleinen Tod bezeichnet.

Es gibt keinen kleinen Tod. Ich weiß nur, dass ich gerade noch einmal von der Schippe gesprungen bin.

Mögen ruhig andere in meinem Alter mit dem Fahrrad oder zu Fuß die Alpen überqueren, ich kann das nicht mehr. Sehe aber auch keinen Sinn darin, mir das beweisen zu wollen.

Ich würde alles darum geben, zu erfahren, was Fritz an mir findet.

Mit einer Hand tastet sie grob über mein Gesicht.

»Bist du wach?«, will sie wissen.

Ich bringe keinen Ton heraus, weil ich Angst habe, dadurch irgendeinen lebenswichtigen Teil in mir zu unterbrechen und alles zu einer Implosion zu bringen.

Die großen Kronleuchter aus Murano werden nach oben gezogen und das Licht erlischt.

Ein Suchscheinwerfer wirft einen hellen Kreis auf die Bühne in den Robert hineinstolpert und Noel fast zu Boden reißt.

Die geladenen Gäste sind aus dem Häuschen, klatschen und schlagen sich auf die Schenkel.

Noel rudert wie wild mit den Armen und verliert dabei ihr Redemanuskript, das aus losen Seiten besteht.

Robert eilt naturgemäß zu Hilfe und versucht die einzelnen Manuskriptseiten in der Luft aufzufangen, dabei verliert er erst die Orientierung und dann das Gleichgewicht.

Die geladenen Gäste lachen sich die Seele aus dem Leib und haben Tränen in den Augen.

Mit einem Mal ist es ruhig im Saal. Nur das Summen des Suchscheinwerfers ist zu hören.

Noel räuspert sich und erhebt die Stimme:

»Den diesjährigen Ehrenpreis für sein Lebenswerk erhält...«

Totenstille herrscht im Festsaal des Kasinos zu Velden, selbst der Suchscheinwerfer hat das Summen eingestellt.

Die beiden Trottel da oben haben meinen Namen, anstatt den meines Bruders genannt.

Jetzt schaut sich das geladene Publikum an und fragt sich, wer dieser jemand bloß sein kann.

Der jemand ist ein niemand, darüber sind sich schnell alle einig.

»Du musst auf die Bühne«, sagt Siggi und boxt mir in die Seite.

»Hallo«, raune ich, »für wen haben wir denn das alles eingeschmolzen?«

»Ich will aber, dass du den Preis bekommst«, quengelt Fritz, »dein Bruder hat es doch nur gut gemeint!«

»Unsinn! Er hat diesen ganzen Mist initiiert, also soll er auch den Preis bekommen!«

Alles Reden hilft nicht. Ich werde auf die Bühne geschupst.

Der Scheinwerfer verfolgt jeden meiner Schritte und

lässt mich nicht mehr aus dem Auge.

Noel und Robert lassen vor Aufregung wieder alle Manuskriptseiten fallen.

Der Vorhang öffnet sich und richtige Sicherheitskräfte rollen den Ehrenpreis herein, der in einem schwarzen Koffer steckt.

Während das Riesenbaby auf dem Boden die einzelnen Blätter aufsammelt, sucht Noel nach Worten und stammelt Unverständliches.

Mit dem Rücken zum Publikum öffnet sie den Koffer und verstummt.

Das Publikum wird unruhig, vereinzelt tauchen Buhrufe auf.

Eine Frau, deren Stimme mir bekannt vorkommt, schreit, dass ich der Bruder von Udo Jürgens sei und mit meiner Tochter in Berlin leben würde.

Ein ungläubiges Raunen teilt das Publikum.

Die ersten stehen auf, um draußen eine Rauchen zu gehen.

»Du musst mir helfen«, zischt Noel zu dem auf dem Boden kriechenden Robert.

Fast wäre er beim Aufstehen gleich wieder auf einem Blatt Papier ausgerutscht.

Die ausgesuchten Gäste langweilen sich bereits.

So greift Noel beherzt in den mit Samt ausgelegten Koffer und überreicht mir den Preis für das Lebenswerk. Stolz halte ich die Trophäe in die Höhe und zeige den illustren Gästen und der Kärntner Weltpresse, - natürlich überträgt der ORF live -, einen goldenen Arsch mit Ohren, wobei der Arsch besonders groß und die Ohren eher klein geraten sind.

Wortlos stehen die Gäste auf und verlassen den Festsaal. Ein paar von ihnen stellen sogar die Stühle auf die Tische.

»Scheiß Ende«, sagt Fritzi und spielt mit meinen weißen Brusthaaren.

»Dann lass dir was besseres einfallen«, erwidere ich und

weiß, dass die Geschichte längst verloren ist.

Jetzt noch einen Fernsehredakteur drangesetzt und die ganze Geschichte spielt nicht mehr am Wörthersee, sondern in Cornwall.

»Unsinn, ich zeig dir morgen die größte Cannabisplantage der Welt«, haucht Fritz mir ins Ohr und macht mich neugierig.

Bedrohlich nah haben wir uns dem Ziel genähert.
Zum Glück weiß Fritzi das nicht.

Naturgemäß kenne ich den Hof. Jeder Stein ist mir bekannt. Von hier aus kann ich das Anwesen meiner Großeltern sehen.

Dem Großvater ist der Metzger und Frittenbudenbesitzer aus Deutschland immer suspekt gewesen.

Den größten Stall hat der Piefke damals an exponierter Stelle bauen lassen, nicht aus Holz und Steinen, sondern aus Wellblech und Stahlfertigteilen aus Deutschland.

Die ganze Nacht hat im Stall Licht gebrannt und immer ist leise Klassikmusik über die Hügel geklungen.

Ich schaue in das Gesicht eines Mannes, der gut und gern in jedem Hollywoodfilm den Indianer geben könnte, und erkenne ihn trotz der Jahre, die zwischen unserer letzten Begegnung liegen, wieder.

Es ist der Sohn des Frittenbudenbesitzers, der seine Ernährung komplett umgestellt haben muss.

Bei unserer letzten Begegnung hat der Junge mindestens hundert Kilo gewogen, ist zwölf oder dreizehn Jahre alt gewesen, und mit mir in einer Klasse gegangen.

Es hat kaum einen Tag gegeben, an dem die Mitschüler den Piefke nicht grün und blau geschlagen haben.

Der dicke Kloß heißt zu allem Unglück auch noch Axel.

In Österreich ein Kind Axel zu nennen, kommt einer vorsätzlichen Körperverletzung gleich, in Kärnten kann das auch mal mit dem Tod enden.

Anfangs hat Axel immer geschrien, zur Belustigung aller Kinder auf dem Schulhof, wenn man ihm eine Blindschleiche ins Hemd gesteckt hat.

»Ich bin der Axel«, begrüßt mich der Hofbesitzer und zeigt mir stolz seine Anlage, die Fritzi scheinbar schon kennt.

Da, wo einst mehr als hundert Kühe gestanden haben, wachsen riesige Pflanzen bis zur Staldecke, die dauernd

durch einen feinen Regen benetzt werden. So also sieht das Paradies für Pflanzen aus.

Eine Musik aus indischen, australischen und anderen Ethnoquellen untermalt das ganze noch.

Der Sohn kommt ganz auf den Vater, auch wenn er von Gewicht und Statur nur die Hälfte ist.

»Das geile an dem Zeug ist, du brauchst nichts anderes«, sagt Axel und spuckt eine kleine rosa Pfütze auf den Boden.

»Ist das nicht geil«, sagt Fritzi und behauptet, zuletzt am Gesundbrunnen in Berlin eine ähnliche, aber bei weitem nicht so große Plantage gesehen zu haben.

»Wir exportieren in die ganze Welt«, sagt Axel und verweist auf eine Weltkarte an der Stallwand, in der überall Stecknadeln mit bunten Köpfen stecken.

Die Karte ist noch vom Vater. Denn es gibt Jugoslawien, die CSSR und die DDR noch.

Da Fritzi und ich für einen Moment schweigen, hat Axel den Faden zum Hier und Jetzt verloren.

Es ist so, als würden nicht nur seine Gedanken, sondern das halbe Gehirn, in eine Welt entschwinden, die ich nicht kennen lernen möchte.

Nein, Axel nimmt uns nicht mehr wahr. Er reagiert nicht zum Abschied, sondern schwebt durch seine Plantage und streichelt liebevoll die zackig geformten Blätter.

Fritzi macht ein paar Fotos für ihre Freunde, die sie ihnen umgehend versucht zu schicken.

»Scheiße, immer noch kein Netz«, flucht sie und verlässt mit mir den umgebauten Stall.

Hubertus, so der Name von Axel Vater, ist eines Sonntagvormittags mit seinem Hund Waldi, der auch genau so ausgesehen hat, in den Stall gegangen.

Nachdem er nach mehr als einer Stunde nicht wieder ins Haus gekommen ist, hat die besorgte Ehefrau ein Fenster in der ersten Etage geöffnet und nach ihm gerufen, aber keine Antwort erhalten.

Zudem sind die Geräusche der Tiere plötzlich lauter, als der Karajan mit seinen Berliner Philharmonikern gewesen. Ein Rasseln und Muhen hat den Hof erfüllt, dass es der Ehefrau eiskalt den Rücken herunter gelaufen ist, so zumindest hat sie es in einem Interview mit der Kronen- und der Kleinen Zeitung berichtet.

Mit dem Jungen an der Hand hat sie sich dann doch in den Stall getraut.

Während die Kühe unruhig in ihren Boxen mit den Hufen geschart haben, ist der Bulle mit blutendem Kopf im Mittelgang gestanden. Zum Glück hat die Frau zusammen mit Axel sofort die Stalltore geöffnet und den Zuchtbullen in die Freiheit entlassen.

Aus der Box, die einzig und allein dem Bullen vorbehalten gewesen ist, haben Füße hervor gelugt, die in Gummistiefel gesteckt haben.

Umso näher die Frau und Axel sich dem Verschlag genähert haben, desto lauter haben sie das Fiepen des Hundes vernommen.

Der Anblick des aufgeschlitzten Metzgers und Frittenbudenbesitzers aus Deutschland hat bei der Ehefrau zu einer Ohnmacht und bei dem Jungen zu einer zweijährigen Sprachlosigkeit geführt.

Die Ehefrau hingegen hat mit der Presse ein Interview nach dem anderen geführt und in anschaulichen Bildern geschildert, wie sie ihren vom Hals an aufgeschlitzten Mann im Stall aufgefunden hat.

Den Darm ihres Mannes beschreibt sie als eine Würstlkette, die bereits außerhalb des Körpers gelegen und vom Hund neugierig beschnuppert worden ist.

»Das sollte mal ein Theaterstück werden«, sage ich.

Über zweihundert Zeitungsartikel habe ich jahrzehntelang mit mir herumgeschleppt, letztendlich nur, um im Berliner Abendhimmel in Rauch aufzugehen.

»Widerlich«, sagt Fritzi und klammert sich an mich. Ihre Gänsehaut kann ich direkt spüren.

Wir fahren mit dem Jeep den Promilleweg. Zum Glück

hat sich Fritzi für die andere Seite entschieden, so dass wir unten bei der Tankstelle herauskommen.

»Ich habe das Gefühl, wir drehen uns im Kreis«, sagt Fritzi.

Der Besitzer der Tankstelle steht draußen und schaut unserem Jeep mit Kärntner Nummernschild nach. Oben auf dem Balkon schlägt die Ehefrau mit Lockenwicklern im Haar, Kissen aus.

Wir stehen unter Beobachtung. Ich schaue auf die Uhr: Es ist Viertel zwei.

An der Rezeption des Straßburger Hotels überreicht mir der Portier eine Nachricht und fragt diplomatisch nach, ob wir vorgestern Nacht verdächtige Geräusche gehört haben.

Misstrauisch schaut er uns hinterher, wie wir die Stufen der Treppen erklimmen.

Unser Nein hat ihn in keinster Weise überzeugt.

Das Auto ist repariert und steht abholbereit. Ich halte es aber für ratsamer, den Jeep mit dem Kärntner Kennzeichen *Kl – Klagenfurt-Land*, weiter zu benutzen.

Während sich Fritzi einen gewaltigen Joint baut, studiere ich die örtlichen Zeitungen. Auto, Axt und Strick sind weiterhin die beliebtesten Tötungsarten der Kärntner. Vielleicht ist aber alles nur erfunden, um die Touristen und Kritiker in ihren Vorurteilen zu bestätigen.

Nachdem die Jellineks vorzeitig mit der Polizei abgereist sind und wir überall auf dem Hof Verstecke gefunden haben, in denen sie ihr Diebesgut gehortet haben, herrscht seltene Harmonie in unserer Familie.

Selbst der Großvater scheint froh zu sein, die Jellineks vom Hof zu haben.

Regelrecht erleichtert schlendert er über den Hof gefolgt von Lämmlein, der als einziger etwas gekränkt zu sein scheint.

Sein gesenkter Kopf verrät, dass er gern in Aktion getreten wäre.

Jeden Tag bringt der Postbote dicke Päckchen für mei-

nen Bruder. Alles Vorbereitungs-material für die Schauspielschule.

Keines der Bücher, die sich auf dem Schreibtisch meines Bruders stapeln, sieht so aus, als hätte er schon einmal hereingeschaut.

»Ich geh eh zum Film«, sagt er und zeigt mir die Visitenkarte eines Produzenten, der in München und Berlin ein Büro vorweisen kann.

»Die Karte hat nicht jeder«, sagt mein Bruder, »das ist die Eintrittskarte!«

Jemand wirft von unten Steinchen gegen mein Fenster.

Beide laufen wir zur Gaube und stoßen uns dabei heftig die Köpfe.

Marietta steht unten und winkt mich zu sich.

»Ich glaube, die meint mich«, neckt mein Bruder und erntet einen gezielten Leberschlag, der ihn in die Knie gehen lässt.

»Komm«, sagt Marietta, »wir haben nicht viel Zeit!«

Wir schieben unsere Fahrräder vom Hof und steigen unten auf der Straße in die Pedale.

In Rekordzeit erreichen wir das Untergeheranwesen. Der einzige Moment, wo ich zögere.

»Keine Angst«, lacht Marietta, »es ist niemand da!«

Der mittlere Bruder bekommt einen Orden, weil er einen Kollegen aus der Wand geholt hat. Wieder hat der Bau der Tauernautobahn drei Leben gekostet.

»Sie bleiben über Nacht«, sagt Marietta und zeigt mir Händchen haltend das Haus.

Zimmer, denen es an Luxus mangelt, die aber voller Würde sind. Alles ist sauber, wie in einem Krankenhaus.

Wie schafft Marietta das nur?

An den Wänden gibt es keine Bilder, nur Kalender von den hiesigen Firmen. Selbst die Schlafzimmer der älteren Brüder sind aufgeräumt und sauber.

In meiner Phantasie habe ich mir da ganz andere Sachen vorgestellt.

Es riecht nach Scheuermittel und Schmierseife.

In der guten Stube gibt es ein Sofa, dort nehmen wir Platz. Eine Decke ist darüber geschlagen, um das Polster zu schonen.

Marietta hat den Fernseher angemacht und ein mehrfach besseres Bild, als bei uns auf dem Hof.

Eine zeitlang sitzen wir nur da, halten Händchen und starren auf den Fernseher und die darüber befestigte Uhr, deren Sekundenzeiger unerbittlich den Takt angibt.

Dann fallen wir übereinander her, verheddern uns mit der Kleidung, lachen, küssen und endlich lieben wir uns. Während ich, der Unerfahrene, auf Entdeckungsreise gehe, schließt Marietta die Augen und genießt meine Liebkosungen.

Im Fernsehen hat der Film gewechselt. Es wird geschossen und Autoreifen quietschen. All das liegt hinter einer Nebelwand in einer anderen Welt.

»Lass uns nach Weißberg fahren«, sage ich leise zu Fritz und weiß, dass es ab jetzt kein Entrinnen gibt.

Mein Bruder soll auf der Alm leben, so die Leute in der Gaststube.

Ich habe Fritzi in den *Kirchennwirt* geschickt, aus Angst mich könnte jemand wieder erkennen.

Jetzt machen wir einen Spaziergang durch Weißberg, in dem sich auf den ersten Anschein nicht viel verändert hat.

Die Tankstelle gibt es noch, aber der dahinter liegende Laden ist jetzt ein Kunstsalon.

Auch die angrenzende Post und der Gendarmerieposten sind verschwunden. Die beiden Büros sind zu Wohnungen umgebaut worden.

Die alte Schmiede steht noch, sie macht aber einen heruntergekommenen Eindruck.

Ihr gegenüber ist der große Heuschober des Kraßnitzer Wolfi gestanden, der ein verbrieftes Recht gehabt haben soll, im Dorf einen Hof zu führen.

Aus Angst, es könnte jemand die Urkunde aus dem Mittelalter stehlen oder sie könnte Opfer der Flammen werden, hat der Wolfi die Urkunde immer bei sich getragen.

Obwohl Schutzhüllen die Urkunde, dessen Siegel von der Hemma von Gurk stammen soll, sorgsam umhüllt haben, ist der Brief eigentlich nur noch ein Fetzen gewesen.

Nichts hat man auf dem handgeschöpften rauen Papier mehr erkennen können.

Dennoch hat die Gemeinde dem Wolfi erlaubt, seinen Hof weiter mitten im Dorf zu betreiben.

Hätte der Hof an ein und demselben Flecken gestanden, wäre es für die Dorfbevölkerung sicher leichter zu ertragen gewesen.

Das Kraßnitzeranwesen ist aber wie ein Kleeblatt über den gesamten Ortskern verteilt gewesen.

Hier der riesige Heuschober, auf der anderen Straßenseite der Ochsenstall, mit dem lauten Kettenge-

rassel. Schräg gegenüber der lang gezogene Schweinestall mit den offenen Fenstern und dem unerträglichen Gestank. Auf der anderen Straßenseite der Kuhstall mit dem riesigen Misthaufen vor der Tür.

Den ganzen Tag ist der Wolfi mit dem Traktor von einem Stall zum anderen gefahren und hat dabei viel Dreck auf der Straße hinterlassen. Dabei muss er immer wieder die Durchgangsstraße kreuzen.

Der Kraßnitzer Wolfi hat naturgemäß nicht in der Dorfmitte gewohnt, denn da stinkt es ja.

Alles weg: Heuschober und die drei Ställe mitsamt dem Misthaufen.

Der Bürgermeister hat sich mit einem überdimensionalen Rathaus ein Denkmal gesetzt.

»Riech mal die Blumen«, sagt Fritzi und schmiegt sich an mich.

Wie ein Liebespaar schlendern wir durch den Ortskern, in dem es kein Geschäft mehr zu geben scheint. Dafür kleine Einfamilienhäuser mit Garage und Carport.

Wieso wohnt mein Bruder auf der Alm?

Die Frage geht mir nicht mehr aus dem Kopf.

Auf der Alm sind wir zusammen als Kinder gewesen. Auf der Alm kann man überhaupt nicht wohnen, runter gekommen ist das Ganze, - damals schon.

Der Johann hat im Sommer auf der Alm gelebt, später dann auch im Winter. Und so hat es dann auch ausgeschaut.

Die Würstl und der Speck sind dort geräuchert worden. Dann ist in Jugoslawien der Tito gestorben.

Von einem Tag auf den anderen ist der Johann weg gewesen und hat in aller Eile das Hochzeitsfoto, das einzige, was ihm geblieben ist, zurückgelassen.

Danach ist niemand mehr auf der Alm gewesen.

Die zehn Viecher, die oben auf den Wiesen gestanden sind, hat der Großvater verkauft und somit ist die Alm Geschichte gewesen.

Fritzi ist begeistert. Alle paar Meter bleibt sie stehen und

atmet tief ein.

»Riechst du das nicht, das ist der Sommer!«

Für mich ist vieles fremd.

Menschen stehen in den Vorgärten, die ich nicht kenne.

Überhaupt scheint alles fremd und bedrohlich. Die Wege und Straßen sind zwar geblieben, aber der Rest hat sich sehr verändert.

Fritzi hat den geschwungenen Weg an der alten Volksschule entdeckt, wo es aus den Vorgärten nur so wuchert und duftet. Frische Holzscheide werden verbrannt. Eine Melange, die alles wieder hervorhebt.

»Schau mal, ist das nicht dein Bruder?«

Fritzi ist vor dem alten Schulhaus stehen geblieben und zeigt auf einen Schaukasten der Gemeinde.

VORANKÜNDIGUNG steht da in großen Lettern.

Darunter das Bild meines Bruders, der eine Lesung gibt.

Daneben noch ein Bild: Es zeigt einen jungen Mann in den besten Jahren. Das bin ich, aufgenommen irgendwann vor der Jahrtausendwende. Da habe ich noch geraucht und wog zwanzig Kilo weniger.

»Bist du das?«, will Fritzi wissen, »das ist krass!«

Mein Bruder liest aus meinen Werken, will mich das Plakat glauben machen.

Was heißt meine Werke und wer hat ihm das erlaubt?

In Berlin ist mein ganzes Leben verbrannt und das bisschen Hoffnung, in Form von Disketten, so groß wie Langspielplatten, hat das Riesenbaby zunichte gemacht.

Woher soll mein Bruder also an meine Werke gekommen sein?

Wir fahren über die kleine Brücke, die ein paar Spatzvögel nach meinem Großvater haben benennen wollen.

Sieben Mal hat er mit dem Auto das hölzerne Geländer durchfahren und unten im kleinen Bach seinen Rausch ausgeschlafen.

Jedes Mal hat die Versicherung alles bezahlt, weil der Gendarmerieposten immer *Wildwechsel* in das

Unfallprotokoll geschrieben hat.

Dabei hätte ein Blinder sofort gesehen, dass das Brückengeländer nur von einem Besoffenen so massiv hat beschädigt werden können.

Beim siebten und letzten Mal hat dann auch die Gemeinde soviel Geld aus der Differenz zusammengehabt, dass sie sich endlich ein Metallgitter hat leisten können. Mit Blaskapelle und Feuerwerk ist die Brücke mit einer Länge von vielleicht zwanzig bis dreißig Meter eingeweicht worden.

Bis zu den unteren Höfen ist der Weg noch geteert und breit genug, dass zwei Pkws Platz haben, um aneinander vorbeizukommen.

Dann aber, zu Beginn des ersten Gatters, das geöffnet werden muss, beginnt der Feldweg, mit den tiefen Furchen, die von den Traktoren her rühren.

Nichts hat sich verändert. Alles ist so geblieben, als hätte die Gegenwart auf die Erinnerung gewartet.

Ich bringe Fritzi von der Beifahrerseite bei, wie sie den Wagen auf dem durchfurchten Weg halten kann, ohne dass dabei die Benzinwanne zerstört wird.

Nach dem letzten Hof wird die Straße wieder besser. Ab hier hat der Besitz meines Großvaters begonnen, der auf seinem Grund und Boden eine richtige Straße hat anlegen lassen.

Fünf lang gezogene Serpentinaen, dann kommt die Abzweigung zum Wildgehege und zu dem Haus, in dem einst die Geliebte meines Großvaters gelebt hat.

Verlobt sollen die beiden gewesen sein. Warum es nicht zur Heirat gekommen ist, ist bis zum heutigen Tag ein Familiengeheimnis, das die Geheimnisträger mit ins Grab genommen haben.

Der Jeep mit dem Kärntner Nummernschild nimmt die letzte Serpentine.

Unverändert steht sie da die Alm. Die Abendsonne wirft schräge Schatten gegen den Berg.

Links die Scheune mit der steilen und nicht ungefähr-

lichen Auffahrt, darunter der Stall.

Der Holzbrunnen vor dem Haus aus dem siebzehnten Jahrhundert plätschert. Links von der Tür die Bank, rechts geht es auf den Balkon, denn das Gebäude ist direkt in den Hang gebaut. Vom Kärntner Balkon hat man einen wunderbaren Blick auf das Tal.

»Wow«, schwärmt Fritz und umklammert mich wie eine Geliebte.

Vielleicht habe ich Glück und mein Bruder schaut uns gerade heimlich zu.

Die Scheiben sind von Dreck blind, so dass man nicht hineinschauen kann.

Der große Schlüssel liegt immer noch auf der Türkante.

Das Eintreten macht eine Wand aus Spinnenweben und irgendwelchen Verpuppungen unmöglich.

Nein, hier ist mein Bruder nicht eingezogen. Das hätte ich mir auch nicht vorstellen können, wo er sich nie für die Landwirtschaft oder die Natur interessiert hat. Für ihn sind das alles nur Kulissen gewesen.

Neben dem alten Bauernhaus steht der so genannte Neubau, der irgendwann in den sechziger Jahren schwarz vom Großvater und mit Hilfe vieler Dorfbewohner errichtet worden ist, -naturgemäß ohne Baugenehmigung.

»Was brauche ich auf meinem Grund und Boden eine Baugenehmigung«, hat der Großvater gesagt und den Herren von der Aufsichtsbehörde eine Tracht Prügel angeboten.

In den sechziger Jahren hat es kaum Arbeit gegeben und die Leute sind froh gewesen, sich etwas dazu verdienen zu können.

Zudem hat die Großmutter mit den ihren, gut und viel gekocht, dass es für die Familien zu Hause auch noch gereicht hat.

Selbst die Gendarmerie ist irgendwann schulterzuckend von der Alm gefahren.

Kein Wunder, haben doch drei von ihnen tatkräftig auf dem Bau geholfen.

Ein kleines Wasserkraftwerk ist gebaut worden, an das sieben Höfe angeschlossen worden sind.

So hat er die Bauern an der Bergseite, voll und ganz auf seiner Seite gehabt.

Aber auch der so genannte Neubau liegt im Dunkeln und macht einen verwahrlosten Eindruck.

Mücken und Spinnen haben sich schon an der Eingangstür einen einseitigen Kampf geliefert.

Zudem steht kein Auto mit Münchner Kennzeichen hier. Die Fahrzeuge, die verstreut das Anwesen einrahmen, sind bis auf den Traktor ohne Kennzeichen.

In Gedanken schlage ich die alten Fotoalben auf, die mein Vater noch angelegt hat.

Sorglos spielende Kinder in Lederhosen, den Hühnern hinterher jagend.

Mein Bruder und ich auf dem Traktor. Für Maschinen hat er sich immer interessiert.

Die Silberbüchse und den Vorderlader, der eine als Old Shatterhand, der andere als Winnetou.

Dabei wäre ich zu Fasching lieber als Wicki gegangen, aber den hat außer der Gemeindebüchereileiterin und ich damals niemand gekannt. Fünf Wicki-Bände habe ich verschlungen.

Bei jeder Seite, die ich umgedreht habe, hat es Knick gemacht, ein Zeichen dafür, erster Leser zu sein.

Nein, mein Bruder ist auf keinen Fall hier gewesen.

»Wohin führt die Straße?«, will Fritzi wissen.

Der Schotterweg führt zu einem kleinen Hof auf dem die Ritters gewohnt haben.

Jedes Jahr ein Kind und das zwölf Jahre lang, bis die Ärzte der Mutter Gebärmutterkrebs diagnostiziert haben.

Zwölf Kinder, eine kranke Frau und einen Hof, der nichts abwirft.

Tiere kosten Geld und für Ackerbau ist der Boden viel zu steinig und der ganze Flecken nicht gerade sonnenverwöhnt.

Arme Ritter heißen die Ritters im Dorf.

Dennoch genießt der Vater großen Respekt. Jeder der Arbeit hat, bietet sie als erstes dem Ritter an, das *is Ebrensach*.

Einen Winter lang können die Kinder nicht in die Schule, weil sie keine Schuhe haben.

Wütend ist der Großvater gewesen und hat eine Woche vor Nikolaus in der Kirche eine Brandrede gehalten.

»Halts Mauk«, hat er den Pfarrer angeschrien und ihn von der Kanzel gestoßen, »jetzt red i!«

Eine ganze Viertelstunde hat sich der Großvater in Rage geredet, während der Pfarrer am Fuße der Kanzeltreppe seine Wunden geleckt hat.

Zwei Tage später haben vor dem auffälligen Rittergehöft, säckeweise Schuhe und kleine Geschenke für die Kinder gelegt.

Längst wohnen die Ritters nicht mehr dort oben.

Pächter im Nachbartal ist der Ritter geworden und hat dort ein großes Gut bewirtschaftet.

»Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute«, sagt Fritzzi trotzig. Sie ist sauer, weil ich ihr verboten habe, ins Haus zu gehen.

»Ich weiß ja noch nicht mal, wem das alles heute gehört!«

»Na und?«

Fritzzi zündet sich eine Zigarette an und schmolzt.

Eigentlich gibt es nur einen Ort, an dem mein Bruder jetzt noch sein könnte: bei der Tante Lizzy, der ehemaligen Verlobten des Großvaters.

Wenn man vor der letzten Serpentine geradeaus fährt, kommt man zu dem schwarzen Holzhaus mit dem besten Blick über das ganze Tal.

Naturgemäß wird er sich dort eingeknistet haben, um den Zampano zu geben.

In der aus Zirbenholz gefertigten Stube wird er mit seiner Frau am offenen Kamin auf dem Bärenfell liegen und Champagner saufen. Der Keller ist voll davon.

Der Großvater hat die Schätze durch Zufall in einem

der unzähligen geschlossenen Bergwerke gefunden. Angeblich soll die Gauleitung auf der Flucht vor Titos Truppen hier nicht nur französische Alkoholika versteckt haben.

Natürlich! Warum bin ich da nicht gleich drauf gekommen?

Im Großkotz steht er dem Großvater in nichts nach.

Auf dem Bärenfell wird er der Filmproduzententochter aus München sein Tal zeigen. Ihr sagen, dass alles ihm gehört.

Vielleicht wird er auch die lächerlichen Hausmäntel aus kostbarer chinesischer Seide tragen, mit denen schon der Großvater jedes Bauerntempel überzeugt hat.

»Er wird im Haus von Tante Lizzy sein, direkt am Wildgehege«, sage ich.

»Wie cool ist das denn?«

Fritzi ist um das Doppelte gewachsen. Sie wähnt sich am Ziel ihrer Träume.

Vielleicht habe ich Glück und wir erwischen meinen Bruder bei einer schnellen Nummer vor dem Kamin oder auf der Eckbank mit Aussicht auf das ganze Tal.

Die Hinterräder des Jeeps mit dem Kärntner Kennzeichen drehen durch.

So fahren wir zurück zur letzten Serpentine und biegen Richtung Wildgehege ab.

Auf halber Höhe kommt uns ein Notarztwagen entgegen. Wir müssen ausweichen.

Links der Abgrund und rechts der moosbewachsene Hang mit den Felsbrocken dazwischen. Wir müssen zurück bis zur Abzweigung.

Der Notarzt grüßt zum Abschied und fährt ins Tal hinunter.

Wir machen uns erneut auf den Weg.

Unscheinbar ein Gatter auf der linken Seite, wo es steil zum Bach heruntergeht.

Dort hat der Großvater das Wasserkraftwerk ausbauen lassen, das anfangs nur aus einem Druckrohr und einem

großen Dynamo bestanden und nur Gleichstrom produziert hat.

Fast geradeaus geht die Forststraße, die letztendlich bis zum großen Wildgehege führt.

Selbst bei meterhohem Schnee haben der Johann und ich die schweren Salzsteine auf Schlitten hinter uns hergezogen, um sie dort bei den Krippenplätzen aufzubauen.

Selbst am Heiligen Abend sind wir in den Wald hinaus und haben die Tiere beschert, wie es der Johann immer gesagt hat.

Er hat mich unterwegs immer von seinem selbst gebrannten Obstler nippen lassen, der gebrannt, gleichzeitig aber auch gewärmt hat.

Im Winter riecht der Wald nicht. Eiskristalle in der Nase verhindern das.

»Bloß nicht kratzen«, sagt der Johann und erzählt Landser Geschichten aus Stalingrad, obwohl er selbst nicht über die Karawanken hinaus gekommen ist.

»Einmal gekratzt und schon hielten sie ihre eigenen Nasen und Ohren in den zittrigen Händen.«

Das Knirschen des Schnees unter den riesigen Schuhen aus geflochtenen Weiden, das Rieseln, wenn sich die Äste unter der Last zu sehr gebogen haben. Fast lautlos tauchen die Tiere auf. Allen voran die Hirsche mit ihren wirklich prächtigen Geweihen, dann erst folgen die Kühe.

Ein kitschiges Bild für all diejenigen, die es selbst noch nicht erlebt haben.

»Du musst dich nicht rechtfertigen, ich mag deinen Wald«, sagt Fritzi.

»Hier ist es«, sage ich und zeige auf den verrosteten Briefkasten der Österreichischen Post!

Fritzi hält den Jeep an und ich öffne das Gatter.

Keine hundert Meter und wir sind bei dem Haus, das der Großvater seinerzeit für seine Geliebte gebaut hat.

»Hier hat der Berg seine Wurzeln geschlagen«, hat der Großvater gesagt und diesen Flecken hier gemeint.

Eine große Wiese mit ein paar Obstbäumen begrüßt

den Besucher.

Am Ende des bewachsenen Felsvorsprungs steht das Haus mit der schönsten Aussicht auf Weißberg.

Jetzt steht ein Auto auf der Wiese mit Münchner Kennzeichen.

Ich winke Fritz durch und schließe das Gatter.

Ein Hund schlägt an.

Schwanz wedelnd läuft er auf das ankommende Auto zu.

Dann scheint er mich gewittert zu haben, schlägt einen Bogen und läuft mir entgegen.

Ein Hund mit einem Lächeln, das ich aus meinen Erinnerungen kenne. Kein Zweifel, das ist das Ebenbild von Lämmlein. Auch scheint er seine Charaktereigenschaften übernommen zu haben. Breitbeinig bleibt er vor mir stehen, knurrt und zeigt seine Lefzen.

»Lämmlein«, begrüße ich ihn, »feiner Hund!«

Lämmlein macht den Kopf schräg und gibt einen Flöten ähnlichen Ton von sich.

Dann tritt er hinter mir her.

»Du kannst mit Hunden?«, fragt Fritzi erstaunt, die von mir in unserem Berliner Kiez schon ganz andere Dinge gehört und gesehen hat.

»Nicht wirklich«, sage ich und gehe mit ihr auf das Haus zu.

Unverändert steht er da, der Liebestempel des Großvaters, wie mein Bruder das schwarze Holzhaus immer bezeichnet hat.

Dabei möchte ich nicht wissen, wie oft er, nach dem Tod der Tante Lizzy hier oben gewesen ist.

Die Tür öffnet sich und eine Frau um die Fünfzig begrüßt uns:

»Schön, dass ihr endlich gekommen seid. Kommt rein! Habt ihr kein Gepäck?«

»Wir wohnen ins Straßburg«, sage ich und überlege, für wen mich diese Frau hält.

Ich habe meinen Bruder jahrzehntelang nicht gesehen. Unmöglich, dass mich die Frau meines Bruders anhand von alten Fotos erkannt hat.

»Er hat sich hingelegt«, sagt die Frau meines Bruders und serviert uns in der großen Stube Kaffee.

Fritzi klebt am Fenster und genießt die Aussicht über das ganze Tal.

»Ich habe mich dich ganz anders vorgestellt«, sagt die Gastgeberin und stellt selbstgebackenen Kuchen auf den Tisch.

Ich kenne sie ja nur aus dem Fernsehen. Prominente kochen für den Hunger in der Welt, für Frieden, gegen Obdachlosigkeit, und, und, und..

Im Herd knacken die Holzscheide. Obenauf stehen gusseiserne Töpfe mit schwimmenden Krapfen in Butterfett.

»So wie bei Tante Lizzy«, sagt die Frau meines Bruders.

Da sitze ich also mit zwei Frauen im Liebesnest des Großvaters, das ja auch gleichzeitig Heimstatt der Tante Lizzy gewesen ist, und lasse mich von einer Filmproduzententochter aus München bedienen.

Ich könnte nach dem Notarzwagen fragen, schweige aber lieber. Der süßliche Geruch der Butterkrapfen und der von eingekochten Beeren lassen mich zurückkehren.

Nackt sitze ich mit Marietta in der Küche und wir füttern uns gegenseitig mit eingekochtem Obst.

Wir sind etwas beschwippt, weil wir ein ganzes Glas Pfirsiche gegessen haben, die in einem Schnaps eingelegt gewesen sind.

»Ich stell mir gerade vor, deine Sippe käme jetzt rein!« Beide müssen wir lachen.

»Deine Brüder würden mir alle Knochen brechen und mir sonst was abschneiden. Zu guter Letzt wird dein Vater mich zu einem Klumpen zusammen schießen!«

Wir küssen uns und rutschen vom Tisch, mit uns der Topf mit dem eingekochten Mus.

Marietta fängt an, mich mit der zähen Masse zu bewerfen, ich halte mich nicht zurück, wehre mich, solange der Vorrat reicht.

Wir wälzen uns über den rauen Dielenboden, der durch das eingekochte Obst rutschig geworden ist.

Ineinander verschlungen robben wir durch die Küche, Stühle kippen, der Tisch gerät ins Wanken.

Wir lieben uns auf klebriger Marmelade, die dennoch rutschig ist. Verzweifelt suche ich nach Halt. Aber alles was ich anfasse gerät in Bewegung.

Marietta scheint es Spaß zu machen. So, habe ich sie noch nie erlebt.

Die Schlittenfahrt geht weiter und mit ihr die Ekstase.

Längst haben Marietta und ich den Planeten verlassen.

Meine rudern Hände finden endlich halt an zwei Bad Ausseer Haferlschuhen.

»Geh aussii«, sagt leise der Untergeher, der über mir steht.

Nackt stolpere ich nach draußen, ohne mich von Marietta verabschiedet zu haben, und laufe nach Hause.

Ein weiter Weg.

Bei jedem sich nähernden Lichtkegel, springe ich in den Graben.

Nach dem dritten Mal bin ich voller blauer Flecke und Schnittwunden, die ich aber nicht spüre. Die Angst entdeckt zu werden, wirkt größer.

An der alten Wehrkirche mache ich halt und suche Schutz für eine Verschnaufpause.

Jetzt eine Zigarette. Ich erinnere mich, mit anderen Messdienern ein Bunker angelegt zu haben. Zum Glück hat sich die Tradition fortgesetzt.

Beim Grab der Russeckerin muss man neben dem Grablicht, etwa dreißig Zentimeter in die dunkle Erde greifen, dann fühlt man den Plastiksack, in dem sich wasserdicht Zigaretten und ein Feuerzeug befinden.

Die Russeckerin ist Lehrerin und Aktivistin gewesen. In Kärnten hat sie sich mit ihrem Vermögen und ihrer ganzen Kraft für die Volksgesundheit eingesetzt. Auch den Alkohol, zu dem sie selbst das Bier und den Wein gezählt hat, hat sie verbieten wollen.

Teufelswerk, so haben wir das in der Grundschule gelernt. Über all diesen Todsünden hat nur noch das

Fleischliche gestanden.

Ganz oben auf dem Berg am Gipfelkreuz hat man sie gefunden.

»Am Herrgott hat sie geklebt«, hat die Bergwart gesagt. Seltsam nur, das sie aus allen Öffnungen geblutet hat.

»Ausgeblutet haben's«, sagt der Scharni, der es als Schlachter wissen muss.

»Eine schöne Geschichte«, sagt die Frau meines Bruders und bietet mir einen Vertrag an.

Ich winke ab und zeige auf Fritzi.

»Diese Dame will zum Film!«

»Ein schöner Titel aus den zwanziger Jahren«, erwidert die Frau meines Bruders, die es ja als Produzententochter wissen muss.

Bei all dem hat sie Fritzi abgefüllt. Nein, sie ist nicht mehr in der Lage, den Jeep heil ins Tal und von da nach Straßburg zu bringen.

Wir sollen also dableiben!

Warum traut sich der Meister nicht nach unten?

Wartet er darauf, dass ich Blöße zeige?

Ich hasse diese Spielchen.

Immer muss mein Bruder die Fäden in den Händen halten.

Die Sache mit den Jellineks ist ja auch auf seinem Mist gewachsen.

Wer sonst hat das Wild geschossen und in den Kofferraum gelegt. Auch den Speck, die Wurst, den Käse und den Schnaps hat mein Bruder in der Ferienwohnung deponiert.

Alles hat er so auffällig und übertrieben arrangiert, dass es selbst dem größten Trottel unter den Polizisten hätte auffallen müssen.

Bei mir wäre dieses Lügengebäude sofort in sich zusammengebrochen.

An der alten Wehrkirche beginnt der eigentliche Ort.

Hier steht Haus an Haus, gibt es Straßenlaternen vor deren Licht selbst die Katzen flüchten.

Sicher ist es in Weißberg nicht so hell wie in einer Großstadt, aber ein nackter Jugendlicher ist in dieser Nacht gut zu erkennen. Zudem muss ich über die Haupt- und Bundesstraße, die das Dorf teilt.

Öffnet man nachts die alte Holztür der Wehrkirche, dann glaubt man das Quietschen und Ächzen als Echo von den umliegenden Bergen zu hören.

Völlig außer Atem betrete ich nackt das kalte und feuchte Gotteshaus, mache im Mittelgang vor dem Hochaltar meinen Knicks und tapse in die Sakristei. Naturgemäß ist diese Tür verschlossen, aber als langjähriger Messdiener weiß ich wo der Schlüssel hängt, - hinter dem Drachen, der zu der Holzskulptur des Heiligen St. Georgs gehört.

Ich wähle das schwarze Gewand. Falls ich angehalten werde, kann ich immer noch sagen, dass ich zu einer letzten Ölung bestellt worden bin.

Aber trägt der Messdiener am Sterbebett schon schwarz?

Ich weiß es nicht mehr und gehe hektisch die verschiedenen Farben im Kleiderschrank durch.

Nein, grün geht auf keinen Fall. Grün ist Ostern und steht für die Farbe der Hoffnung.

Was ist mit violett?

Ist das nicht die Farbe der Buße und habe ich das Gewand nicht bei der Beerdigung des alten Pfarrers getragen.

Was ist mit rot? Was ist mit weiß?

Weiß ist die Farbe der Freude und Festlichkeit. Warum nicht weiß?

Hat ein Sterbender nicht das Recht auf Freude?

Ich streife mir das weiße Messdienergewand über, schnappe mir noch ein Gebetbuch und die vorne nach oben gebogenen Schuhe, die der Pfarrer immer für das Ritual der Fußwaschung benötigt.

Ich schlurfe am Kriegerdenkmal vorbei und der immer blinkenden orangeleuchtenden Straßenlaterne von Weißberg.

»Puuh«, sage ich und merke, wie mir der Obstler in Kopf und Beine steigt.

»Sie sind Filmproduzentin?«, will Fritzi von der Frau meines Bruders wissen.

»Ja, arbeiten Sie auch in der Branche?«

Mir ist schlecht. Ich brauche mehrere Versuche, um hoch zu kommen und schwanke zur Tür.

Lämmlein junior folgt mir und schaut mich mit treuem Blick an.

So stehen wir beide draußen.

Der eine, ein Bein hebend, der andere breitbeinig und geben unser bestes. So entstehen Männerfreundschaften.

Ich vertrete mir mit Lämmlein junior die Beine und versuche ihm den Kärntner Sternenhimmel etwas näher zu bringen. Aber der Hund schnuppert lieber am Boden herum, hält aber den Körperkontakt zu mir.

Ich gehe mit ihm auf den Balkon.

Drinne in der Stube zeichnet sich eine intensive Unterhaltung ab.

Ich setze mich auf die Bank, auf die gleich darauf Lämmlein junior springt. Ich kraule ihn hinter den Ohren und mache ihm gleichzeitig unmissverständlich klar, dass ich keine Beziehung wünsche.

Seine Antwort ist herzerweichend.

Ein weißer Engel stolpert durch den beginnende Morgen und stößt sich in den viel zu engen Schuhen, die einmal dem Kalifen von Bagdad gehört haben können, an jedem Stein.

Zur Tarnung auch das silberne Kreuz aus der Sakristei mitzunehmen, habe ich mich nicht getraut.

Mein Bruder hätte es getan. Er hätte auch nicht das Messdienergewand übergestreift, sondern direkt den Pries-

tertalar genommen.

Warum Wasser, wenn Champagner im Kübel steht?

Der Wagen mit dem Münchner Kennzeichen, der draußen vor dem ehemaligen Liebesnest des Großvaters steht, hat mindesten hunderttausend Euro gekostet und ist mit Bestimmtheit eine Sonderanfertigung.

Dieses Jeepmodell von einem Sportwagenhersteller produziert, habe ich als Cabrio so noch nie gesehen.

Wahrscheinlich hat er überhaupt nichts dafür bezahlen müssen, weil er in irgendeiner Jury gesessen ist.

Als Mitglied irgendeines Auswahlgremiums bei einem Filmfestival hat er Anrecht auf eines der Sponsorenautos, die für den Transfer der VIPs zuständig sind.

»Schon der dritte Jaguar. Jedes Jahr dasselbe«, höre ich meinen Bruder klagen, der schon wieder Garagen anmieten muss, um seine Luxusklassewagen unterbringen zu können.

So hat jeder seine kleinen Probleme.

Während Lämmlein junior den Kopf auf meinen Oberschenkel gelegt und sich eingekuschelt hat, erzähle ich ihm die Geschichte zu Ende.

So habe ich in aller Herrgottsfrühe die Abkürzung am Sumpfgelände eingeschlagen und bin über den Steg am Holzhaus der Hundertjährigen vorbei.

Mitten in ihrem verwilderten Vorgarten, steht sie mit offenen Haaren in einem Gestrüpp aus Brennesseln und macht eine Art Bewegungstanz, wie ich ihn das letzte Mal im Wanderkino gesehen habe.

Der Tiger von Eschnapur von Fritz Lang.

Die Hundertjährige trägt kein weißes Nachthemd wie ich es von weitem zu glauben gesehen habe.

Nein, es ist ein Hochzeitskleid, schlicht und ohne Schnörkel.

Wie selbstverständlich streifen ihre nackten Unterarme und Hände über die Brennesseln, die ihr nichts anzu-

haben scheinen. Die Einsiedlerin scheint glücklich.

Als Kinder haben wir oft bei der Alten gesessen und haben ihren Geschichten gelauscht, obwohl niemand ihre Sprache verstanden hat. Allein Betonung und Klangfarbe ihrer Worte und Sätze haben ausgereicht, uns zum Lachen zu bringen oder in Angst zu versetzen.

Sie breitet die Arme aus und streckt sie mir entgegen.

Dann stammelt sie Unverständliches, um sie herum gigantische Fliegenschwärme, die sich auf das Hochzeitskleid setzen.

Ich stolpere weiter, am Krötenkreuz vorbei.

Vor mir eine breite Straße aus fetten laichenden Kröten.

Das Warten erscheint endlos. Zudem friere ich, seit mehr als einer Stunde.

Auf dem Hof scheint alles noch zu schlafen.

Vielleicht habe ich Glück und kann unbemerkt ins Haus schleichen, bevor die ersten aufstehen, um im Stall die Kühe zu melken.

Ich drücke die Türklinke nach unten und falle hinterwärts um.

Das Haus ist verschlossen. Das hat es in meinem bisherigen Leben noch nicht gegeben.

Ich gehe ums Haus herum, aber keines der Fenster steht offen oder ist angelehnt. Selbst mein Gaubenfenster unter dem Dach ist verschlossen.

Ich werfe Steinchen gegen das Fenster meines Bruders, nichts regt sich.

Der Dämmerung nach zu urteilen, werden die Bewohner des Hofes ohnehin bald aufstehen.

Mir ist kalt und so suche ich Schutz, erst in der Scheune, dann im Stall. Aber auch die Türen sind verschlossen.

Ich wusste gar nicht, dass man den Stall überhaupt abschließen kann.

Lämmlein junior schaut kurz auf und präsentiert mir seinen traurigsten Augenaufschlag.

Ich streichle ihn hinter den Ohren und bewege uns

beide zum Aufstehen.

Im Haus finde ich zwei völlig angetrunkene Frauen vor, die kichernd in der Stube sitzen und bereits die zweite Flasche in Angriff genommen haben. Zudem riecht es süßlich in der großen Wohnküche, was sicherlich nicht von den Krapfen herrührt.

»Sie hat zwei meiner Lieblingsfilme mitproduziert, wusstest du das?«, fragt Fritz und kichert wie eine Vierjährige.

»Ihr Vater wollte sogar mal ein Theaterstück von dir verfilmen!«, fährt sie fort und leert das Stamperl Schnaps in einem Zug.

»Er hat dein Manuskript in einen Ledereinband mit Goldschrift binden lassen und in das Regal mit den noch zu verfilmenden Stoffen gestellt«, fügt die Frau meines Bruders hinzu und bricht in einen hysterischen Lachkrampf aus, der seinen Höhepunkt in einem Spucken und Husten findet.

Ich öffne den Kühlschrank und fische mir ein Bier heraus.

Lämmlein junior weicht mir nicht mehr von der Seite und begleitet mich auf den Kärntner Balkon, der hier seinen Namen alle Ehre gibt.

Unten im Tal sind ein paar kleine Lichter zu erkennen. Ansonsten ist Weißberg längst schlafen gegangen.

Da sitze ich mit Lämmlein junior auf einer Holzbank und lausche den Geräuschen des Waldes, während sich drinnen zwei Frauen vor Lachen nicht mehr einbekommen.

Da stehe ich also auf dem Hof des Großvaters und friere.

Natürlich bewege ich mich, aber längst ist die feuchte Kälte bis ins Innere gekrochen. Nur noch ein heißes Bad kann mir noch helfen.

Dann endlich Licht.

Türen werden geöffnet. Anni und Renata kommen

heraus und gehen Richtung Stall.

Wortlos will ich an ihnen vorbei huschen, da versperrt mir der Großvater mit zwei großen Reisetaschen den Weg.

»Du kommst mir hier nicht mehr rein«, schnauzt er mich an und schubst mich von der Treppe.

»Ab ins Auto!«

Ich gehorche und steige zitternd zu ihm in den Wagen.

Schnell ist die immer blinkende orangeleuchtende Straßenlaterne von Weißberg erreicht.

Links die alte Wehrkirche, rechts das neue Spritzenhaus der Freiwilligen Feuerwehr. Von der angrenzenden Armensiedlung fehlt jede Spur.

Dann die Fischzucht, deren Teiche wieder gut gefüllt sind.

In der Küche und im Stall des Untergeherhofs brennt Licht.

Ich werte das als gutes Zeichen.

Es geht über den Berg, als wir Tamsweg erreicht haben, weiß ich, wohin die Reise geht. Ich soll nach Deutschland in ein Internat.

Was wäre wohl aus mir geworden, wenn ich hier geblieben wäre?

Lämmlein junior schaut mich ratlos an.

Als ich die Wohnküche wieder betrete, sind Fritzi und die Frau meines Bruders längst schlafen gegangen.

Ich steige die Treppe hinauf.

Sie haben es mir einfach gemacht.

Die Tür zu meinem Zimmer steht offen.

Hundegebell und eine Autohupe reißen mich aus dem Schlaf.

Ich schaue auf den Wecker neben dem Bett, aber der scheint stehen geblieben.

Ich rolle mich aus dem Bett und schlurfe zum Fenster.

Unten im Auto sitzt mein Bruder und winkt nach oben.

Ob er mich gesehen hat?

Ich presse mich rücklings an die Wand und höre mein Herz klopfen.

Für den Bruchteil einer Sekunde habe ich mich am Fenster gezeigt. Zudem wird ihn die Morgensonne geblendet und der umher springende Hund abgelenkt haben.

»Na was ist, Bruderherz?«

Bruderherz, wie sich das anhört. Bruderherz hat er noch nie zu mir gesagt. Bruderherz klingt wie aus einem schlechten Drehbuch. Wahrscheinlich spielt er jetzt in einer *Soap* mit und lernt gerade Text.

»Jetzt komm schon runter, Bruderherz. Es ist ein herrlicher Tag und ich will mit dir auf den Berg.«

Schon wieder dieses Bruderherz und diese Nähe, als hätten wir uns gestern Abend mit einem *Gute Nacht* verabschiedet. Alles aufgesetzt, besonderes diese Freundlichkeit und diese morgendliche Frische.

Dennoch ziehe ich mich an und stolpere nach unten.

Wenn mein Bruder glaubt, dass ich sofort nach draußen stürme und ihn in den Arm nehme, hat er sich geschnitten.

Ich nehme mir einen Kaffee vom Herd und setze mich unter den Herrgottswinkel, wo ein Bild der Tante Lizzy steht.

Soll er doch hupen.

In Mauterndorf kehren der Großvater und ich ein und frühstücken stumm.

Während der Fahrt ist mir genug Zeit geblieben, mich umzuziehen, nicht aber mich zu waschen.

So stehe ich im Hinterhof auf einer stinkenden Toilette und versuche die angetrocknete Marmelade und den mit Alkohol versetzten Mus herunter zu schrubben. Dabei gehe ich vorsichtig vor, nichts von dem, was von Marietta ist, soll weggewaschen werden.

Obwohl Sonntag ist, herrscht reger Betrieb auf der Straße.

Schichtwechsel auf dem Jahrhundertprojekt *Tauernautobahn*. In brauner und blauer Arbeitskleidung steigen sie draußen in den Bus, der sie zur Baustelle bringen wird.

»Wenn du willst, kannst du gleich mitfahren«, sagt der Großvater und zeigt auf die Gestalten, die aus einem Bus aussteigen und voller Steinstaub sind. Die Gesichter wirken müde und ausdruckslos, als würden sie gerade aus einem Lager kommen.

Ich muss an Mauthausen denken, von dem uns der Pfarrer so viel erzählt hat.

Das Hupen holt mich zurück in die Wirklichkeit.

Was bleibt mir da anderes übrig, als vor die Tür zu treten.

Lämmlein junior ist der erste, der mich begrüßt und darüber bin ich froh.

Seit gestern Nacht sind wir Freunde und das lässt er mich jetzt spüren.

»Jetzt steig schon ein«, sagt mein Bruder in seinem Nobeljeep und grinst mich an.

Wo bleibt die Stimme des Regisseurs, der *Cut* ruft.

Ich gehe zum Gatter, während mein Bruder im Schritttempo hinter mir herrollt.

Mit einem eindeutigen Befehl, den ich gestenreich untermale, gebe ich Lämmlein junior zu verstehen, dass er ins Haus gehen soll. Stattdessen springt er ins Auto und macht es sich auf der Rückbank bequem.

Kaum sitze ich, lässt mein Bruder den Motor aufheulen. In nur wenigen Sekunden haben wir die Abzweigung er-

reicht, wo es links auf unsere Alm geht.

Mein Bruder biegt mit hohem Tempo links ab und gerät ins Rutschen, was ihm aber nur ein irres Lachen abzwängt.

Im Gesicht ist er dicker, als auf seinen Hochglanzbildern. Dafür sind die Falten weg.

Der restliche Körper wirkt abgemagert.

Wir fahren zu der ehemaligen Ritter Alm hinauf.

In meinen Erinnerungen hat das früher alles viel länger gedauert.

Dann geht es weiter zum Klausnerhof, der völlig auf der Schattenseite liegt und manchmal bis in den Mai hinein Schnee auf den Wiesen hat. Von dort geht eine steile Wiese bis an die Gebirgstrasse.

In meiner Kindheit haben hier die Modellflieger ihre Maschinen gestartet.

Vater und Sohn sind da am Straßenrand gestanden und haben ihren selbst gebastelten Flugzeugen aus Holz, Tuch und Leim hinterher geschaut. Misstrauisch beäugt von einem Bussardpärchen, das von einer riesigen Tanne aus, dem lauten Spektakel beigewohnt hat.

Einer der Momente, wo ich meinen Vater vermisst habe.

»Jetzt wollen wir doch mal sehen, was die Karre so bringt«, schreit mein Bruder gegen den Fahrtwind an und begibt sich auf die fast senkrechte Steilwand.

Tief verschwinden die Räder in dem satten Grün, kratzen die letzte Muttererde vom Fels und sprühen sie im hohen Bogen wieder aus.

Der Bauer stürmt aus dem Haus und setzt mit seiner Flinte an.

Zeitgleich mit dem Schuss springt der Jeep meines Bruders auf die Passstrasse. In letzter Sekunde kann mein Bruder noch einem zum Tal fahrenden Auto ausweichen.

Mein Bruder scheint verrückt geworden zu sein, zumindest lebensmüde. Dass er mich damit reinreißen will, nehme ich ihm jetzt schon übel.

Wahrscheinlich haben irgendwann die Joints nicht mehr ausgereicht und er ist zu stärkeren Drogen übergegangen.

Ist München nicht die Hochburg der Kokser?

Besorgt schaue ich nach hinten. Lämmlein junior schaut mich treuherzig an, ansonsten scheint ihn die rasante Fahrt wenig zu kümmern.

So schließe ich die Augen.

Die Anhöhe ist erreicht und mein Bruder bringt endlich dieses Höllengefährt am Berghotel direkt neben der alten Kapelle zum Stehen.

»Was für ein herrlicher Tag«, schwärmt mein Bruder und springt aus dem Auto, was ihm Lämmlein junior gleich tut.

Was mache ich hier eigentlich?

Wahrscheinlich werde ich in Deutschland längst von der Berliner Brandpolizei gesucht.

Sonnenbrille im Haar, das weiße Jackett lässig über den Schultern, so betritt mein Bruder das Berghotel.

Die Schwingtüren quietschen, der Dielenboden knarrt. Am Eingang der kleine Kiosk mit den Ansichtskarten und Panoramabildern, nichts scheint sich verändert zu haben.

In Obertauern hält der Großvater zum zweiten Mal und erklärt mir die Landschaft.

Den Frevel, der hier begangen wird, will er mir zeigen.

»Das kannst du nicht oft genug sehen«, sagt er und parkt quer vor dem Tourismuszentrum.

Mit dem Fernglas sucht er die braunen Flecken zwischen den hellen Felsen ab.

»Hier schau«, sagt er und zeigt auf elf Uhr: auf einem Felsvorsprung steht ein Mufflon.

»Eines der Letzten seiner Art«, sagt der Großvater, »dass des nicht vergisst!«

Mir doch egal, denke ich, hasse die Gegenwart und kann, will von der Zukunft nichts wissen.

Mein Bruder schreibt Autogramme. Mit einem Schwung zeichnet er eine Wellenlinie.

Lässig sitzt er im Stüberl und verteilt das grinsende Hochglanzbild eines Schauspielers.

Ich gehe zur Wurlitzer, die wie alles, seit unserer Kindheit hier steht und drücke *Hey Joe* von Jimi Hendrix. Selbst die Platten scheinen die alten zu sein.

Von der Seite aus beobachte ich meinen Bruder, der Karte für Karte voll kritzelt.

»Wir sind da«, sagt mein Bruder und ich öffne die Augen. Zum Glück ist alles nur ein Traum gewesen.

Den Wagen hat er zwischen Kapelle und Berghotel gesetzt.

»Hier wolltest du immer heiraten«, sagt mein Bruder und versetzt mir einen Hieb, der zum Glück nach all den Jahren nicht mehr tödlich ist.

Lämmlein junior ist der erste, der aus dem Wagen springt.

Mein Bruder und ich öffnen dazu die Seitentüren. Anstatt sich eine Zigarette oder einen Joint anzuzünden, steigt er schweigend aus und geht Richtung Kapelle, die aus dem elften Jahrhundert stammt.

Irgendetwas stimmt mit seinen Haaren nicht, stelle ich fest. Auch wirkt sein Gang müde, fast ohne Kraft.

»Was für eine Aussicht«, sagt mein Bruder, »was gäbe ich darum, hier einmal mit dem Drachen runter zu fliegen. - Du hast übrigens eine bezaubernde Freundin, Silvia ist vollkommen von ihr angetan und ich finde, sie hat einen ziemlich geilten kleinen Arsch!«

»Wenn du sie anfasst, schmeiß ich dich runter«, erwidere ich und frage mich jetzt erst, wo Fritzi ist.

»Ganz der Alte bis auf das Fett!«

Warum tue ich mir das alles nur an?

Dieser Idiot hat sich all die Jahre nicht verändert und zieht gnadenlos sein Programm durch, selbst wenn nur noch ein Trottel seinen Worten lauscht und applaudiert.

Mag sein, dass ich mich auch nicht verändert habe, aber ich gehe keinem damit auf die Nerven.

»Ich habe übrigens Post aus Berlin bekommen«, sagt mein Bruder, der mir immer noch den Rücken zukehrt. »Ein Anwalt hat mir geschrieben. Du sollst das Mietshaus deines Vermieters in die Luft gesprengt haben.«

Da steht er, der Alptraum meines Lebens, warum trete ich nicht einen Schritt vor, gebe ihm einen Schubs und alles wäre vorbei.

»Jetzt erzähle ich dir eine Geschichte«, sage ich mit zittriger Stimme, »ich habe vor Jahren einen Wettbewerb gewonnen, einen Theaterwettbewerb. Nachdem die Jury mich gewählt hat, habe ich einen Termin bei dem Intendanten bekommen, der mein Stück uraufführen wollte. Eigentlich sind wir uns schnell einig geworden. Nur am Schluss hat er nach dir gefragt, ob wir verwandt wären oder so. *Ja*, habe ich gesagt, *ja*. Warum soll ich meinen Bruder verleugnen, habe ich mich gedacht. Hätte ich aber mal besser. Aber wer hätte ahnen können, dass du mit den Briefen von Casanova auf Lesereise gehen willst, bei der Besichtigung des Theaters den Intendanten kennen lernst, anschließend auf dessen Hausparty erst die Ehefrau und anschließend die Tochter vernascht hat. Aber als hätte das nicht alles schon gereicht, hast du auch noch die Frechheit besessen, in den Pool große Mengen an Zementpulver und Gelatine zu schütten. Wohlwissentlich, dass der Intendant dort am Morgen seine Bahnen zieht.«

»Mein Gott, es hat sich so ergeben«, erwidert mein Bruder, ohne den Anspruch sich verteidigen zu wollen.

Schweigend gehen wir ein paar Schritte. Nur Lämmlein junior knurrt, als wir an einer dicken weißen Katze vorbeikommen.

Vor uns liegt der Sessellift, der aber außer Betrieb zu sein scheint und bis auf fast 2000 Meter hinauf zum Hirnkopf führt.

Ein kurzer Blick verrät, dass mein Bruder und ich das selbe denken.

Bie Kafe trinka! S. steht in einer kaum lesbaren Schrift auf einem Zettel, der mit einem aufklappbaren

Jausenmesser an der Außentür der Talstation befestigt ist.

Im Handumdrehen hat mein Bruder die Tür geöffnet und den großen Schalter herumgedreht.

Langsam werden die Geräusche des großen Elektromotors immer lauter und der Sessellift setzt sich in Bewegung.

Lachend springen wir auf, schließen die Sicherheitsbügel und freuen uns auf die Fahrt nach oben.

Am späten Nachmittag erreichen der Großvater und ich nahe der Tschechischslowakischen Grenze das Kloster, in dem ich mein Abitur machen soll.

Der letzte größere Ort heißt Wunsiedel, der mir aber nichts sagt.

Bedrohlich wirkt der gotische Klotz. Es riecht nach Möhreintopf und Bohnerwachs. Kinderpisse und geriebener Seife.

Es raubt mir den Atem, bei der Vorstellung hier drei Jahre leben zu müssen.

»Weihnachten hol ich dich wieder ab«, sagt der Großvater und lässt mich in der großen Eingangshalle einfach stehen.

»Jodieö, jodieä«, ruft mein Bruder in luftiger Höhe und erntet ein Echo, was aber durch seinen plötzlich einsetzenden Hustenanfall übertönt wird.

»Ich hab mich verschluckt«, krächzt er nach einer Weile.

Ich schaue nach unten. Der höchste Teil ist erreicht. Ab hier wäre jeder Sprung tödlich.

Wie oft bin ich mit diesem Sessellift nach oben auf den Berg gefahren?

Sommers wie winters, unzählige Male, dennoch gibt es keine große Erinnerung daran.

»Früher hast du immer Angst gehabt«, sagt mein Bruder und versucht den Sessellift in Schwingung zu bekommen, was ihm aber durch mein Gegengewicht nur schwerlich gelingt.

Vor dem Tod habe ich Angst gehabt, aber nicht vor der

Fahrt mit dem Sessellift, denke ich.

Du aber geliebter Bruder hast dir die Ohren zugehalten, wenn die Rollen des Sessellifts über die Trägermasten gelaufen sind.

Jetzt im schönsten Abschnitt der Strecke, da wo das Seil einen regelrechten Knick macht, und man weder Tal- noch Bergstation sehen kann, schweigen wir, wobei ich den Atem meines Bruders hören kann. Ein Rasseln, dazwischen wieder ein Schnappen, wie es Hunde tun.

Mein Bruder holt ein Metallfläschchen hervor und spritzt sich was in den Rachen.

Dann kommt der Moment für das sich alles gelohnt hat. Nach einem weiteren Knick, - hier ist der Fels so nah, dass man getrost abspringen kann, - erstrahlt der Gipfel in seiner Schönheit.

Zudem scheint hier oben fast immer die Sonne.

»Sind die Frauen nach Klagenfurt?«, frage ich und sehe einen Punkt an der Bergstation, der sich bewegt.

»Nein, nein, die sind nach München, Silvia kann deine jungen Freundin vielleicht noch in eine Produktion aufnehmen« antwortet mein Bruder leise, als wäre er von einem Moment auf den anderen, heiser geworden.

Eine Hüne von Mann steht an der Bergstation und rudert mit den Armen.

»I scheid mi an! I scheid mi an«, hören wir eine Stimme ins Tal rufen, die es in sich hat.

Wenig später hievt uns Scharni aus dem Lift und schließt uns in seine Arme.

Mit Tränen in den Augen führt er uns zum *Hirnkopfstüberl*, das völlig ohne Gäste ist und von nur einer Person geführt wird.

»Was darf ich bringen«, sächzelt die Bedienung im Dirndl.

»Drei Halbe und drei Obstler«, schreit der Scharni umklammert mich mit seinen Schraubstöcken und hebt mich hoch, als wäre ich ein Leichtgewicht.

»Dass i euch Buabn noch a ma seh«, sagt er voller

Rührung und schlägt mir auf den Rücken, dass mir die Luft wegbleibt. Gleichzeitig holt er mit der anderen Pranke aus, um auch meinem Bruder seine Zuneigung zu bekunden.

Mit einem Schlag verliert mein Bruder die Haare.

Im hohen Bogen fliegt das Toupet über zwei Tische.

Die Kellnerin kommt hinzu und lässt vor Schreck das volle Tablett fallen.

Ich stehe nur da und beobachte, wie sich auf dem Betonboden Bier und Schnaps mit dem schaumigen Blut meines Bruders verbinden.

Mit offenem Mund und ungläubigen Blick starrt Scharni auf die am Boden liegende Gestalt und auf seine Hände.

Ein gute halbe Stunde dauert es, da landet der Hubschrauber der Bergrettung unterhalb des Gipfelkreuzes.

Ich sitze auf einer Bank, dessen Holz von der Natur grau und spröde geworden ist.

Der Rettungsarzt gibt mir mit einem Kopfschütteln zu verstehen, was wir längst schon wissen.

»Wir müssen ihn mitnehmen«, sagt der Copilot, »wegen der Obduktion.«

Ich schaue dem Hubschrauber nach, bis er am Himmel irgendwann zwischen den Bergen verschwindet.

Nachtrag

Seit dem Morgen herrscht hektische Betriebsamkeit am Fischteich. Die Freiwilligen Feuerwehren der umliegenden Dörfer sind zusammengekommen.

Es hat einen anonymen Brief gegeben.

Ich bin mit meinem Bruder nach Weißberg gefahren, obwohl ich keinen Führerschein besitze.

Die Bundesstraße ist einspurig gesperrt. Das Stauende reicht fast bis zum Untergeher Anwesen. In der Küche brennt Licht und auf den Leinen weht die Wäsche im Wind.

Auf der Straße vor dem Fischteich werden unzählige Schläuche ausgerollt und Rohre installiert.

Ein Mann im Overall und Gummistiefel bis zur Hüfte steht am Straßenrand und fuchtelte mit den Armen.

»Schweine, alles Schweine«, höre ich ihn rufen.

Ich parke den Jeep meines Bruders vor dem Kirchenwirt.

Von überall strömen Schaulustige her.

Zusammen mit meinem Bruder überquere ich die Straße und öffne das quietschende Tor zum Friedhof, der von einer großen Wehrmauer aus dem 14. Jahrhundert geschützt wird.

Weihnachten bin ich das erste Mal wieder zu Hause.

Der Großvater hat mich abgeholt und steckt mir während der Fahrt zweitausend Schilling zu.

Fragend schaue ich ihn stumm an.

»Der Bachmann ist aus familiären Gründen von all seinen politischen, wie auch anderen öffentlichen Ämtern zurückgetreten. Ich weiß es besser. Schwul soll er sein und selbst vor Kindern nicht zurückschrecken. Weinend hat er alles seiner Frau gestanden und hat auf der Stelle das Haus und die Stadt verlassen. Die Frau des Bachmann ist bei uns auf dem Hof gewesen, weil sie ihr Herz ausschütten wollte. Einen Jungen habe sie vom Küchenfenster aus

gesehen, der einen Umschlag in den Briefkasten geworfen hat. Da sie ihren Mann schon länger in Verdacht gehabt habe, ein Doppelleben zu führen, habe sie ohne zu zögern, den Umschlag geöffnet und einen Büschel Schamhaare ent-deckt.«

Mein Bruder kommt über Weihnachten nicht. Es ist das erste Mal.

Er dreht, heißt es. Dabei hatte er gerade erst mit der Schauspielschule begonnen.

Marietta gebe ich über den Milchabholer eine Nachricht, die bis ins neue Jahr nicht beantwortet wird.

Jedes Mal, wenn er auf den Hof fährt, zuckt er nur mit den Achseln.

So verbringe ich die Zeit beim Moserwirt und breche Nacht für Nacht meine eigenen Flipperrekorde.

Durch die schmale Schießscharte der Wehrmauer sehe ich, wie die Schwimmaufsicht vom Goggausee ein Boot ablädt und auf dem größten Fischteich zu Wasser lässt.

Den Fischteichbesitzer scheint diese Aktion zu beruhigen. Noch laufen die Pumpen nicht, um dem Teich das Wasser abzusaugen.

Marietta ist wie vom Erdboden verschwunden. Egal, wen ich frage, alle zucken sie nur mit den Achseln.

Selbst die Schneidermeisterin Frau Reinsperger aus Straßburg weiß nicht, wo ich Marietta suchen könnte.

Seit dem ersten Weihnachtstag fällt Schnee, nicht viel, dafür stetig. Der Schneeflug ist Tag und Nacht im Einsatz.

»Spätestens an Silvester bricht alles zusammen«, sagt der Großvater und holt mit dem Johann die große Schlittenkutsche aus der Scheune.

Angeblich soll sie Ludwig II. von Bayern gehört haben. Dafür sollen die beiden großen Silberlöwen, die den Bock rechts und links zieren, der Beweis sein.

An Silvester spannt der Großvater die beiden Haflinger

vor und fährt mit allen auf die große Party nach Weißberg.

So bin ich allein zu Hause und langweile mich zu Tode.

Gegen elf Uhr abends schrillt die helle Glocke des Telefons durch das ganze Haus. Es wird Marietta sein, die mich auf der Silvesterparty vermissen wird.

Es ist mein Bruder, er ruft aus Berlin an. Im Hintergrund höre ich Frauengelächter und Musik.

»Pass auf Marietta auf«, sagt mein Bruder, »da ist ein Mörder unterwegs, ein Serienkiller, der vor nichts zurückschreckt.«

Ab und zu rauscht und knackt es in der Leitung, dass ich nur die Hälfte verstehe.

Mein Bruder ist ohnehin bekifft.

Ein Serienkiller bei uns, dass ich nicht lache.

Zuerst ist nur das Boot mit zwei Feuerwehrleuten auf dem größten Becken der Fischzucht. Mit langen Eisenstöcken, die sonst nur bei Lawinenabgängen eingesetzt werden, suchen sie die Tiefe des ganzen Teichs ab, bis sie wohl auf etwas Hartes stoßen.

All das sehe ich durch die Schießscharte der alten Wehrmauer.

»Ich hab dir damals nicht geglaubt«, sage ich zu meinem Bruder, »die Vergewaltigung Mariettas durch diesen Psychopaten habe ich als billige Ausrede gewertet. Eine zeitlang habe ich dich sogar in Verdacht gehabt, die Kathi umgebracht zu haben. Ach scheiße, es tut mir leid.«

Auf der anderen Seite der Mauer dominieren krächzende Stimmen aus Funkgeräten das Geschehen.

Ein Taucher wird angefordert, mehr kann ich nicht verstehen.

Ich habe mich auf das Grab des Großvaters gesetzt und vor mir auf dem Kiesweg eine kleine Kuhle gegraben.

Neben mir liegt ein Stapel Zeitungsartikel, die mein Bruder über Jahre gesammelt hat. Ich zerreiße Blatt für Blatt und lege sie in das Loch.

Jeden Frauenmord in Oberbayern und in Kärnten

scheint er dokumentiert zu haben.

Der Taucher kommt aus St. Veit und verschwindet für mehrere Minuten im dunklen Nass. Nach dem Auftauchen hat er den Verdacht mit einem Nicken bestätigt. Irgendjemand gibt ein Zeichen und die Pumpen beginnen zu laufen.

»Ihr Schweine, ihr Schweine«, höre ich den Fischzüchter schreien, was aber durch den Lärm der vielen Pumpen untergeht.

Zusätzlich beginnen Bauleute mit dem Aufbau eines Krans.

Ich verlasse mit meinem Bruder den Friedhof und drehe eine kleine Runde durch Weißberg. Immer wieder schaue ich zurück. Aber vom Friedhof steigt nur eine kleine Rauchwolke auf, die von niemandem wahrgenommen wird.

Altbewohner, Neubewohner, Künstler, Schaulustige, Touristen, alle haben sich am Gelände der Fischzucht versammelt und starren auf das dunkle Gewässer.

Ich höre, wie die Alten tuscheln und sich die Geschichte vor mehr als dreißig Jahren erzählen.

Ein paar wenige, glaube ich zu erkennen.

Da stehe ich also mit meinem Bruder und gehöre für einen Moment zur Dorfbevölkerung.

Nein, niemand erkennt mich. Wie auch?

Zwanzig Kilo schwerer und ein rundes Gesicht sind eine gute Tarnung.

Zusammen mit meinem Bruder gehe ich näher heran.

Die Freiwilligen Feuerwehren der umliegenden Orte haben einen Grill aufgestellt und servieren Würste und Steaks vom Schwein. Ein großes fünfzig Literfass Bier wird angeschlagen. Beim *Kirchenvirt* gibt es längst keine Parkplätze mehr.

Ich halte nach Marietta Ausschau, vielleicht ist sie ja unter den Schaulustigen.

Ein dummer Gedanke, wo doch die Untergehens seit der Sache mit der S-Kurve vor ihrem Anwesen, die

Dorfgemeinschaft eher gemieden haben.

Zehn Jahre später habe ich Marietta in Wien wieder gesehen.

In einem Kaffeehaus haben wir uns getroffen. Wir haben geredet, aber immer um den heißen Kaffee herum. Beide haben wir uns nicht getraut, über Gefühle zu reden, die Angst, der andere könnte sie nicht erwidern, ist einfach zu groß gewesen.

So sind wir in der Nacht, ohne uns wirklich näher gekommen zu sein, zur U-Bahnstation gegangen.

Die Zeitungsverkäufer sind gerade dabei, ihre Blätter auf dem Boden auszulegen.

Es zeigt einen angezogenen Mann in einer Badewanne. Ein deutscher Politiker soll sich in der Schweiz in einem Hotelzimmer umgebracht haben.

Marietta riecht so gut, warum nehme ich sie nicht einfach in meine Arme?

Stattdessen begleite ich sie zur U-Bahnstation Schotten-
tor, wo sie in einen Waggon der U4 eingestiegen ist.

Ein Abschied, das habe ich damals schon gespürt, es aber nicht wahrhaben wollen.

Der Kran steht und der Teich ist soweit abgepumpt, dass unter der dunklen Wasseroberfläche etwas Weißes durchschimmert.

Das Seil spannt sich und unter einem krächzenden Geräusch wird ein weißer Mercedes Cabrio aus dem Fischteich gehoben.

Als der Kran den Wagen auf dem Boden absetzt, öffnet sich selbständig der Kofferraum.

»Oh«, machen die erwachsenen Schaulustigen, halten sich vor Entsetzen die Hand vor den Mund oder den Kindern die Augen zu.

Ein Mann liegt tot im Kofferraum. Er trägt einen weißen Anzug, eine Goldkette um den Hals, eine goldene Armbanduhr und viele goldene Ringe.

Der Mann hat eine Glatze. In seinem Mund steckt ein Knäuel, das nach einer nassen Perücke aussieht.

Der Tote bietet keinen schönen Anblick, darum schauen die Schaulustigen weg.

Nur ich starre hin und begreife langsam.

Nein, da ist noch eine Frau, die den Blick nicht abwenden kann. Ein Lächeln geht über ihr Gesicht, das sich an den Wangen Grübchen bilden.

Für einen Moment treffen wir uns, wie früher. Ich lächle zurück und sage zu meinem Bruder, dass wir jetzt fahren müssen.

Ein Mann ohne Führerschein fährt einen Jeep mit Kärntner Kennzeichen, wer sollte ihn da aufhalten?

Nur er selber, denn er fährt in die falsche Richtung. Beim Tatarmandl macht er halt.

Ich zünde mir nach zehn Jahren eine Zigarette an, die ich in der Jackentasche meines Bruders gefunden habe. So halte ich rauchend meinen Bruder im Arm, der letztendlich auf das geringste geschrumpft ist.

»Die meisten Überreste an Asche ist der Sarg«, hat mir der Krematoriumsbeschäftigte aus der Steiermark gesagt, »bei höheren Persönlichkeiten fügen wir oft noch etwas dazu.«

»Krebs im Endstadion«, hat meine Schwägerin am Telefon gesagt, »er wollte dich noch einmal sehen und diese Sache erledigen, die ihn Jahre lang umgetrieben hat. Er wusste, dass es sein letzter Sommer war. Ach, bevor ich es vergesse, ich soll dich von Fritzi grüßen. Sie ist mit Malte, meinem Regisseur, auf Motivsuche in Südafrika.«

Da sitze ich mit der Urne meines Bruders und weine, wie ein ...

Etwas Feuchtes stößt mich an und fiept.

Lämmlein junior legt seine Schnauze auf meinen Oberschenkel und schaut mich an.

Und doch, Hunde können lächeln.

ENDE

Kärnten Trilogie

Weissberg (Band 1)

von Johannes Wierz

Roman

Taschenbuch

80 Seiten

ISBN-10: 1-5175-7310-6

ISBN-13: 978-1-5175-7310-2

Auch als E-Book erhältlich.

INHALT:

Ein konsequenter Nichtsteuer und Nichtbesitzer - ein Totalverweigerer des Alltags - setzt sich auf seiner Urlaubsreise von Deutschland nach Kärnten an der Seite seiner geschäftigen Frau in einer Dauerreflexion mit allem auseinander; was ihm über den Weg und in den Sinn kommt: von Tourismus über Autofahren, von Zweierbeziehungsrollen-spielen, diversen österreichischen Institutionen bis zu sich selbst, und zwar so, dass es nichts gibt, das, nachdem es die Mühlen seiner Reflexion durchlaufen hat, nicht lächerlich zurückbleiben würde.

Seine Nonstop - Reflexionsarbeit ist eine Art Kampf mit der Banalität des Alltags, der er am Ende schließlich in alltäglich - grotesker Weise zum Opfer fällt - genau zu dem Zeitpunkt, zu dem er begonnen hat, mit ihr seinen Frieden zu finden. Die Banalität erweist sich als unüberwindliche Schicksalsmacht, das Schicksal als eine Farce und die Realität als Groteske.

Zwischen den Stühlen (Band 2)

von Johannes Wierz

Roman

Taschenbuch

227 Seiten

ISBN-10: 1-5175-4437-8

ISBN-13: 978-1-5175-4437-9

Auch als E-Book erhältlich.

INHALT:

Mit der Veröffentlichung seines ersten Romans gerät das Leben des Hamburger Autors aus den Fugen. Seine Ehefrau erkennt sich in dem Machwerk wieder und schmeißt ihn raus.

Ein alter Freund stellt ihm in Bonn eine Wohnung zur Verfügung.

Allein in der fastleeren Wohnung werden zwei alte Stühle zu seinen einzigen Gesprächspartnern, die ihn zunehmend mit seiner gespaltenen deutsch-österreichischen Identität konfrontieren.

**Mehr Informationen, Romane und Theaterstücke
unter:**

www.johanneswierz.de